Bedingungen.

Das Abonnement auf deutsche Bücher für ein ganzes Jahr wird vorausbezahlt mit

Dumas

	6 fl.	— kr.
Für ein halbes Jahr mit . .	3 fl.	— kr.
Für einen Monat mit . . .	— fl.	45 kr.
Außer Abonnement beträgt das Lesegeld für jeden Band täglich . . .	— fl.	2 kr.

Um vielfachen Mißverständnissen vorzubeugen, erlauben wir uns das verehrliche Lesepublicum darauf aufmerksam zu machen, daß für die französischen und englischen Bücher ein besonderes Abonnement besteht und zwar zu folgenden Bedingungen:

Für ein ganzes Jahr werden vorausbezahlt	9 fl.	— kr.
Für ein halbes Jahr . . .	5 fl.	— kr.
Für einen Monat	1 fl.	— kr.
Für 1 Band per Tag . . .	— fl.	3 kr.

Beide Abonnemente sind strenge geschieden und können sowohl im deutschen wie im französischen Abonnement nur die dahin gehörigen Bücher abgegeben werden.

Derjenige der ein Buch auf irgendeine Art verdorben oder beschädigt zurückbringt, ist verbunden den Werth desselben sogleich baar zu ersetzen.

Die Bibliothek ist Morgens von 8 bis 12 und Nachmittags von 2 bis 6 Uhr offen. Die übrige Zeit aber, so wie a[illegible] eibt selbe geschlossen.

[illegible] bibliothek,

[illegible] 8.)

Die Mohicaner von Paris.

Von

Alexandre Dumas. Père

Aus dem Französischen

von

Dr. August Zoller.

Neuntes bis Zwölftes Bändchen.

Stuttgart.
Franckh'sche Verlagshandlung.
1855.

Schnellpressendruck der J. G. Sprandel'schen Buchdruckerei.

LIV.

Die asymptotischen Seelen.

Carmelite brachte eine glückliche Nacht zu, eine Nacht, die sich nur mit jener Frühlingsnacht vergleichen ließ, wo sie mit Colombau ihren schönen Rosenstock, dessen Wurzeln zwischen den Steinen einer Grabstätte gewachsen waren, ausgehoben hatte.

Er liebte sie also.

Dieses ernste, starre Wesen, dessen Gesicht allein dem Mädchen so viel Furcht einflößte, hatte die zarten Frömmigkeiten und die kindlichen Schwächen der Liebe! — Nur, — hierin von den anderen Menschen verschieden, — hatte es die Scham seiner Zärtlichkeiten und bewahrte in sich ihr unaussprechliches Geheimniß.

Diese Offenbarung der Liebe des Bretagners erquickte das Herz von Carmelite, wie ein reichlicher Regen eine vertrocknete Flur erquickt, und schon am andern Tage sah Colombau, ohne die Ursache dieser Wiedergeburt zu kennen, die alte Heiterkeit von Carmelite wieder grünen.

Ihre Stunden waren fortan ausgefüllt; so sehr ausgefüllt, daß ihr die Tage zu kurz und die Nächte zu lang schienen.

Ihr Leben ging nicht auf den Zufall hin: es hatte nun einen Zweck.

Von diesem Augenblicke an quartierte sich das Glück, — welches in das Haus nur noch, so zu sagen, aus Versehen und wie ein Fremder kam, der sich verirrt und, da er weiß, daß er sich in der Thüre täuscht, immer einen Fuß aufgehoben und zum Fliehen bereit hält, — von diesem Augenblicke an quartierte sich das Glück kühn bald im Zimmer von Carmelite, bald im Pavillon von Colombeau, bald zugleich im Pavillon und im Zimmer ein.

Und dieses doppelte Glück kam doch nicht aus derselben Quelle und offenbarte sich nicht auf dieselbe Weise.

Colombau gewährte es einen unaussprechlichen Reiz, das Mädchen stillschweigend, innerlich, einsam, für sich zu lieben; er hatte für sie ein wenig von jener leidenschaftlichen Pietät der alten Christen für ihr Marienbild; eine Zuneigung, an der viel mehr die Ehrfurcht und das Bedürfniß, anzubeten, als die Liebe und das Verlangen, zu besitzen, Theil hatten, oder an der zugleich Liebe und Anbetung Theil hatten.

Sein ganzes Glück bestand darin, daß er sich in sein Zimmer einschloß, denn vor ihr zitterte er; — sich mit der Hand auf den Augen sammelte, sich von der ganzen Welt absonderte, und von den Höhen seiner Sammlung, wie vom Gipfel eines Berges herab, unter seinen Augen, wie mit Blumen bunt gesprenkelte Wiesen, wie Ebenen mit reichen Ernten, tausend unaussprechliche Glückseligkeiten sich entrollen sah.

Doch mitten unter dieser Freude, unter diesem Glücke, unter dieser Anbetung hatte der Schmerz, wir möchten beinahe sagen, der Gewissensbiß seinen Zehnten; zwanzigmal weckte das Gewissen von Colombau diesen durch einen scharfen Schmerz im Herzen auf: das war der Biß des inneren Vorwurfs.

Der klagende Schatten des verrathenen Cammille trat aus der Abwesenheit hervor, wie ein Gespenst aus dem Grabe hervortritt, und richtete sich vor seinem Bette

hoch auf: da war Colombau nahe daran, aufzustehen und sich Carmelite zu Füßen zu werfen, um ihr seine Liebe zu gestehen, nicht als das Bekenntniß einer Freude, sondern als die Beichte eines Verbrechens.

Zwanzigmal war Carmelite ihrerseits, — jedoch ohne Gewissensbisse, — zwanzigmal war Carmelite, sicher, geliebt zu sein, über die Schwelle ihres Zimmers mit dem festen Entschlusse getreten, zu Colombau zu gehen und ihm zu sagen: „Du liebst mich, Colombau! ... „Ich, ich liebe Dich auch!"

Wären sie Beide in einem dieser Augenblicke zusammengetroffen, so würde sicherlich das Geheimniß ihres Herzens auf ihren Lippen zum Ausbruche gekommen sein.

Doch jedes machte einen Theil des Weges, und kehrte dann, durch die Scham rückwärts gezogen, wieder um.

Mit einem Worte, dem ähnlich, was man in der Geometrie die asymptotischen Linien nennt, — von denen wir den Titel dieses Kapitels entlehnt haben, — Linien, die sich immer nähern, ewig sich zur Seite gehen und, obgleich ins Unendliche verlängert, nie zusammenlaufen, — gingen sich ihre Seelen, ganz brennend vor Liebe, ewig zur Seite, ohne je zusammenzutreffen.

Und dennoch sollte diese im Herzen verhaltene Liebe, welche jeden Tag, jede Stunde, jeden Augenblick zunahm, bald überströmen.

Eines Morgens, nach einer in fieberhafter Aufregung zugebrachten Nacht, sah Carmelite Colombau, der sie am Tage vorher erst um Mitternacht verlassen hatte, bleicher aber lächelnder als gewöhnlich bei sich eintreten.

Sie begriff, daß diesmal endlich der Bretagner seine Bedenklichkeiten überwunden hatte, daß sein Entschluß gefaßt war, und daß er zu ihr kam, um ihr Alles zu sagen.

Sie stand freudig auf, ging ihm entgegen und zog ihn zu sich auf das Canapé.

Doch im Rahmen der offen gebliebenen Thüre er-

blickte sie die Silhouette der Gärtnerin, die einen Brief in der Hand hielt.

„Mademoiselle,“ sagte Nanette, „es ist ein Brief von Herrn Camille.“

Carmelite stieß einen scharfen Schrei aus und fuhr mit der Hand nach ihrem Herzen.

Colombau warf seinen erbleichenden Kopf zurück.

Die Gärtnerin, da sie sah, daß ihr weder das eine, noch das andere von den jungen Leuten antwortete, legte den Brief auf den Schooß von Carmelite.

Carmelite kam zuerst zu sich; sie war, wenn nicht die Stärkere, doch wenigstens die Entschlossenere.

Alle Initiativen kamen von ihr.

Sie seufzte, schüttelte den Kopf, entsiegelte den Brief und las ihn: dann, ohne ein anderes Wort auszusprechen als: „Lesen Sie!“ reichte sie, die Augen auf das Gesicht des jungen Mannes geheftet, den Brief Colombau.

Man hätte glauben sollen, Colombau könne nicht mehr erbleichen, und dennoch hatte seine Blässe zugenommen.

Ein erstes Mal las er leise, ein zweites Mal laut folgende Zeilen:

„Liebe Carmelite,

„Endlich habe ich die Einwilligung meines Vaters, meiner Tanten und meiner ganzen Familie erhalten, und am 7. des nächsten Monats werde ich in Paris sein.

„Camille.“

Nie war ein Gerichteter, der selbst sein Todesurtheil las, so entstellt und so zitternd, als der Bretagner, da er zum zweiten Male laut den Brief seines Freundes las.

Mit dem Ellbogen auf die Rücklehne des Canapé gestützt, schaute ihn Carmelite tief, glühend, erwartend, daß er die Augen aufschlage, an.

Doch statt sich zu erheben, schloßen sich die Augen des jungen Mannes, und zwischen seinen vereinigten Wimpern floßen zwei Thränen durch.

„Was haben Sie?“ fragte ihn Carmelite mit ihrer harmonischsten Stimme, „und warum versetzt Sie die Rückkehr Ihres Freundes in eine solche Bestürzung?“

„Ah! Carmelite! Carmelite!“ rief der Bretagner, „fragen Sie mich das nicht!“

„Colombau,“ fuhr sie fort, „warum sind Sie so bleich, und warum weinen Sie?“

„Weil ich sterbe, Carmelite!“ rief der junge Mann, seine Weste mit voller Hand zerreißend, als ob er erstickte.

„Und Sie sterben, Colombau,“ sprach unbarmherzig das junge Mädchen, „weil Sie mich lieben, nicht wahr?

„Ich!“ rief Colomban, indem er die Augen erschrocken wieder öffnete; „ich! ich liebe Sie? . . .“

„Ja,“ antwortete Carmelite einfach. „Warum nicht? Ich liebe Sie wohl!“

„Schweigen Sie! schweigen Sie, Carmelite!“

„Oh!“ erwiederte das Mädchen, „ich schweige lange genug, und Sie auch! Lange genug nähren wir mit unserem Herzen diese Schlange, die es verzehrt.“

„Carmelite!“ rief Colombeau, „ich bin ein Elender!“

„Nein, Colombau, Sie sind ein großes Herz, lange Zeit siegreich, doch unbesiegt.“

„Oh! Carmelite! Carmelite!“ stammelte Colombau, „werden Sie mir verzeihen?“

„Und was hätte ich Ihnen denn zu verzeihen, da ich Sie liebe, da ich Sie immer geliebt habe?“

„Stille, Carmelite!“ unterbrach Colombau; „Sie hatten es schon gesagt, und ich hatte die Stärke gehabt, Sie nicht zu hören.“

„Wohl!“ sprach Carmelite mit einer Art von Wuth, „so wiederhole ich Ihnen: ich liebe Sie, Colombau! ich liebe Sie! ich liebe Sie!“

„Carmelite! Carmelite! ich höre Sie, und Ihr Hauch versengt mich, und Ihre Worte verzehren mich!"

Er entriß sich durch eine Anstrengung dieser Zaubermacht, entfernte sich ganz wankend von Carmelite und rief:

„Meine Schwester! meine Schwester! unsere Schuld ist gleich! bitten wir Gott, daß wir sie sühnen, um dieselbe Stärke und dieselbe Resignation."

„Was nennen Sie Resignation, mein Freund?"

„Sie verstehen mich wohl, Carmelite!"

„Nein, bei meiner Seele, ich verstehe Sie nicht. Wollen Sie zufällig damit sagen, ich werde Camille heirathen?"

„Es muß wohl sein."

„Daß ich Camille heirathe, mit Ihrer Liebe im Herzen, und Ihre Liebe kennend?"

„Es muß sein! es muß sein!" rief Colombau mit dem Ausdrucke der Verzweiflung.

„Und warum muß es sein? Sagen Sie, Colombau, vor wem bin ich denn verantwortlich für meine Liebe in dieser Welt? Ich bin, Gott sei Dank! allein und folglich einziger Richter und oberster Schätzer meines Benehmens.

„Sie irren sich, Carmelite: die Gesellschaft ist der Schätzer Ihres Benehmens, und Gott ist Ihr oberster Richter."

„Und wie kann die Gesellschaft, — ich möchte wohl, daß Sie mir das erklären würden, Colombau, — wie kann die Gesellschaft mich zwingen, das Unglück von zwei Menschen und das meine zu machen, indem ich denjenigen, welchen ich nicht liebe, zum Nachtheile dessen, welchen ich liebe, heirathe? Wie kann mir Gott als eine Pflicht eine Handlung auferlegen, welche nicht nur meinem Herzen, sondern sogar meinem Gewissen widerstrebt? Habe ich die Gesetze der Gesellschaft zu Rathe gezogen, als ich fehlte? Als ich am Rande des Abgrundes, in dessen Tiefe Camille und der Schmerz

mich erwarteten, hingleitend die Arme gegen Gott ausstreckte und ihn zu Hülfe rief, hat mich da Gott zurückgehalten?"

„Sie lästern Gott, Carmelite!"

„Ich lästere Gott nicht, Colombau: ich liebe Sie!"

„Carmelite! halten wir nicht unsere Begierden und unsere Instincte für Rechte und für Pflichten. Sehen Sie, sehen Sie, wohin Sie das geführt hat!"

„Ein Vorwurf, Colombau?"

„Oh!" rief der junge Mann, indem er ihr zu Füßen stürzte, „Gott strafe mich, wenn ich diesen Gedanken gehabt habe! Für mich, Carmelite, haben Sie in sich alle Leidenschaften des Weibes, doch Sie sind rein wie Eva am Tage ihrer Schöpfung."

„Colombau! Colombau!" sagte Carmelite, während sie auf ihr Canapé zurücksank und ihre beiden Hände auf den Kopf des jungen Mannes legte, „ich lasse meine Rechte und meine Pflichten beiseit und ziehe nur mein Herz zu Rathe . . . Wenig liegt mir daran, daß ich vor Gott und den Menschen verantwortlich sein soll: ich weiß, was ich Gott und den Menschen zu antworten habe, bin ich nur vor Ihnen rechtfertigbar."

„Und ich," versetzte der junge Mann halb besiegt, „denken Sie, ich willige je ein, den Eid zu vergessen, den ich Camille geschworen habe? Und hätte ich diesen Eid nicht geschworen, denken Sie, ich würde Camille verrathen? Oh! darum sage ich, wir müssen Gott um die Stärke und um die Resignation bitten!"

„Nie! nie!" rief das Mädchen mit einer unbändigen Heftigkeit.

„Carmelite! Carmelite!"

„Wie soll ich Gott bitten," fuhr sie fort, „mir, — indem er mir meine Liebe nimmt, um an ihre Stelle die Resignation, diese träge, unfruchtbare Tugend, zu setzen, — wie soll ich Gott bitten, mir das Element, das Princip meines Lebens zu nehmen? . . . Sie wissen

also nicht, daß ich ohne Sie, ohne Ihre Gegenwart, ohne Ihre Liebe schon todt oder in irgend einem Kloster lebendig begraben wäre? Ah! ich hatte den Plan hiezu am Tage der Abreise von Camille gefaßt, indem ich dem Winde und dem Kothe die Blüthen unseres armen Rosenstockes zuwarf, und Dank sei es Ihrer Gegenwart, sei es der Liebe für das Leben, die Sie mir wiedergegeben, daß ich auf dieses Vorhaben verzichtet habe ... Und ich soll vergessen, daß Sie es sind, Colombau, der mich gerettet hat?

„Oh! darum, Carmelite, wollen Sie mich mit Ihnen ins Verderben stürzen?"

„Heißt es, sich ins Verderben stürzen, heißt es leiden, heißt es sterben, mit einander sterben, leiden, sich ins Verderben stürzen?"

„Carmelite, um des Himmels willen!"

„Colombau, bedenken Sie doch, daß ich Sie in dieser Welt nur vergessen werde, um in der andern an Sie zu denken!"

„Was dann thun? was thun?"

„Ah! Sie werden endlich vernünftig!" versetzte Carmelite mit einem scharfen Gelächter, bei dem ein Schauer die Adern von Colombau durchlief. „Was thun? Das ist es! Oh! ich habe seit langer Zeit an das gedacht, was uns zu thun bleibe."

„Nun so sprechen Sie! sprechen Sie!" rief Colombau, der immer noch auf den Knieen lag und seinen Kopf zwischen seine Hände nahm, als hätte er wahnsinnig zu werden befürchtet.

„Es lassen sich nur zwei Entschlüsse fassen, Colombau."

„Welche?"

„Dieses Haus verlassen, fliehen, in der Fremde, am Ende der Welt, in einer Einöde Indiens, auf einer Insel Oceaniens, — vergessend, vergessen, — leben."

„Und der andere Entschluß?“ fragte Colombau, hiedurch andeutend, daß er den ersten verwarf.

„Der andere,“ antwortete Carmelite fest, „der andere ist, zu sterben, Colombau.“

„Oh!“ machte der Bretagner, das Haupt bis zu ihrem Schooße neigend.

„Da wir uns im Leben nicht verbinden können,“ fuhr Carmelite fort, „so vereinigen wir uns wenigstens im Tode.“

„Sie beleidigen Gott, Carmelite!“

„Ich glaube nicht . . . Doch in jedem Falle, Colombau, will ich lieber mit Ihnen die Ewigkeit hindurch leiden, als mit ihm die Zeit hindurch vereinigt sein.“

„Unmöglich, Carmelite! unmöglich!“

„Das ist gut, der Starke ist schwach . . . Es ist also am Schwachen, die Stärke für Beide zu haben.“

Colombau erhob das Haupt.

„Da ich nicht Ihnen gehören kann, weil Sie mich zurückweisen, Colombau,“ sprach Carmelite mit einer Geberde von erhabener Größe, „da ich nicht ihm gehören kann, weil ich ihn ausschlage, so trete ich schon morgen in ein Kloster ein . . . Mein Gott! nimm mich auf: ich gebe mich Dir!“

„Oh! Carmelite! Carmelite! wie schwach bin ich gegen Sie!“

„Sie, mein Freund, Sie sind der Engel der Selbstverleugnung, der Güte und der Pflicht!“

„Nein, nein, ich liebe Sie wie ein Wahnsinniger! ich liebe Sie wie ein Rasender! Alles, was Sie wollen, Carmelite, Alles, Alles werde ich thun.“

Carmelite lächelte traurig; ihr Triumph war vollständig: niedergeworfen, gebeugt, gebrochen, zu ihren Füßen, hatte ihr Colombau gesagt: „Ich liebe Sie!“

„Der Entschluß ist ein äußerster,“ erwiederte das Mädchen; „es ist auch der Mühe werth, daß Sie darüber nachdenken, Colombau. Ich spreche wie eine Crea-

tur ohne Namen, vereinzelt, verloren in der Welt, zum Grabe hingezogen durch ihren Vater und ihre Mutter, die ihr dahin vorangegangen sind; Sie sind der Letzte einer edlen Familie; Sie, Sie haben einen großen Namen; Sie, Sie haben einen Vater, der Sie anbetet... Denken Sie an Ihren Vater!... Morgen werden Sie mir das Resultat Ihrer Ueberlegung sagen."

„Morgen also, Carmelite!"

„Morgen, Colomban!"

Hiernach verließen sich die zwei jungen Leute, einen herzlichen, geschwisterlichen Händedruck wechselnd.

LV.

Der Entschluß.

Die von uns so eben erzählte Scene war am Tage vor Fastnacht vorgefallen.

Der folgende Tag kam mit der monotonen Regelmäßigkeit, mit der die, freudigen oder traurigen, Stunden zu Werke gehen, um zweimal die Runde auf dem Zifferblatt einer Pendeluhr zu machen.

Es war ein nebeliger, düsterer Tag, eher ein Todtenfest- als ein Fastnachtwetter; wir haben das Ende davon im ersten Kapitel dieses Buches gesehen, als wir, in den Straßen von Paris umherschweifend, Jean Robert, Ludovic und Petrus trafen: sehen wir nun den Anfang.

Der Regen fiel fein und durchdringend; die Luft war eisig; der Himmel grau; das Pflaster schwarz. Es war einer von jenen Wintertagen, wo man überall schlecht

ist, vor einem Klavier, vor einem Buche, der Dichter seinem weißen Papier, der Maler seinem unvollendeten Bilde gegenüber; einer von den Tagen, wo man allein traurig und zu Zwei noch viel trauriger ist; wo es scheint, der Geist sei durchgefroren wie der Körper, an welchen Ort seines Cabinets man auch fliehen, in welchem Winkel seines geliebten Zimmers man sich auch verbergen mag; einer von den Tagen, wo man trübselig und leidend ist, als ob die Winde des Kirchhofes durch die Dielen der verriegelten Thüre und die Spalten der geschlossenen Fenster zögen; einer von den Tagen, wo man schnattert, ohne zu wissen, warum, trotz des Feuers im Kamine, trotz der dichten Thürvorhänge; wo die Feuchtigkeit, dieser Alp des Tages, eindringt und einen am Halse packt; wo man sich, unfähig zum Widerstande, wie im Schlafe, den schädlichen Einflüssen der Atmosphäre überläßt; einer von den Tagen endlich, wo man sich unmächtig fühlt, ein Mißbehagen abzuschütteln, das minder gefährlich, aber angreifender als eine Krankheit, und dessen Ende man erwartet, ohne etwas zu thun, um entgegenzuwirken, denn man hat die Unwirksamkeit jedes Mittels erkannt.

Ein solcher Tag war es also, der, am Morgen der Fastnacht, im Jahre 1827, die zwei jungen Leute im Pavillon von Colombau vereinigte.

Ein großes Rebholzfeuer knisterte im Kamine; doch so viel Heiterkeit das Feuer an den Winterabenden gibt, eben so viel Melancholie gibt es, hat man am Morgen die Sonne, und wäre es auch nur einen Augenblick, strahlen sehen; das Feuer erscheint dann als eine verfehlte Copie, als eine lächerliche Nachahmung der Sonne; es singt nicht mehr, es glänzt nicht mehr; es erwärmt kaum.

Sie saßen Beide vor dem Kamine, traurig, schweigsam, nachdenkend, träumerisch, von Zeit zu Zeit ein paar

kurze Worte wechselnd, wie sie zwei Verurtheilte, welche den Henker erwarten, wechseln könnten.

Carmelite nahm endlich die Frage in Angriff und sagte:

„Morgen kommt er an."

„Morgen," wiederholte Colomban.

„Und wir haben noch keinen bestimmten Entschluß gefaßt, mein Freund," sprach Carmelite.

„Doch," versetzte Colomban, nachdem er einen Augenblick geschwiegen, „ich habe den meinen gefaßt."

„Dann ich auch," erwiederte das Mädchen, dem Bretagner die Hand reichend.

„Ich werde sterben!" sprach Colomban.

„Ich werde sterben!" sprach Carmelite.

Colomban erbleichte.

„Das ist fest beschlossen, Carmelite?" fragte er mit zitternder Stimme.

„Es ist fest beschlossen, Colomban," antwortete Carmelite mit einer sichern Stimme.

„Sie werden ohne Bedauern sterben?"

„Mit Freude, mit Glück, mit Entzücken."

„Dann vergebe uns Gott!" sagte Colomban.

„Gott hat uns schon vergeben," erwiederte das Mädchen, einen Blick voll Vertrauen zum Himmel aufschlagend.

„Es ist gut, trennen wir uns zum letzten Male, ehe wir uns auf immer vereinigen, und sammeln wir uns, ehe wir sterben."

„Sie haben Abschied zu nehmen, mein Freund."

„Ich habe einen Brief an meinen Vater, einen an Dominique zu schreiben."

„Und ich an meine drei Freundinnen von der Pension, an meine Schwestern von Saint-Denis."

Die zwei jungen Leute drückten sich die Hände und zogen sich zurück, Carmelite in ihr Zimmer, Colomban in seinen Pavillon.

Colomban schrieb folgenden Brief an seinen Vater, den alten Grafen Edmund von Penhoël:

„Mein theurer und geehrter Vater,

„Verzeihen Sie den Schmerz, den ich Ihnen verursachen werde.

„Obgleich mein Entschluß fest gefaßt ist, obgleich mich nichts in der Welt davon abbringen kann, — nicht einmal Ihre Liebe für mich, nicht einmal meine Dankbarkeit für Sie, — zögere ich doch, und ich sammle Kräfte, um die folgenden Zeilen zu schreiben.

„Mein geliebter Vater, mein verehrter, mein theurer Vater, verzeihen Sie mir, verzeihen Sie mir!

„Ich verzichte auf das Leben, das Sie mir gegeben.

„Sie haben mich seit meiner Kindheit gelehrt, o mein verehrter Vater! ich soll mich vor Allem um die Verachtung der Menschen bekümmern: ich flüchte mich in den Tod aus Furcht vor dieser Verachtung.

„Wenn Sie diesen Brief empfangen, mein lieber Vater, hat Ihr Sohn zu sein aufgehört, weil er, nach Ihren Rathschlägen, lieber auf das Leben verzichten, als die Erfüllung seiner Pflicht verletzen will.

„Ich habe nicht gefehlt, mein edler Vater! befürchten Sie das nicht einen Augenblick; hätte ich gefehlt, so würde ich, statt feig die Welt zu fliehen, meine Schuld dadurch, daß ich sie öffentlich dem Angesichte Aller bloßgestellt, gebüßt haben.

„Ich habe widerstanden, gestritten, gekämpft; denn ich hatte Ihre Verzweiflung vor Augen.

„Ich sollte besiegt werden: ich habe es vorgezogen, zu sterben.

„Erinnern Sie sich, mein Vater, unserer Spaziergänge an der Küste des wilden Meeres? Eines Tages hatte eine wüthende Fluth einen riesigen Felsen entzwei geschnitten, der seit dem Tage, wo die Erde aus den

Händen Gottes hervorgegangen, aufrecht und unerschütterlich gestanden war; im Angesichte dieses gebrochenen, entwurzelten, besiegten Felsens erzählten Sie mir die Geschichte der Kataklysmen und der Erdrevolutionen, indem Sie mir den Granitblock zeigten, der, von seiner Basis gelöst, unter den Anstrengungen der Woge hinrollte, als ob der Granit Pantoffelholz geworden wäre. Sie erklärten mir diesen großen Kampf der Wesen und der Dinge; Sie machten mir begreiflich, die Titanen von Hesiod, die Furien und die Riesen der Theogonie seien nichts Anderes als erloschene Vulcane, und Sie sagten mir, ich soll mich neigen vor diesem unabläßigen Kampfe der Kräfte der Natur.

„Ich neige mich, mein Vater: der Orkan der Leidenschaften hat meine Kräfte gebrochen; die Fluth der menschlichen Schmerzen hat meine Seele zugedeckt und sie ausgelöscht.

„Ich beuge das Haupt, und ich sterbe.

„Erinnern Sie sich auch, o mein vielgeliebter Vater! jener Worte der Nachfolge, die wir mit einander an unseren Winterabenden lasen? . . . O süße Abende meiner Jugend, Stunden meiner Kindheit, in unserem alten Thurme verlaufen, wo seid ihr?

„„Benehmet euch auf der Erde wie ein Reisender und ein Fremder, der an den Angelegenheiten dieser Welt keinen Theil hat.““

„So sagte die heilige Nachfolge.

„Nun wohl, mein verehrter Vater, wie ein Reisender bin ich dreißig Jahre lang unter den Fremden umhergeirrt, und, eher als daß ich an den Angelegenheiten dieser Welt Theil nehme, verlasse ich das irdische Land ohne Bedauern und gehe, um Sie im Himmel zu erwarten.

„Ich sterbe mit ruhigem Gewissen, und ich möchte beinahe sagen mit freudigem Herzen, mein Vater, wäre meine selbstsüchtige Freude nicht eine Beleidigung Ihrer Liebe.

„Auf beiden Knieen, mit gefalteten Händen, mit gebrochenem Herzen flehe ich Sie an, mein verehrter Vater! verzeihen Sie mir den Kummer, den ich Ihnen verursache, indem Sie bedenken, Sie, der Sie mich lieben, es sei für mich ein so großes Unglück gewesen, zu leben, daß es ein großes Glück ist, zu sterben!

„Ihr undankbarer Sohn
„Colombau von Penhoël."

Einige Thränen, so groß wie Regentropfen eines Sturmes, befleckten die letzte Seite dieses Briefes, der mit einer schwachen Hand und mit der großen Schrift geschrieben war, welche beinahe immer die der ritterlichen Racen ist.

Dann schrieb Colombau sogleich, ohne diesen Brief zu versiegeln, den er nur mit der Hand auf die Seite schob, einen zweiten an Dominique Sarranti.

Er war also abgefaßt:

„Mein Bruder,

„Ich bin im Bigriffe, zu sterben! An Sie wende ich mich als Freund, an Sie wende ich mich als Priester.

„Ich bedarf zugleich des Priesters und des Freundes.

„Zum Priester werde ich sagen:

„Mein Bruder, sprechen Sie nicht über meinem Leibe die grausame Blasphemie aus, derjenige, welcher sterben wolle, liebe Niemand; ich sterbe im Gegentheile, weil ich zu sehr geliebt habe.

„Ich habe vor den Augen ein Buch, wo der Selbstmord verflucht wird; es ist darin gesagt, unter den Thieren sei keines, das sich seine eigenen Eingeweide zerreiße und sich freiwillig des Lebens beraube.

„Ja, allerdings, ja, die Thiere gehorchen blindlings dem Schöpfer; der Mensch allein empört sich gegen ihn; doch Gott hat dem Thiere nur den Instinct gegeben, und er hat dem Menschen die Leidenschaften gegeben:

darin liegt das ganze Geheimniß vom Ungehorsam des Menschen und vom Gehorsam der Thiere.

„Und sogar, sagen Sie, mein Bruder, heißt es sich gegen Gott empören, eigenwillig zu ihm vorwärts zu gehen? wäre die wahre Empörung von meiner Seite nicht, zu leben, um das Leben und vielleicht denjenigen, welcher es mir gegeben, zu verfluchen? Nein, indem ich auf das Licht des Tages verzichte, komme ich nur den Beschlüssen der Natur zuvor: das Dasein und der Tod sind zwei von ihren Gesetzen; ein einziger Weg führt zum Leben; tausend sind gegen das Grab geöffnet und treiben uns zur Ewigkeit hin. O mein Gott! ich weiß, ich kann Dich nicht meines Unglückes beschuldigen; doch ich klage meine Leidenschaften an, welche von Dir herkommen, da ich sie mit dem Leben an dem Tage empfangen habe, wo meine Seele Deinen Händen entschlüpft ist, um auf die Erde hinabzusteigen und das Kind zu beleben, das so eben geboren worden; sie hätten mich nicht niederschlagen können, würdest Du ihnen nicht die Macht dazu gegeben haben; indem ich mich also unter ihren Händen beuge, beuge ich mich unter Deiner Rechten! Du hast überdies die Dauer des Alters der Menschen nicht bestimmt, alle sollen geboren werden, leben und sterben: das sind Deine Gesetze; was liegt Dir an der Zeit und der Art?

„Mein Tod, o Natur! ewig Verzehrende und Fruchtbare! wird dir nichts von dem entziehen, was du mir gegeben hast: mein Leib, dieser unendlich kleine Theil des großen Ganzen, wird sich immer mit dir unter einer andern Form wiedervereinigen; meine Seele wird entweder mit mir sterben und sich in der ungeheuren Masse der Dinge modificiren, oder sie wird unsterblich sein, und ihre göttliche Wesenheit wird in diesem Falle unversehrt bleiben. Lange Zeit dem Glauben unterthan, läßt sich meine Vernunft nicht mehr durch Sophismen verführen; ich höre die Stimme Gottes selbst, die mir sagt: „„Mensch,

ich habe Dich geschaffen, damit Du durch Dein Glück zum allgemeinen Glücke beitragest; und damit Du sicher hiezu gelangen könnest, habe ich Dir die Liebe zum Leben und das Grauen vor dem Tode gegeben; übersteigt aber die Summe der Leiden in Dir die der Glückseligkeit, sollten Dich die Wege, die ich Dir geöffnet habe, um den Uebeln zu entfliehen, im Gegentheile nur zu neuen Schmerzen führen, was verbindet Dich zur Dankbarkeit, da das Leben, das ich Dir als eine Wohlthat gegeben, für Dich eine Quelle der Mißgeschicke geworden sein wird?““

„Wahnsinniger! welche Anmaßung! ich glaube mich nothwendig für die Welt! Meine Jahre sind ein unmerkbares Atom im unendlichen Raume der Zeiten; ich weiß nicht, warum, noch wie ich auf die Welt gekommen bin, noch was die Welt ist, noch was ich selbst bin; und gehe ich aufs Gerathewohl nach einem der vier Punkte des Horizonts, um es zu erfahren, so komme ich verwirrt von einer immer gräßlicheren Unwissenheit zurück! Ich weiß nicht, was mein Leib ist, was meine Sinne sind, was meine Seele ist; ich weiß nicht, welcher Theil von mir das, was ich schreibe, denkt, und über Alles und über mich nachsinnt, ohne je dahin gelangen zu können, daß er sich selbst kennen lernt; ich versuche es endlich, mit dem Geiste die ungeheuren Ausdehnungen des Weltalls, das mich umgibt, zu ermessen; ich finde mich wie gefesselt an den Winkel eines unbegreiflichen Raumes, ohne zu wissen, warum ich mehr hier, als anderswo gefesselt bin, und warum der kurze Augenblick meines Daseins, ein rascher Blitz zwischen zwei Nächten, eher dieser Stunde der Ewigkeit gehört, als der, welche ihr vorangegangen ist, oder der, welche ihr folgen soll. Auf allen Seiten sehe ich nur das Unendliche, das mich wie ein Atom absorbirt.

„Und während in den acht letzten Jahren des vorigen Jahrhunderts, während in den fünfzehn ersten Jahren

dieses Jahrhunderts vier Millionen Menschen gestorben sind, — geopfert ein paar Ruthen Landes, Gränzen genannt, und dem Rufe eines Mannes, den man einen Eroberer nennt, — sollte ich mich fürchten, mir selbst und der Frau, für die und mit der ich sterbe, die paar Tage zu weihen, die mir bleiben? Das wäre, Sie müssen es zugestehen, mein Bruder, unsinnig, albern, unlogisch, in der physischen Ordnung, wie in der moralischen Ordnung.

„Dies für den Priester, Denker und Philosophen; für den Priester, der, da er weiß, was ich gelitten, für mich zu Gott seine reinen Hände und seinen von jeder Leidenschaft freien Geist erheben wird; für den Priester, der, so wenig christlich unser Tod auch ist, nicht erlauben wird, daß unsere zwei Leiber ohne ein Gebet oder wenigstens ohne ein Gottbefohlen ins Grab sinken.

„Nun für den Freund:

„Guter Dominique, theurer Freund meines Herzens, morgen früh, sobald Du diesen Brief empfangen hast, wirst Du nach dem Bas Meudon abgehen; Du kennst das Haus, das ich bewohne: Du wirst eintreten und auf demselben Bette liegend die Leichname von einem jungen Manne und einem Mädchen finden, welche gestorben sind, damit sie weder vor den Menschen, noch vor Gott über sich selbst zu erröthen haben.

„Theurer Freund, Dir allein vertraue ich die letzte Sorge für unsere Beerdigung.

„Wir konnten nicht mit einander in dieser Welt leben; wir konnten weder dasselbe Leben leben, noch auf demselben Lager schlafen; wir wünschen wenigstens in demselben Sarge in der Ewigkeit zu ruhen.

„Lieber Dominique, Du wirst also einen Sarg machen lassen, der groß genug, daß man uns neben einander dareinlegen kann; Du wirst die letzten Blumen von dem Rosenstocke pflücken, den Du in unserem Zimmer findest, und Du wirst sie auf uns entblättern; dann wird

Alles geschehen sein, und wir werden nur noch Deiner Gebete bedürfen.

„Doch es wird ein Mann bleiben, der Deiner sehr bedarf, theurer Freund meines Herzens: das ist mein Vater.

„Sobald seinem Sohne die letzte Pflicht erwiesen ist, wirst Du nach der Bretagne abreisen; nicht wahr, nichts wird Dich in Paris zurückhalten? Du wirst ihn in Thränen finden; Du wirst es nicht versuchen, ihn zu trösten: Du wirst mit ihm weinen.

„Lebe wohl, theurer Freund! morgen zu gleicher Stunde werden die Menschen, deren Meinung ich mich opfere, weder für, noch gegen mich mehr etwas vermögen: Carmelite und ich, wir werden zu den Füßen des Herrn liegen.

„Dein Freund, . . . mehr als Dein Freund, Dein Bruder

„Colombau von Penhoël."

Dann versiegelte er beide Briefe und schrieb die zwei Adressen; nur fügte er auf dem an seinen Vater bei:

„Auf die Post zu tragen."

Auf dem an Dominique Sarranti:

„Morgen früh vor sieben Uhr überbringen zu lassen."

LVI.

Die Nachtigallenbrut.

Während dieser Zeit schrieb Carmelite folgenden Brief an ihre drei Freundinnen von Saint-Denis:

An Regina, an Lydia, an Fragola.

„Gott befohlen, meine Schwestern!

„Wir hatten uns in Saint-Denis geschworen, wie verschieden auch unsere Lage in der Welt sein möchte, unser ganzes Leben hindurch, wie dies unsere Gewohnheit in der Pension war, uns zu lieben, uns zu vertheidigen und uns zu dienen; es war verabredet, daß im Falle einer Gefahr Jede auf den Ruf der Andern kommen sollte, an welchem Orte und in welcher Entfernung sie sich auch fände.

„Nun wohl, ich halte meinen Schwur: ich rufe Euch; haltet den Euren: kommt!

„Kommt und küßt zum letzten Male die eiskalte Stirne von derjenigen, die hienieden Eure Freundin war! Kommt! mein letzter Seufzer wird zu Euch fliegen und Euch sagen: „„Ich erwarte Euch!"

„Indem ich diese Welt verlasse, bin ich Euch indessen ein Bekenntniß über diese plötzliche Abreise schuldig.

„Meine Schwestern, ich wäre Eurer unwürdig, wenn ich, meine Uebel für heilbar haltend, Euch nicht gerufen hätte, um sie zu heilen; aber, ach! die Wunde war tödtlich, und Eure dreifache Zärtlichkeit hätte nur die Blumen unserer Freundschaft darauf werfen können.

„Beklaget aber nicht, daß ich vom Leben scheide, o meine Schwestern! und beneidet vielmehr meinen Tod; denn ich sterbe, wie Andere leben, mit Freude, mit Entzücken, mit Glück!

„Ich liebe! — und wenn Ihr je geliebt habt, so werdet Ihr den Sinn dieses Wortes begreifen. Liebt Ihr heute noch nicht, so werdet Ihr ihn morgen begreifen. — Ich liebe den Mann meiner Wahl, meines Geschmacks, meiner Träume; ich habe in einem menschlichen Geschöpfe alle Reichthümer der Schönheit, der Güte, der Tugend vereinigt gefunden, mit denen Jede von uns den Holden schmückt, den sie heirathen sollte!

„Da ich ihn in dieser Welt nicht heirathen kann, so verlobe ich mich mit ihm heute Abend und heirathe ihn in der andern.

„Wir werden heute Nacht sterben, meine Schwestern, und kommt Ihr morgen frühzeitig, ehe der Tod Zeit gehabt hat, seine Veilchen auf unsere Wangen zu entblättern, so werdet Ihr das schönste Brautpaar sehen, das die Erde je getragen.

„Vergießet aber keine Thräne auf seine Stirne, störet seinen Schlaf nicht durch Eure Seufzer, denn es werden auch nie Seelen von Verlobten strahlender, reiner zum Himmel aufgestiegen sein.

„Gott befohlen, meine Schwestern!

„Ich beklage einzig und allein, daß ich Euch nicht alle Drei, bevor ich sterbe, umarmen konnte; doch was für mich die Bitterkeit dieses Kummers mildert, ist der Gedanke, ich hätte Euren Thränen vielleicht nicht widerstehen können, und Eure so zärtliche, so ergebene Zuneigung hätte mich wieder Geschmack am Leben fassen lassen, während mir das Sterben eine unbeschreibliche Glückseligkeit bereitet.

„Beklaget mich also nicht; gedenket aber zuweilen meiner, wenn Ihr, am Abend, in einer heiteren Nacht, beim Scheine des Mondes, dieses melancholischen Freundes der Todten, Worte ohne Folge murmelnd, auf den Arm des Mannes, den Ihr liebet, gestützt, lustwandelt.

„Saget Euch, daß ich — die ich Euch, über den Rand der silberbefransten Wolken geneigt, zuschauen werde, — daß ich auch göttliche Stunden in den Frühlingsnächten, auf die ersten Liebesworte lauschend, die ersten Wohlgerüche der Rosen einathmend, zugebracht habe.

„Gedenket meiner, wenn Ihr, allein und ihn erwartend, bei jedem Geräusche eines Wagens, der anhält, einer Thüre, die sich schließt, um das Fieber der Abwesenheit zu besänftigen, hingeht und in seinem Zimmer

umherstört, die Bücher, die Papiere, die Gegenstände, die er berührt hat, küßt; saget Euch, ich habe am Abend auch die Blätter der Baumgänge geküßt, durch die er am Morgen gekommen.

„Gott befohlen, meine Schwestern!

„Die Thränen treten mir in die Augen bei dem Gedanken, daß ich Euch verlassen soll; doch das Lächeln kommt mir auf die Lippen bei dem Gedanken, daß ich ihm folgen werde.

„Seid glücklich!

„Ihr verdient Alle das Glück, das Eure Kindheit Euch versprach. Ich weiß nicht, warum Ihr mich so innig geliebt habt: ich war nicht würdig, Eine der Eurigen zu sein.

„Ihr seid heiter und sorglos: ich war ernst und nachdenkend; Ihr suchtet mich auf dem einsamen Fußpfade auf, wo ich spazieren ging, und Ihr zoget mich an der Hand zum Geräusche und zu den Spielen fort; doch ich verunstaltete Euer reizendes Trio, denn Ihr erinnert Euch, daß die Frau Obervorsteherin, als sie Euch eines Tags mit verschlungenen Armen sah, Euch die drei Grazien nannte, worauf der Abbé streng entgegnete: „„Madame, Sie müßten eher sagen: die drei Tugenden.““

„Und das war die Wahrheit.

„Regina war der Glaube; Lydia war die Hoffnung; Fragola war die Liebe.

„Gott befohlen, mein Glaube! Gott befohlen, meine Hoffnung! Gott befohlen, meine Liebe! Gott befohlen, meine Schwestern!

„Meine Abwesenheit diene dazu, daß Ihr Euch einander noch enger anschließt; liebet Euch noch mehr, wenn es möglich ist: nur die Liebe ist gut auf dieser Welt! suchet von der Liebe zu leben, die mich sterben macht: ich vermöchte Euch keine überschwänklichere Glückseligkeit zu wünschen.

„Ich vermache Euch mein einziges Gut auf Erden,

meinen einzigen Schatz: meinen weißen Rosenstock, wenn er nicht etwa mit uns stirbt; Ihr werdet ihn eine nach der andern pflegen, Ihr werdet die Blumen davon aufbewahren, und am 15. Mai, an meinem Geburtstage, entblättert Ihr sie gemeinschaftlich auf meinem Grabe.

„So habe ich, in einer Frühlingsnacht, alle meine Freuden auf dieser Welt entblättert.

„Ihr werdet mir Verzeihung bei der Frau Obervorsteherin erlangen. Sie nannte mich, erinnert Ihr Euch dessen? ihren schönen rosenfarbigen Vogel; Ihr werdet ihr sagen, das Blei des Jägers fürchtend, sei ihr schöner rosenfarbiger Vogel zu den azurblauen Wäldern aufgestiegen.

„Ihr werdet bei mir diesen Brief finden; unter Eurer Adresse wird eine Symphonie darauf gelegt sein, die ich componirt habe.

„Ich glaube, ich hätte eine große Künstlerin werden können.

„Dieses Musikstück ist Euch Dreien gewidmet, denn ich dachte an Euch, indem ich es schrieb. Es ist betitelt: Die Nachtigallenbrut.

„An einem Tage in diesem Sommer sah ich vom Baume ein Nest von Nachtigallen fallen, die das Gewitter erstickt hatte; — es gibt einen Blitz für die Vögel, wie für die Menschen. — Das ist der Gegenstand meiner Symphonie, die Ihr zum Andenken an mich studiren und spielen werdet.

„Arme Vögelchen! sie sind das Bild der Illusionen, die ich mir mein ganzes Leben gewünscht habe, und die, kaum erschlossen, immer wieder gestorben sind.

„Zum letzten Male Gott befohlen, meine Schwestern, denn unwillkürlich, ich fühle es, befeuchten sich meine Augen mit Thränen, und fielen diese Thränen auf meinen Brief, so würden sie die Worte des Glückes, die ich geschrieben, verwischen.

„Gott befohlen, meine Schwestern!

„Carmelite."

Nachdem sie diesen Brief beendigt hatte, schrieb sie drei andere, in denen sie einfach ihre drei Freundinnen auf den andern Morgen um sieben Uhr zusammenbeschied.

Dann rief sie die Gärtnerin und fragte diese:

„Wird heute die Postbrieflade noch einmal geleert?“

„Ja, Mademoiselle,“ antwortete Nanette; „wenn Sie sich ein wenig beeilen, so werden Ihre Briefe heute um vier Uhr abgehen.“

„Und um wie viel Uhr werden sie in Paris ausgetheilt?“

„Um neun Uhr Abends, Mademoiselle.“

„Dann ist es gut... Nehmen Sie diese drei Briefe und werfen Sie dieselben auf die Post.“

„Ja, Mademoiselle . . . Hat Mademoiselle sonst nichts mehr zu befehlen?“

„Nein; warum?“

„Es ist heute Fastnacht.“

„Ein Festtag,“ versetzte Carmelite lächelnd.

„Ja, Mademoiselle, und wir haben uns zu fünf oder sechs verabredet, nach Paris zu gehen, wo wir uns einer großen Maskerade der Wäscherinnen von Banvres anschließen werden, und wenn Mademoiselle nichts mehr braucht . . .“

„Nein. Sie können nach Paris gehen.“

„Ich danke, Mademoiselle.“

„Um wie viel Uhr werden Sie zurückkommen?“

„Um elf Uhr, vielleicht später: es ist wohl möglich, daß man tanzt.“

Carmelite lächelte aufs Neue.

„Unterhalten Sie sich gut, und kommen Sie zurück wann Sie wollen,“ sagte sie, „wir werden Ihrer nicht bedürfen.“

Carmelite bedurfte in der That nicht nur der Gärtnerin nicht, sondern dieser Abgang entsprach sogar ihren Absichten.

Colombau und sie sollten ganz allein im Hause sein, und der Gedanke dieser Einsamkeit war es, was das Mädchen lächeln machte.

Die Gärtnerin entfernte sich, und gegen vier Uhr Abends dachten die jungen Leute, da sie sich allein fühlten, nur noch an die Vorbereitungen zu ihrem Tode.

Von diesem Augenblicke an verschwand die Welt für sie; sie gingen wohl noch einige Minuten unter den schwarzen, ihrer Blätter beraubten Bäumen im Garten umher, doch sie gingen wie die Schatten von sich selbst.

Die Blätter und die dürren Zweige, die sie mit den Füßen traten, diese Bäume mit den entfleischten Armen, dieser graue Himmel, den die Sonne vergebens zu durchdringen suchte, die Glocke des Weilers, welche melancholisch die Stunden schlug, der monotone Lärm der Faschingstrompete, die von Zeit zu Zeit traurig in der Ferne ertönte, Alles, Geräusch und Stille, Einsamkeit und Erinnerung an die Welt, Alles bereitete sie zur langen Ruhe vor, Alles lud sie zum Tode ein.

Sie gingen wieder ins Haus hinauf, und außer dem Zimmer von Camille, das seit seiner Abreise geschlossen geblieben war, besuchten sie alle Räume, um einen letzten Abschied von ihnen zu nehmen.

Als sie in das Zimmer von Carmelite kamen, öffnete diese das Fenster, nahm Colombau beim Arme und sagte zu ihm:

„Ich war an diesem Platze am Tage der Abreise von Camille; erst von diesem Tage an begriff ich den Umfang des Hasses, den ich gegen ihn hatte, durch die Größe der Liebe, die ich für Sie hegte; von diesem Tage an, Colombau, habe ich mit dem Leben gebrochen und mit dem Tode einen Vertrag geschlossen. Doch von diesem Augenblicke an, — verzeihen Sie mir, Colombau! — ist mir auch der selbstsüchtige Wunsch gekommen, mit Ihnen zu sterben!"

Colombau preßte das Mädchen an sein Herz und rief:

„Dank! Dank!"

Dann trugen sie den Rosenstock fort, der der Gefährte ihres Todeskampfes sein sollte.

Auf der Schwelle blieb aber Carmelite stehen und sagte zu dem jungen Manne:

„Hier habe ich zum ersten Male die Offenbarung Ihrer Liebe erhalten . . . Oh! wie widerstand ich während einer halben Stunde, die Sie dageblieben sind, in jener glückseligen Nacht, meiner Begierde, mich in Ihre Arme zu werfen!"

Sodann, nach dem Fenster im Gange deutend:

„Von diesem Fenster aus sah ich Ihre Lampe wachen, und ich blieb da, bis Ihre Lampe erloschen war."

Sie gingen die Treppe hinab, Carmelite lächelnd, der junge Mann seufzend.

„Wie oft," sprach Carmelite, „bin ich in der Finsterniß, nicht das Geräusch meiner Tritte, wohl aber das Pochen meines Herzens hörend, hinabgegangen! Sehen Sie, dort jener Allee folgte ich, und oft im Sommer, wenn Sie bei geschlossenen Vorhängen, aber offenem Fenster schliefen, legte ich, leicht wie ein Schatten, mein Ohr an die Läden, um Ihren Athem zu belauschen. Fast immer war Ihr Schlaf bewegt von einem bösen Traume, und ich war dann, die Arme ausgestreckt, die Brust keuchend, nahe daran, zu Ihnen zu sagen: „„Oeffne mir, Colombau, ich bin der Engel der rosigen Träume."" Erzählen Sie mir, was Ihren Traum störte, mein schöner Freund.".

Und sie bot ihre Stirne dem reinen, klaren Kusse des jungen Mannes.

Dann traten Beide, Carmelite zuerst, Colombau hinter ihr, in den Pavillon ein.

Colombau schloß die Thüre mit dem Schlüssel und dem Riegel.

IV.

To die, to sleep *).

Colombau legte den Schlüssel auf den Kamin.

Das Schlafzimmer des jungen Mannes hatte sich in eine wahre Kapelle verwandelt.

Alles, was es an erschlossenen Blumen in dem kleinen Gewächshause gab, dessen Scheiben in der Sonne in einem Winkel des Gartens glänzten, wenn sich die Sonne zufällig zeigte, war von Carmelite in Contribution gesetzt worden.

Carmelite hatte die Fenster durch Vorhänge von weißer Mousseline verborgen; sie hatte auf dem Kamine, wie auf einer Altartafel, ein gesticktes Tuch ausgebreitet, und hierauf, wie auf den Kamin, auf das Guéridon und jedes Meuble mit Blumen gefüllte Vasen gestellt.

Alles, was ihr von Blumen nach dieser Vertheilung geblieben war, hatte sie auf den Boden entblättert.

Man hätte glauben sollen, sie seien schon in die Gruft hinabgestiegen.

Sie setzten sich auf das Sopha und sprachen ungefähr eine Stunde mit einander.

Nachdem es Nacht geworden war, zündeten sie sodann die Lampe an.

Als hätte Carmelite bange gehabt, dieser Tod zu Zwei könnte ihr entgehen, machte sie jede Minute eine Bewegung, um aufzustehen und die Kohle zu holen, welche im Ankleidecabinet, neben dem Zimmer, auf einem Rechaud aufgehäuft lag.

---

*) Sterben, schlafen.

Bei jeder Bewegung hielt sie Colombau zurück; in dem Augenblicke, wo er sie zu sehen aufhören sollte, hatte er sie nicht genug gesehen: er wollte sie noch mehr sehen.

Gegen neun Uhr Abends kam Carmelite auf den Gedanken, sich ans Klavier zu setzen und zu singen . . . Im Alterthum, wenn die Schwäne sangen, ließen sie auch ihre Stimme in der Stunde des Todes hören.

Nie waren der Schrei des Schmerzes, nie die Hymne der Freude durch einen solchen Gesang wiedergegeben worden! nie hatte die Stimme von Carmelite, deren Umfang von der tiefsten Saite bis zu der höchsten ging, solche Wunder vollbracht. Gott gab ihr, wie es schien, um von der Welt, die sie verließ, Abschied zu nehmen, um die zu begrüßen, in welche sie eintrat, Töne der Klage und der Glückseligkeit, denen jener gefallenen Engel ähnlich, welche, nach einer langen Verbannung auf die Erde, durch die unendliche Barmherzigkeit des Herrn nach dem Himmel, ihrem ersten, ihrem einzigen, ihrem wahren Vaterlande, zurückberufen sind.

Endlich müde, die Räume ohne Gränzen zu durchlaufen, wo die Wirklichkeit schwebt, wo der Traum sich verirrt, erlosch die Stimme wie ein melodischer Seufzer, der lange noch, nachdem er erloschen, im Herzen des jungen Mannes vibrirte.

Colombau hatte sich Carmelite genähert, so daß diese, als die Sterbeimprovisation vollendet war, ihren Kopf auf seine Schultern und ihre beiden Hände in seine Hände fallen ließ.

Das Klavier war wieder stumm geworden, wie ein Leichnam, dessen Seele entflogen ist.

Es herrschte in der Dunkelheit ein langes Stillschweigen nur unterbrochen durch den vermischten Athem der zwei jungen Leute.

Plötzlich schlug die Pendeluhr.

Jedes zählte für sich die Klänge des Erzes.

„Elf Uhr!“ sagten Beide.

Carmelite fügte bei:

„Freund, es ist Zeit.“

Colombau stand auf, zündete zwei Kerzen an, ließ eine davon Carmelite und ging mit der andern in das Cabinet, wo die Kohle lag.

„Wohin gehst Du?“ fragte Carmelite.

„Du sollst wohl sterben,“ erwiederte Colombau, „doch ich will nicht, daß Du leidest.“

Carmelite begriff, daß es sich um eine Fürsorge handelte, und ließ Colombau machen.

Als er aber die Thüre wieder schließen wollte, sagte sie:

„Nein, mein Freund; entfernen Sie sich von mir, doch ich will Sie immer sehen.“

Colombau ließ die Thüre offen.

Seine Absicht war, zum Voraus den Rechaud im anstoßenden Cabinet anzuzünden, so daß die ersten groben Dämpfe der Kohle entströmen könnten, und daß sich nichts mehr davon losmache, als die feinen Miasmen, welche bis zum Gehirn dringen und den Tod ohne Schmerz geben.

So viel Maßregeln Carmelite genommen hatte, um Thüren und Fenster zu verstopfen, eben so sehr war Colombau besorgt, Alles zu öffnen, damit die äußere Luft die ersten Kohlenausströmungen entführe.

Carmelite schaute ihm mit einem unbeschreiblichen Lächeln zu.

Die Hände des Mädchens waren auf eine natürliche Weise zum Klaviere zurückgekehrt, wie noch junge Vögel zu ihrem Neste zurückkehren.

Sie schweiften unbestimmt, aber harmonisch auf den Tasten umher; das Instrument, welches ein Stöhnen hatte hören lassen, das man für einen letzten Seufzer gehalten, schien wieder zu erwachen und gegen den Tod zu kämpfen, indem es, wie es der Sterbende im letzten

Delirium beim Todeskampfe thut, unterbrochene Worte ohne Folge von sich gab.

Carmelite verlor Colombau, wie sie es ihm gesagt hatte, nicht aus dem Blicke.

Während ihre schauernden Finger über das Elfenbein und das Ebenholz hinirrten, während ihr zerstreuter Fuß instinctartig das Pedal suchte und drückte, betrachtete ihr auf Colombau geheftetes Auge die Scheine der Flamme, welche mit einem röthlichen Reflexe die Stirne des jungen Mannes, der auf dem Boden kniete und das tödtliche Feuer anblies, beleuchteten.

Nichts deutete auf ihrem Gesichte auch nur die schwächste Gemüthsbewegung an.

Sie hatten die Stärke und die Ruhe der den Dingen dieser Welt fremden Leute; sie gehörten nicht mehr der Erde an; der Donner konnte rollen, das Haus konnte einstürzen: sie wären unempfindlich geblieben.

Ihre Leiber waren schon todt, und ihre Seelen allein wechselten noch Worte unter sich.

Die Seele von Colombau, die sich wie eine Blume unter dem Hauche des Mädchens öffnete, sprach:

„O mein Leben! o meine Liebe! ich habe die Freuden ohne Beimischung, die Du mir zu dieser Stunde gibst, nicht verdient! Ich gestehe meine Schwäche in diesem äußersten Augenblick. Carmelite, meine vielgeliebte Carmelite! ich habe nicht einen Tag, nicht eine Minute, nicht eine Secunde zugebracht, ohne an Dich zu denken. Du fragtest mich vorhin, Engel der rosigen Träume, was meinen Schlaf bewegt habe: es war Dein holdes Fantom, das sich auf mein Kopfkissen stützte und sich gegen mich neigend mir die Stirne mit dem Ende seiner Haare liebkoste; andere Male war es der anmuthige Zug der jungen Mädchen, deren Gesicht ich auf den Gemälden, in den Gebetbüchern, in den Handschriften der vergangenen Jahrhunderte gesehen hatte: alle diese Mädchen, das warst Du! immer Du! die Einen hatten

Deine Blicke; die Andern Dein Lächeln; Alle sangen mit Deiner Stimme; und ihr Gesang sagte: „„Komm mit uns, mein Bruder! der Mensch ist nicht gemacht für ein einsames, ödes Leben; liebst Du, Sohn der wilden Ufer, das Geräusch des Oceans der Menschen nicht, so kennen wir abgelegene Winkel, anbetungswürdige Oasen, wo die Bäche ewig murmeln, wo die Vögel die ganze Nacht singen!““ Oh! wie oft, meine vielgeliebte Carmelite, bin ich plötzlich aufgewacht bei dieser Stimme, die ich für die Deinige hielt, und ich streckte die Hände aus und glaubte Dich anzufassen; da erschienen aber an dem Platze stehend, wo ich Dich gesehen, die Gespenster meines Gewissens, die mich festhielten und vernichtet, keuchend, gebrochen auf mein fieberhaftes Bett zurückwarfen... Brauche ich Dir zu sagen, was meine Nächte beunruhigte? weiß ich nicht, was die Deinen beunruhigte? O meine Geliebte! ich liebe Dich mit allen Mächten meines Seins, und ich existire nur, seitdem ich Dich geliebt habe! Was ist die Wissenschaft? was ist der Ruf? was ist der Ruhm gegen die Liebe, die ich für Dich hege? Hat mich die Wissenschaft leben gemacht? hatten der Ruf und der Ruhm einen Schlag meinem Pulse, ein Klopfen meinem Herzen beigefügt? Nein, ich habe wirklich nur von der Stunde an gelebt, wo ich wußte, daß ich sterben sollte... O meine vielgeliebte Carmelite, ich möchte mir gern die Brust öffnen, um Dir mein Herz bloß zu zeigen: die Worte drücken die Leidenschaften, oder vielmehr die Leidenschaft, die in mir kocht, schlecht aus. Ich habe nur eine einzige Frau vor Dir auf dieser Welt geliebt; sie hatte Deine Schönheit, Deine Anmuth, Deine Stärke; sie hielt mich umfangen, wie Du mich hältst; ich schlang beide Arme um ihren Hals, ich küßte ihr die Augen, um die Thränen zu verhindern, hervorzukommen, und ich sagte ihr: „„Stirb nicht! stirb nicht!““ denn sie war, wie wir, an den Pforten des Todes; und sie ihrerseits umarmte mich

zärtlich und sprach zu mir: „„Du wirst eine andere Frau als mich auf dieser Welt finden, eine Frau, die Dich zärtlicher umarmen wird als ich; gesegnet sei die Frau, welche die reine Stirne meines Sohnes küssen wird!““ Nun wohl, dieses theure, anbetungswürdige, angebetete Wesen, diese erste Frau, die ich geliebt, meine Mutter, ich habe sie um Deinetwillen vergessen, oder vielmehr, ich liebe Dich mit derselben frommen Liebe, o meine Freundin, o meine Schwester! Carmelite, Carmelite!...“

„Wie schön bist Du, mein Geliebter!“ flüsterte sie; „wie schön bist Du!“

In der That, nie vielleicht war das schöne, edle Gesicht des Bretagners edler und schöner gewesen, als beim Scheine dieser Flamme, welche zugleich die Heiterkeit des Entschlusses gemischt mit der sanften Melancholie des Beklagens erleuchtete.

Die Kohle brauchte ungefähr eine Viertelstunde, um sich zu entzünden; sodann, als die zu dichten Dämpfe davon entwichen waren, schloß Colombau das Fenster des Cabinets wieder und brachte, beschienen von dem röthlichen Reflexe, den Rechaud mitten ins Zimmer.

Wonach er zurückkehrte, um die Thüre des Cabinets zu schließen.

Carmelite stand auf, und während das Klavier einen Seufzer von sich gab, der diesmal gewiß der letzte war, ging sie dem jungen Manne entgegen.

Colombau war bleich und fast wankend: er hatte die ersten Dämpfe absorbirt, mit denen er Carmelite hatte verschonen wollen.

Beide setzten sich mit verschlungenen Armen auf das Canapé: hier hatten sie zu sterben beschlossen.

Sie waren hier seit einigen Minuten, Auge in Auge, ihren letzten Blick beim Scheine der auf dem Kamine stehenden Lampe verschlingend, als es Mitternacht schlug.

Ein leichter Schauer war die einzige Aufmerksamkeit,

welche die zwei jungen Leute dem Geräusche der entfliegenden Stunde schenkten.

In der That, was lag ihnen am Gange der Zeit, ihnen, welche schon einen Fuß in der Ewigkeit hatten!

Wer in dieses Zimmer eingetreten wäre und die zwei jungen Leute, so keusch einander umschlingend und ihre süßesten Blicke, ihre leise ausgesprochenen Namen austauschend gesehen hätte, würde sie für zwei Verlobte, die von Liebe plauderten und tausend Pläne für die Zukunft bildeten, gehalten haben.

Und die Seele des Mädchens antwortete, während der Leib keusch mit seinen glühenden Lippen die Stirne des jungen Mannes küßte:

„Der Segen Deiner Mutter senke sich auf Dein Haupt herab, o Colombau! nie wird ein reinerer Kuß über einer makelloseren Stirne geschwebt haben! Ich auch, o meine Liebe, o mein Leben, o mein Tod! ich habe auch nicht eine Stunde zugebracht, ohne an Dich zu denken; denn ich habe Dich geliebt seit dem Tage, wo ich Dich kennen lernte, und wäre ich nicht von einem schlimmen Hauche geblendet worden, — ich hätte Dir gern alle Glückseligkeit geben mögen, die der Mensch auf Erden träumen kann! Doch diese irdische Liebe hätte ohne Zweifel nicht genügt, um unsere glühenden Zärtlichkeiten zu sättigen; für eine göttliche Liebe bedarf es himmlischer Hochzeitfeste; und darum werfen wir unsere irdischen Hüllen ab, damit unsere Seelen, von der Last ihrer Leiber befreit, sich in den reinen Regionen verbinden können ... Vor Gott, zu dem wir, uns an der Hand haltend, aufzusteigen im Begriffe sind, schwöre ich Dir, o Colombau, daß ich Dich durch den Raum, durch die unbekannten Welten lieben werde! Sollte ich, über die Schwelle dieser Welt schreitend, mit Dir in den brennenden Ofen, den die katholische Religion ihren Verdammten verheißt, getaucht werden, — der ewige Schmerz wird mir mit Dir süßer sein, als alle Glückseligkeiten

hienieden . . . Ich schwöre Dir, Dich zu lieben unter den Flammen des Ofens! Sollte ich in einen tiefen Abgrund versenkt werden, wohin Dein Blick, Deine Stimme, Dein Athem nicht gelangen können, mein Geist wird den Schlund erleuchten, ich werde Dich fühlen, ich werde Dich sehen, ich werde Dich hören, denn ich schwöre Dir, Dich zu lieben in den Tiefen des Abgrunds! . . . Ich betrachte mich von dieser Stunde an als enge mit Dir verbunden, als unauflöslich an Dich gefesselt; keine menschliche Macht vermöchte uns in diesem Augenblicke zu scheiden, keine göttliche Macht vermöchte uns alsbald zu trennen; denn, — Du hast es mir oft gesagt, mein geliebter Colombau! — dieser rächende Gott, vor dem die Menschen erschrecken, ist nichts Anderes, als die große Seele der Welt, mit der sich unsere Seelen vermengen und vereinigen, wie, wenn der Abend gekommen ist, die Strahlen der Sonne wieder zu ihrem Herde aufsteigen. Küsse mich also, mein Colombau, und unsere Seelen mögen sich vereinigen wie unsere Lippen, um rascher zum leuchtenden Aufenthalte emporzusteigen! . . . Schon sehe ich alle Gegenstände, die mich umgeben, nur durch einen Nebel; die Augen meines Leibes verdunkeln sich allmälig; doch mir scheint, mit den Augen der Seele sehe ich die Sterne funkeln, deren Kreis sich öffnet, um uns durchzulassen . . . Gott befohlen, mein Vielgeliebter! Gott befohlen Alles, was ich auf dieser Welt liebe, Alles, was ich in der andern lieben werde; Gott befohlen! schließe mich in Deine Arme, damit wir mit einander entfliegen . . . Ich höre in mir Tausende von süßen Stimmen singen, die mir Deinen holden Namen wiederholen . . . Colombau! Colombau! nie ist eine Seele jungfräulicher als die Deine zum Himmel aufgestiegen! Gott befohlen, meine Liebe, mein Leben! . . . Gott befohlen, mein Colombau!"

Einen Augenblick schwiegen die zwei Seelen wie eingeschlummert.

Die athembare Luft des Zimmers belud sich nach und nach mit Kohlensäure; die Kerze war nur noch eine bleiche Flamme, ein verwischter Schein.

Die Flamme des Rechaud tanzte wie ein Irrlicht, sich in den erschwerten Blicken der zwei jungen Leute mit allen Farben des Prisma nuancirend.

Große Schweißtropfen fielen in Perlen auf den Körper von Carmelite; veilchenblaue Tinten liefen über ihr Gesicht hin.

Colombau machte eine äußerste Anstrengung, nahm sie in seine Arme und trug sie, schwankend wie ein Trunkener, hastig auf das Bett, fiel an seinem Fuße nieder, stand wieder auf, und sich anklammernd vermochte er wieder seinen Platz bei ihr einzunehmen.

Ihre letzten Kräfte im Dienste der Schamhaftigkeit verwendend, schlug Carmelite während dieser Zeit den Untertheil ihres Kleides nieder, das, sich aufhebend, den Knöchel ihres Fußes sehen ließ.

Als sie dies gethan hatte, fühlte sie den Arm von Colombau, der sie an sich zog.

„Ja, mein Bräutigam," murmelte sie, „hier bin ich."

Und die zwei jungen Leute fanden sich zum ersten Male die Hände in den Händen, die Haare in den Haaren, die Lippen auf den Lippen.

Da erst wechselten sie ihren ersten Liebeskuß.

Man hätte glauben sollen, die Scham und die Keuschheit, diese zwei göttlichen Schwestern, umarmen sich unter dem Blicke der Jungfräulichkeit, ihrer Mutter.

Colombau verlor seine Kräfte zuerst.

Er unterbrach sich mitten in einem Kusse; ein eiskalter Schweiß überlief seinen ganzen Körper; er versuchte es, sich aufs Neue am Halse von Carmelite anzuklammern; doch seine Kehle war durch eine eiserne Hand zusammengeschnürt; seine Zunge war träge, und er vermochte kaum die letzten Worte zu murmeln:

„Komm . . . komm . . . komm!"

Und sein Kopf fiel leblos auf die Brust von Carmelite, welche trotz des Brausens ihrer Schläfe, des Klingens ihrer Ohren, den letzten Ruf ihres Geliebten gehört hatte, und, da sie diesen vielgeliebten Kopf sich schwer auf ihre Brust niedersenken fühlte, schauerte und einen schwachen Schrei ausstieß.

Es ist eine von der Medicin notorisch anerkannte Thatsache, welche auch alle Statistiken beweisen, ohne daß indessen die Wissenschaft den Grund davon angeben kann: bei dem Selbstmorde eines Mannes und eines Weibes ist es in der Regel der Mann, der zuerst unterliegt.

Wir bestätigen das Factum vor unsern Lesern; erkläre es, wer kann.

Colombau unterlag also zuerst.

Carmelite, als sie begriff, ihr Geliebter habe den letzten Seufzer ausgehaucht, öffnete die Augen wieder, schien einen Moment ihre Kräfte wieder zu erlangen und fand Stimme genug, um noch mit allen Saiten ihres Herzens zu rufen:

„Colombau! Colombau!"

Dann zog sie an ihre Lippen die Stirne des jungen Mannes, raffte Alles zusammen, was ihr an Leben blieb, küßte ihn zum letzten Male und sprach:

„Hier bin ich! hier bin ich!"

Und ihr Kopf fiel zu dem ihres Geliebten.

Es schlug eben ein Uhr.

LVIII.

Ein sehr pressanter Brief.

Es war gerade, wenn man sich erinnert, die Stunde, zu der, — nachdem der Streit in der Freischenke beschwichtigt, — die drei jungen Leute, die wir am Eingange dieser Geschichte gefunden, und ihr geheimnißvoller Retter sich Abendbrod serviren ließen.

Sie haben nicht vergessen, lieber Leser, daß Salvator und Jean Robert, als sie aus der Rue Aubry le-Boucher weggingen, ihre zwei Gefährten Petrus und Ludovic, auf dem Tische eingeschlafen, unter der Obhut des Kellners zurückließen, der auf die Empfehlung von Salvator für sie haftete.

Dann gingen der Commissionär und der Dichter nach der Rue Saint-Jacques, wo sie der Ton des Violoncells zu Justin führte; sie hörten die Erzählung des Schulmeisters und waren im Augenblicke der durch den Brief von Mina herbeigeführten Entwickelung da. Salvator lief nach der Polizei, um über das entführte Mädchen Erkundigungen einzuziehen; Jean Robert holte ein Pferd, und Justin folgte Babolin zur Brocante, wo Jean Robert und Salvator wieder mit ihm zusammentrafen.

Mit der neuen Auskunft, die er von der alten Zauberin erhalten, und der Ermahnung von Salvator, es zu verhindern, daß Jemand in das Zimmer von Mina oder in den Garten der Pension eintrete, jagte der Schulmeister sodann mit verhängten Zügeln nach Versailles.

Salvator und Jean Robert aber erwarteten Herrn Jackal auf dem Pont-Neuf; hier nahm sie der Polizeimann in seinem Wagen auf, wo er ihnen auf eine ge-

drängte Weise das Abenteuer erzählte, das wir im Gegentheile in seiner ganzen düstern Ausdehnung dem Leser vor Augen gelegt haben.

Lassen wir Justin nach Versailles reiten, lassen wir Jean Robert, Salvator und Herrn Jackal nach dem Bas-Meudon fahren und kehren wir zu Ludovic und Petrus zurück, welche auf dem Tische der Freischenke schlafen.

Der Erste, der erwachte, war Ludovic, und er erwachte bei dem Lärmen, den eine lustige Gesellschaft machte, um sich ihrerseits dieses vierten Stockes zu bemächtigen, dessen Eroberung den drei Freunden so viel Mühe gekostet hatte.

Getreu der Einschärfung von Salvator, wollte der Kellner nicht einmal erlauben, daß man in das Zimmer eintrete, wo Petrus und Ludovic schliefen.

Der Lärm, den die Gesellschaft, auf ihrem Verlangen bestehend, machte, hatte den jungen Doctor seinem Schlafe entzogen.

Er schlug die Augen auf und horchte.

Sein erster Gedanke, als er sich dessen, was vorgefallen, erinnerte, war, er werde, nachdem er die Stadt im Sturme genommen, genöthigt sein, die Belagerung auszuhalten: diesmal griffen aber die Belagerer mit so munterem Gelächter an, dieses Gelächter schien aus so jungen und so frischen Kehlen hervorzukommen, daß Ludovic dachte, es sei vielleicht ein Vergnügen dabei zu gewinnen, daß man sich von solchen Gegnern gefangen nehmen lasse.

Dem zu Folge öffnete er selbst die Thüre.

Auf der Stelle brach ein Trupp von Pierrots und Pierretten, von Malins und Poissarden mit einem solchen Geräusche, mit so schallendem Gelächter ins Zimmer ein, daß Petrus ganz erschrocken aufsprang und „Feuer!“ schrie.

Petrus träumte von einem Brande.

Mitten unter diesem Einbruche aber fühlte Ludovic

zwei hübsche Arme sich um seinen Hals schlingen, während ein Mund, — von dem jeder Hauch den Bart des Wolfes, dessen Sammet ihm den oberen Theil des Gesichtes verbarg, flattern machte, — ihm mit den weißesten Zähnen und den rosigsten Lippen, die er je gesehen, sagte:

„Du bist es also, Studiosus meines Herzens, der sich den Luxus erlaubt, Zimmer für sich ganz allein zu nehmen?“

„Ei!“ erwiederte Ludovic, „wenn Du Dir die Mühe gegeben hättest, umherzuschauen, Pierrette, mein Liebchen, so würdest Du gesehen haben, daß ich nicht allein bin.“

„Ah! ja, ja,“ versetzte die Pierrette, „hier ist in der That Meister Raphael in Person! Soll man Dir etwa für das Bein der Frau beim Brande des Dorfes stehen, Du, der Du Feuer schriest, als wir eintraten?“

Und das Mädchen hob seine Hose auf und zeigte, unter einem feinen seidenen Strumpfe, eines von den Beinen, wie sie die Maler suchen, und die Cardinäle finden.

„Ah! ich kenne dieses Bein, Prinzessin!“ sagte Petrus.

„Chante-Lilas!“ rief Ludovic gleichzeitig.

„Da ich erkannt bin, so lege ich meine Maske ab,“ sprach die schöne Wäscherin; „überdies trinkt man schlecht, wenn das Gesicht nicht entblößt ist... Zu trinken! ich sterbe vor Durst!“

Und die ganze Gesellschaft, welche aus fünf bis sechs Wäscherinnen von Vanvres und drei bis vier Gärtnerinnen von Meudon in Begleitung ihr Liebhaber bestand, wiederholte im Chor:

„Zu trinken! zu trinken!“

„Stille!“ sagte Ludovic; „das Zimmer gehört mir: es ist also an mir, die Honneurs desselben zu machen. Kellner, sechs Flaschen Champagner für mich!“

„Und sechs für mich!“ rief Petrus.

„So ist es gut,“ sprach die Prinzessin, „und man

wird das anerkennen, indem man Jedem eine Wange vorbehält."

„Gerade oder ungerade?" sagte Petrus, während er eine Hand voll Münze aus seiner Tasche zog.

„Was machen Sie, Seigneur Raphael?" fragte Chante-Lilas.

„Ich spiele mit Ludovic um seine Wange gegen die meine," erwiederte Petrus.

„Gerade für das Paar!" antwortete Ludovic in derselben Sprache, in der sein Freund mit ihm sprach.

„Ah! wir brennen also immer noch Petarden ab," sagte die Prinzessin, zu ihrer gewöhnlichen Redensart zurückkehrend. „Piff! paff! Es fehlt uns nur Camille: er würde das Bouquet abbrennen."

In diesem Augenblicke trat der Kellner mit den zwölf Flaschen Champagner ein.

„Hier ist das Bouquet!" rief er, indem er den Pfropf von zwei Flaschen, deren Draht er auf der Treppe abgeschnitten, springen ließ.

„Gewonnen!" rief Ludovic, der Chante-Lilas auf beide Wangen küßte. „Ich entführe Dich, Sabinerin!"

Und er nahm die Prinzessin von Vanvres in seine Arme, wie er es mit einem Kinde gethan hätte, und trug sie an einen Tisch, wo er sie, nachdem er sich selbst gesetzt hatte, auf seinen Schooß setzte.

Nach einer Stunde waren die zwölf Flaschen getrunken, und ebenso zwölf weitere, welche die Gesellschaft, um nicht im Rückstande zu sein, hatte kommen lassen.

„Nun müssen wir aber nach Vanvres zurückkehren," sagte die Prinzessin. „Hier ist Nanette: sie versprach ihrer Gebieterin, um elf Uhr nach Hause zu kommen, und sie hat ihr einen Brief zu geben. Es ist nun drei Uhr Morgens: zum Glücke ist der Brief pressant."

„Vier Uhr, Prinzessin!" versetzte Petrus.

„Und die Patronin steht um fünf Uhr auf!" rief Chante-Lilas. „Vorwärts, die ganze Gesellschaft!"

„Bah!“ entgegnete die Gräfin vom Battoir, „sie wird sich auch lustig gemacht haben, die Patronin, und sie steht heute sicherlich erst um sechs Uhr auf.“

„Prinzessin,“ fragte Ludovic, „wann Ihre erste Reise nach Paris?“

„Oh!“ versetzte Chante-Lilas, „als ob Sie sich noch um das bekümmerten!“

„Gewiß bekümmere ich mich darum, besonders wenn ich keine Wäsche mehr habe.“

„Ei! wie kleinlich ist das!“ sagte Chante-Lilas. „Nun wohl, Sie werden Ihre Wäsche bekommen, wann Sie sie selbst holen.“

„Chante-Lilas! keine Dummheiten! die Woche war hart für die weißen Hemden, und ich kann meine Kranken nicht in einem Spitzenhemde besuchen.“

„Kommen Sie und holen Sie Ihre Wäsche.“

„Oh! wenn es sich nur hierum handelt, und wenn in Ihrem Wagen Platz ist, Prinzessin, hier bin ich.“

„Ohne Spaß?“

„Es ist, wie ich Eurer Hoheit zu sagen die Ehre habe.“

„Bravo! bravo! wir werden Milch in der Mühle von Vanvres trinken! . . . Gehen Sie mit, Seigneur Raphael?“

„Gehst Du mit, Petrus? Bah! die längsten Tollheiten sind die besten!“

„Beim Teufel! es fehlt mir nicht am guten Willen; unglücklicher Weise habe ich eine erste Sitzung.“

„Nun, so verschiebe diese Sitzung.“

„Unmöglich!“ erwiederte Petrus; „ich habe mein Wort gegeben.“

„Ah! das ist heilig,“ versetzte Chante-Lilas; „und die Fornarina gibt Raphael Urlaub . . . Komm, König der Malins!“

Hienach reichte sie Ludovic den Arm; entschlossen, den Carneval lustig zu begraben, bezahlte dieser seine

Rechnung und die von Petrus, sprang die Treppe zu vier und vier hinab und stieg in die riesige Tapissière, welche die ganze Gesellschaft von Vanvres nach Paris gebracht hatte.

Petrus, der in der Rue de l'Ouest wohnte, nahm Abschied von seinem Freunde, wünschte ihm viel Vergnügen, und antwortete noch, trotz der Entfernung und der Finsterniß, auf die geräuschvollen Adieux, die ihm die lustige Gesellschaft zusandte.

„Nun," fragte Ludovic, „wohin des Teufels gehen wir denn so? Mir scheint, wir schlagen den Weg nach Versailles und nicht den nach Vanvres ein?"

„Hätte uns Raphael nicht verlassen, König der Malins," antwortete Chante-Lilas, „er würde Eurer Majestät sagen, jeder Weg führe nach Rom."

„Ich verstehe nicht," entgegnete Ludovic.

„Schau Nanette, die schöne Gärtnerin, an!"

„Ich schaue sie an."

„Wie findest Du sie?"

„Hübsch . . . Nun?"

„Nun, sie ist unter der Bedingung mitgegangen, daß ich sie vor ihrer Thüre absetze."

„Gut! und warum dies?"

„Ei!" erwiederte die Gräfin vom Battoir, „man sagt Ihnen ja, sie habe einen sehr pressanten Brief."

„Warum hat sie ihren Brief nicht abgegeben, ehe sie weggegangen ist?"

„Weil sie am Ende des Dorfes war, als sie dem Briefträger begegnete, weil wir zwischen Vanvres und dem Bas-Meudon warteten, und dies für sie eine halbe Stunde Verzug gemacht hätte."

„Gut! das ist eine Erklärung."

„Oh!" sagte Chante-Lilas, „und dann, da der Brief schon sechsundzwanzig Tage unter Weges war, denn er kommt von den Colonien, so sind einige Stunden mehr oder weniger . . ."

„Nicht der Tod eines Menschen,“ fiel die Gräfin vom Battoir ein.

„Und selbst im Falle des Todes eines Menschen,“ sagte Chante-Lilas, „haben wir nicht den Doctor bei uns? . . Nun, er schläft, der Doctor!“

„Oh! bei meiner Treue, ja,“ sprach Ludovic. „Erlaube, daß ich mich zu Deinen Füßen setze, Prinzessin, und meinen Kopf auf Deinen Schooß lege. Du wirst mir das Leben retten.“

„Schön!“ versetzte das Mädchen, „hätte ich gewußt, man nehme den Herrn zum Schlafen mit, so würde man ihn auf einen Gemüsewagen gelegt haben, und er wäre dort so gut gewesen als hier.“

„Ah! Prinzessin,“ versetzte Ludovic halb eingeschlafen, „Du lässest Dir nicht Gerechtigkeit widerfahren: kein Kohl ist so weich, kein Salat ist so zart wie Du.“

„Mein Gott!“ sprach Chante-Lilas mit einem Ausdrucke tiefen Mitleids, „wie dumm ist ein Mensch von Geist, wenn er zu schlafen Lust hat.“

Es schlug fünf Uhr Morgens, als man in Bellevue ankam. Allmälig hatte das schallende Gelächter aufgehört, war das lustige Geschrei erloschen; das Unbehagen und die Kälte, von der Rückkehr am Morgen, besonders im Winter, unzertrennlich, lasteten auf der halbentschlummerten Maskengesellschaft; Jeden drängte es, seine Stube, sein Feuer, sein Bett wiederzufinden.

Die Tapissière hielt vor der Thüre des von Colombeau und Carmelite bewohnten Hauses an; Nanette sprang aus dem Wagen, zog den Schlüssel aus ihrer Tasche und trat ein.

„Gut!“ sagte sie, als sie durch die Thüre des offen gebliebenen und auf den Garten gehenden Corridors das Licht sah, das im Cabinet von Colombau glänzte, „der junge Mann wacht noch und soll sogleich seinen Brief haben.

„Gute Nacht, die ganze Gesellschaft!“

Und sie schloß die Thüre.

Einiges dumpfe Schnarchen antwortete aus dem Innern des Wagens, der nach Vanvres weiter fuhr.

Kaum hatte er aber hundert Schritte gemacht, als der Ruf: „Zu Hülfe! zu Hülfe! Herr Ludovic! Herr Ludovic!“ von der Seite erscholl, wo man Nanette abgesetzt hatte.

Der Wagen hielt an.

„Was gibt es?“ fragte Ludovic, plötzlich aufgeweckt.

„Ich weiß es nicht, doch man ruft Sie,“ antwortete Chante-Lilas. „Ich glaube die Stimme von Nanette zu erkennen.“

„Es wird ein Unglück geschehen sein!“

Ludovic sprang aus dem Wagen und erblickte in der That Nanette; diese lief ganz erschrocken herbei und schrie:

„Zu Hülfe! zu Hülfe!“

LIX.

Die Erstickten.

Er eilte auf sie zu.

„Oh! kommen Sie geschwinde, Herr Ludovic! kommen Sie schnell! kommet Alle! sie sind todt!“

„Wer ist todt?“ fragte Ludovic.

„Mademoiselle Carmelite und Herr Colomban.“

„Colomban?“ rief Ludovic; „Colomban von Penhoël?“

„Ja, Herr Colomban von Penhoël und Mademoi-

selle Carmelite Gervais. Mein Gott! welch ein Unglück! So jung, so schön, so artig!"

Ludovic eilte auf der Stelle gegen das Haus fort und machte, da er den Gang offen fand, nur einen Sprung von der Straße nach dem Pavillon im Garten.

Das von Colomban geöffnete und von ihm schlecht wiedergeschlossene Fenster des Cabinets war abermals von Nanette geöffnet worden, welche es, nachdem sie vergebens gerufen, wagte, durch das Fenster zu steigen, um an die Thüre des Zimmers zu klopfen.

Als sie sah, daß man ihr nicht antwortete, öffnete sie die Thüre; sogleich machte sie aber drei Schritte rückwärts und fiel beinahe zu Boden.

Eine furchtbare Strömung von Kohlensäure umhüllte sie wie mit einer tödtlichen Wolke.

Von da an begriff sie Alles, und da sie dachte, sie werde den Wagen leicht einholen, so eilte sie hinweg, um ihn zu verfolgen.

Ihr Geschrei wurde gehört, der Wagen hielt an. Ludovic stürzte in den Pavillon durch das Fenster des Cabinets und versuchte es, ins Zimmer einzutreten, wurde aber selbst durch den verpesteten Dampf zurückgeworfen.

Er wandte sich gegen die Luft um und athmete sie mit voller Lunge ein.

In diesem Augenblicke liefen alle Leute herbei.

„Zerbrecht die Fenster! sprengt die Thüren!" rief Ludovic; „Luftströme! Sie haben sich mit Kohlendampf erstickt!"

Man versuchte es, die Läden zu öffnen: sie waren von innen geschlossen.

Mit ein paar Fußtritten sprengte man die Thüre.

Doch diejenigen, welche auf der Schwelle erschienen, waren genöthigt, zurückzuweichen.

„Man halte Essig und Salzwasser bereit; man wecke den Apotheker auf, wenn einer im Dorfe ist, und

man nehme bei ihm englisches Salz und Ammoniak. Nanette, zünden Sie irgendwo Feuer an, und lassen Sie Servietten heiß machen."

Dann, wie der Bergmann in den Schlund hinabsteigt, wie der Matrose in das Meer taucht, stürzte Ludovic ins Zimmer.

Die lustige Maske hatte dem Manne der Wissenschaft Platz gemacht; der Arzt wollte nun alle Hülfsmittel seiner Kunst anwenden.

Ludovic erreichte umhertappend das Fenster; die Kerze war erloschen, das Feuer des Kamins ebenso; der Rechaud hatte weder Flamme, noch Rauch mehr.

Die Vorhänge fielen am Fenster herab und verhinderten ihn, den Drehriegel zu finden.

Ludovic umwickelte sich seine Hand mit seinem Taschentuche und zerschmetterte mit zwei Faustschlägen zwei Scheiben.

Ein Luftzug fing an sich zu bilden; es war Zeit: er selbst schwankte und mußte sich am Klavier festhalten.

Dann ergriff er die Vorhänge mit vollen Händen, riß sie von ihren Stangen herab, und so gelang es ihm, das Fenster zu öffnen.

Die durch den Sauerstoff und den Kohlenstoff gebildete Kohlensäure machte nach und nach der athembaren Luft Platz, welche nun durch drei Oeffnungen eindrang.

„Tretet ein!" rief Ludovic; „tretet ein! es ist keine Gefahr mehr; tretet ein und erleuchtet das Zimmer."

Man steckte die zweite Kerze an, und jeder Gegenstand wurde sichtbar.

Die zwei jungen Leute lagen, eines in den Armen des andern, auf dem Bette, als ob sie so eben eingeschlafen wären.

„Ist ein Arzt hier," fragte Ludovic, „ein Barbier, gleichviel! ein Mensch, der mir helfen kann?"

„Es ist Herr Pilloy hier, ein alter Wundarzt von

der Garde, ein sehr geschickter Mann," antwortete eine Stimme.

„So lauft zu Herrn Pilloy," sagte Ludovic; „läutet, bis er aufsteht; zieht an ihm, bis er kommt."

Dann ging er auf das Bett zu und sprach den Kopf schüttelnd:

„Ah! ich glaube, wir kommen zu spät!"

Die Lippen des jungen Mannes waren in der That schwärzlich.

Ludovic hob die Augenlider auf.

Das Auge von Colombau war angeschwollen, glasig; das Auge von Carmelite trübe, von Blut unterlaufen.

Kein Athem lebte mehr, weder in dem Einen, noch in dem Andern.

„Zu spät! zu spät!" wiederholte Ludovic in Verzweiflung. „Gleichviel, thun wir immerhin, was zu thun ist. Ihr Frauen, übernehmet das Mädchen," fuhr er fort; „ich übernehme den Mann."

„Was müssen wir thun?" fragte Chante=Lilas.

„So gut als nur immer möglich ausführen, was ich Dir sagen werde: vor Allem das Mädchen ans Fenster tragen . . ."

„Kommt!" sprach Chante=Lilas zu ihren Freundinnen.

„Und wir?" fragten die Männer.

„Suchet das Feuer wieder anzuzünden . . . ein großes Holzfeuer; erwärmet Servietten; zieht ihm die Stiefel aus . . . Ich werde es versuchen, ihm am Fuße zur Ader zu lassen . . . Ah! zu spät! zu spät!"

Ludovic gab diesen Ausruf der Verzweiflung von sich, während er Colombau vom Bette zum Fenster trug.

„Hier ist Essig, hier ist Salzwasser," sagte Nanette.

„Gieße den Essig in einen Teller, daß man Taschentücher darein tauchen und damit die Schläfe der Erstickten reiben kann; — Du hörst, Chante=Lilas?"

„Ja, ja," erwiederte das Mädchen.

„Schneidet eine Feder, wie ich es thue, seht ... drückt die Zähne auseinander, wenn Ihr könnt, und blast ihr Luft in die Lunge ein.“

Man gehorchte Ludovic, wie man in einer Schlacht einem Heerführer gehorcht

Carmelite hatte die Zähne fest an einander gepreßt; doch mit Hülfe eines elfenbeinernen Messers gelang es Chante-Lilas, ihr die Kiefer auseinander zu drücken und die Feder zwischen die Zähne zu schieben.

„Nun?“ fragte Ludovic.

„Die Feder ist eingeschoben.“

„So blase ... Ich kann es nicht zu Stande bringen: er hat eiserne Zähne! .. Habt Ihr ihm seine Stiefel und seine Strümpfe ausgezogen?“

„Ja.“

„Reibt ihm die Schläfe mit Essig; sprengt ihm frisches Wasser ins Gesicht; drückt ihm die Zähne auseinander, und müßtet Ihr sie zerbrechen. Ich will es versuchen, ihm am Fuße zur Ader zu lassen.“

Ludovic öffnete sein Etui, nahm eine Lancette heraus, stach zweimal die Ader am Fuße, doch vergebens. Das Blut kam nicht.

„Nehmt ihm seine Halsbinde ab; reißt ihm die Weste, das Hemd, reißt ihm Alles vom Leibe.“

„Hier sind glühendheiße Servietten,“ sagte eine Stimme.

„Gebet Chante-Lilas davon und reibet die Brust mit den Servietten; — Du hörst, Chante-Lilas? mache es ebenso! — Ah! hier ist ein Messer.“

Es gelang Ludovic ein Messer zwischen die zwei Kiefer von Colombau zu drücken; auf die Hoffnung, eine Federspule in einen so engen Raum zu schieben, verzichtend, hielt er sodann seine Lippen an die Lippen des jungen Mannes und versuchte es, ihm Luft in die Lunge einzublasen.

Die Kehle war geschlossen; die Luft ging nicht durch den Schlund.

„Zu spät! zu spät!" murmelte Ludovic. „Versuchen wir es mit der Drosselader."

Er nahm wieder seine Lancette und öffnete mit einer wunderbaren Sicherheit die Ader am Halse.

Doch es kam ebenso wenig Blut als am Fuße.

„Da ist englisches Salze und Alkali," sagte der Bote, indem er Ludovic zwei Fläschchen darreichte.

„Hier, Chante-Lilas," sprach Ludovic, „nimm das Fläschchen mit dem Salze und halte es dem Mädchen unter die Nase. Ich nehme das Alkali."

„Gut!" erwiederte Chante-Lilas, die Hand ausstreckend.

„Und die Luft?" fragte Ludovic.

„Wie, die Luft?"

„Glaubst Du, sie sei in die Lunge eingedrungen?"

„Mir scheint, ja."

„Dann guten Muth, mein Kind! guten Muth! Reibe die Schläfe mit Essig und laß sie das Salz einathmen."

Der junge Doctor tauchte mittlerweile ein Tuch in alkalisirtes Wasser und umhüllte damit den Kopf von Colombau.

Colombau blieb jedoch unbeweglich; kein Hauch kam aus seiner Brust, keiner konnte darein eindringen.

„Oh!" sagte Chante-Lilas, „mir scheint, die Lippen erbleichen!"

„Muth! Muth! Chante-Lilas! das ist ein gutes Zeichen! . . Oh! mein liebes Kind; sieh, welch ein Glück in Deinem Leben, wenn Du Dir sagen könntest, Du habest eine Frau gerettet."

„Mir scheint, sie hat gestöhnt," rief Chante-Lilas.

„Hebe das Augenlid auf und schau das Auge an: ist es immer noch so trübe?"

„Oh! Herr Ludovic, mir scheint, es ist weniger trübe.“

„Herr Pilloy ist nicht zu Hause,“ meldete zurückkehrend der Bote, den man zum Wundarzte geschickt hatte.

„Wo ist er?“ fragte Ludovic.

„Bei Herrn Gérard, bei dem es sehr schlecht geht.“

„Wo wohnt Herr Gérard?“

„In Vanvres . . . Soll ich dahin gehen?“

„Unnütz! es ist zu weit.“

„Oh! es steht auch sehr schlimm bei dem armen Herrn Gérard,“ sagte eine Stimme.

„Herr Ludovic, Herr Ludovic, sie athmet!“ rief Chante-Lilas.

„Bist Du dessen sicher, mein Kind?“

„Ich rieb ihr die Brust mit einer heißen Serviette: ich fühlte ihre Brust sich heben . . . Herr Ludovic, sie greift mit ihrer Hand nach ihrem Kopfe!“

„Wohl, so werden wir von zweien wenigstens eines retten! Traget sie rasch von hier weg, damit sie, wenn sie die Augen öffnet, nicht ihren todten Geliebten sieht.“

„In ihr Zimmer, in ihr Zimmer!“ rief Nanette.

„Ja, in ihr Zimmer . . . Ihr werdet alle Fenster öffnen und dort ein großes Feuer machen . . . Geht, geht!“

Die Frauen trugen Carmelite weg.

Es fing an Tag zu werden.

„Du weißt, was zu thun ist, Chante-Lilas?“ rief Ludovic der Gruppe der Frauen zu, welche Carmelite wegtrug.

„Nein; sagen Sie!“

„Was Du bis jetzt gethan hast, nichts Anderes.“

„Wenn sie aber fragt, was mit ihrem Geliebten geschehen sei?“

„Sie wird wahrscheinlich vor einer Stunde nicht sprechen, und erst in zwei bis drei Stunden wieder zu Sinnen kommen.“

„Und dann?"

„Dann werden entweder Colombau oder ich bei ihr sein."

Hienach kehrte Ludovic zu Colombau zurück und murmelte:

„Zu spät! zu spät! Armer Colombau! oder vielmehr, arme Carmelite!"

Und er arbeitete wieder an dem jungen Manne mit der erhabenen Hartnäckigkeit des Arztes, der das Leben bis in den Armen des Todes verfolgt.

LX.

Um das Bett von Carmelite und beim Bette von Colombeau.

Morgens um neun Uhr hielt der Wagen, in dem Herr Jackal, Salvator und Jean Robert saßen, vor der Thüre des Hauses an, wo die von uns so eben erzählten schrecklichen Ereignisse vorgefallen waren.

Drei andere Wagen standen schon vor dieser Thüre: ein Fiacre, eine kleine bürgerliche Caleche und ein großer mit Wappen verzierter Wagen.

„Sie sind alle Drei da," murmelte Salvator.

Herr Jackal wechselte leise ein paar Worte mit einem schwarz gekleideten Manne, der sich bei der Thüre aufhielt.

Der schwarz gekleidete Mann bestieg ein an einer Schranke, ein paar Schritte von da, angebundenes Pferd und ritt im Galopp weg.

„Ich beschäftige mich mit Ihrem Schulmeister," sagte Herr Jackal zu Salvator und zu Jean Robert.

Salvator antwortete durch einen stummen Dank mit dem Kopfe und trat in den Gang ein.

Kaum hatte er hier drei Schritte gemacht, als ein auf dem Ruheplatze des ersten Stockes liegender Hund die Stufen herabsprang und seine Pfoten auf die Schultern von Salvator legte.

„Ja, mein Hund, ja, Roland! ja, sie ist da, ich weiß es . . . Auf, zeige uns den Weg, Roland!"

Der Hund stieg zuerst hinauf und blieb vor der Thüre des Zimmers von Carmelite stehen.

Herr Jackal als ein Mann, der das Recht hat, überall einzudringen, öffnete diese Thüre und trat ein, gefolgt von Salvator und von Jean Robert.

Da bot sich ein Gemälde von tiefer Poesie den Blicken des Polizeibeamten und der zwei jungen Leute.

Man stelle sich um das Bett, auf dem Carmelite, noch erstarrt, aber außer Gefahr, ausgestreckt lag, drei Mädchen knieend und betend vor; — drei Mädchen gleich an Alter, gleich an Schönheit, und alle Drei gekleidet, wie Carmelite selbst gekleidet war, das heißt mit einer eigenthümlichen Tracht, welche natürlich hier ihre Beschreibung findet.

Diese Tracht war die der Kostschülerinnen von Saint-Denis. Sie bestand aus einem Kleide von feiner schwarzer Sarsche, mit großem, ausgestopftem Rocke und geschlossenem Leibe, auf den ein weißer, gefältelter Kragen niedergeschlagen war; die Aermel der Kleider weit und herabhängend, wie die Aermel der Nonnen; ein großes wollenes Band, das sich um beide Schultern wand, umgürtete die Taille, auf dem Rücken einen Winkel bildend, dessen Base am Gürtel, dessen Spitze an den Schultern war; dieser handbreite Gürtel war mit Wolle von sechs Farben gestickt: grün, veilchenblau, aurorfarbig, blau, weiß und nacaratfarbig. Es war ein halb welt=

liches, halb religiöses Costume; eine Frau der Welt hätte in ihrem Anzuge nicht diese Strenge vorwalten lassen; eine Nonne würde diesen glänzenden, alle Farben des Regenbogens reflectirenden Gürtel nicht getragen haben. Das ist, wie gesagt, die Tracht der Kostschülerinnen von Saint-Denis, wenn sie in das eintreten, was man die Ausbildungsclasse nennt.

Jean Robert erkannte mit dem ersten Blicke Fragola, und er schaute Salvator an, um sie ihm zu bezeichnen; doch dieser hatte sie schon gesehen und war sogar von ihr gesehen worden: er legte seinen Finger auf seinen Mund, um Jean Robert Stillschweigen zu empfehlen.

Plötzlich wichen die zwei Freunde erschrocken zurück: es hatte ihnen geschienen, der Körper mache eine Bewegung, und sie wußten nicht, daß Carmelite durch Ludovic gerettet worden war.

„Ah! ah!" sagte Herr Jackal mit der Gleichgültigkeit der an solche Schauspiele gewöhnten Leute, „sie ist also nicht todt?"

„Nein, mein Herr," antwortete die größte von den jungen Frauenspersonen, diejenige, welche durch den Wuchs und sogar durch die Schönheit den Anderen zu gebieten schien.

Jean Robert wandte sich um: der Klang dieser Stimme war ihm nicht unbekannt.

Er erkannte Fräulein Regina von Lamothe-Houdan.

„Doch der junge Mann?" fragte Herr Jackal.

„Man hofft noch," antwortete Regina: „es ist ein junger Arzt bei ihm, und so lange er ihn nicht aufgegeben hat, wird nichts verloren sein."

In diesem Augenblicke öffnete sich die Thüre, und zum großen Erstaunen von Jean Robert und Salvator trat Ludovic ein.

Er hatte seinen ganzen Faschingsputz abgelegt und einen Mann zu Pferde abgeschickt, um in seiner Wohnung einen vollständigen Anzug zu holen.

„Nun?" fragten alle Stimmen.

Ludovic schüttelte den Kopf.

„Der Mönch ist bei ihm," erwiederte er; „ich, was mich betrifft, habe nichts mehr dort zu thun."

Dann, als man auf Carmelite deutete, welche immer noch stumm da lag, und deren Augen, wenn sie sich aufthaten, nicht zu sehen schienen, sprach Ludovic:

„Oh! armes Kind! . . . laßt sie in ihrer Unwissenheit: sie wird immer noch zu früh ins Leben zurückkehren!"

„Meine Herren," sagte Jackal zu Salvator und zu Jean Robert, „wir sind nur zufälliger Weise hier; ich glaube also, es wäre gut, die Kranke mit ihren Freundinnen und dem Arzte zu lassen, so rasch als möglich das Protokoll zu machen, und nach Versailles abzugehen."

Jean Robert und Salvator verbeugten sich zum Zeichen der Beistimmung.

Fragola stand auf und sagte ein paar Worte Salvator ins Ohr; dieser nickte bejahend mit dem Kopfe.

Wonach der Commissionär und der Dichter hinter Herrn Jackal hinausgingen, wie sie eingetreten waren.

Alles war im unteren Zimmer bereit, um die Erzählung des Ereignisses zu schreiben.

Die Thüre des Flurganges stand offen, und durch die Scheiben der Fenster des Pavillon sah man die Kerzen brennen.

„Wollen Sie ein paar Tropfen Weihwasser sprengen und ein Gebet für diesen armen Leib verrichten?" fragte Salvator den Dichter.

Jean Robert machte ein Zeichen der Einwilligung, und während Herr Jackal, um sich Ideen zu geben, die Nase mit Tabak vollstopfte, gingen Beide nach dem Pavillon.

Colombau lag auf seinem Bette: über seinen Kopf geworfen, deutete das Tuch durch seine Falten jene

strenge Form an, welche die Hand des Todes den Leichnamen gibt.

Ein schöner Dominicanermönch saß oben am Bette, sein Buch offen auf seinem Schooße; er hatte aber den Kopf zurückgeworfen, und indeß er Todtengebete sprach, entfielen stille Thränen seinen Augen.

Als er die zwei jungen Leute sah, welche mit entblößtem und gesenktem Haupte eintraten, stand der Mönch auf; sein Blick richtete sich abwechselnd auf Jean Robert und auf Salvator; doch die zwei Gesichter waren ihm offenbar unbekannt.

Der Eindruck, den Salvator beim Anblicke des Mönches empfand, war hievon ganz verschieden: als er Dominique erblickte, blieb der junge Mann stehen und ließ beinahe einen Freudenschrei, jedoch gemäßigt durch die Ehrfurcht, entschlüpfen.

Bei diesem Schrei wandte sich der Mönch um; doch ein neuer, von ihm auf Salvator geworfener Blick lehrte ihn nicht mehr, als der erste, und abgesehen von dieser natürlichen Bewegung des Erstaunens, blieb er unempfindlich.

Salvator ging aber auf ihn zu und sprach:

„Mein Vater, ohne es zu vermuthen, haben Sie das Leben dem Manne gerettet, der vor Ihnen steht; und dieser Mann, der Sie nie gesehen, der Ihnen nie seitdem begegnet ist, hat Ihnen eine tiefe Dankbarkeit geweiht. Ihre Hand, mein Vater! . . .“

Der Mönch reichte seine Hand dem jungen Manne, der, so sehr sich auch Dominique anstrengte, sie zurückzuziehen, diese Hand ehrerbietig küßte.

„Hören Sie mich nun an, mein Vater,“ sprach Salvator. „Ich weiß nicht, ob Sie meiner eines Tags bedürfen werden; doch bei der heiligsten Sache, die je existirt hat, beim Leibe des Ehrenmannes, der so eben den Geist aufgegeben, schwöre ich Ihnen: das Leben, das ich Ihnen verdanke, gehört Ihnen.“

„Mein Herr," erwiederte ernst der Mönch, „ich nehme dies an, obschon ich nicht weiß, wann und wo ich Ihnen den Dienst, von dem Sie reden, habe leisten können. Die Menschen sind Brüder und in diese Welt gestellt, um sich einander zu unterstützen: bedarf ich Ihrer, so werde ich zu Ihnen gehen. Ihr Name und Ihre Adresse?"

Salvator ging an den Schreibtisch von Colombau, schrieb seinen Namen und seine Adresse auf ein Papier und reichte dieses dem Mönche.

Der Dominicaner legte das Papier zusammengefaltet in sein Gebetbuch, nahm wieder seinen Platz oben am Bette von Colombau ein und setzte seine Gebete fort.

Die zwei jungen Leute ergriffen nach einander den in Weihwasser getauchten Buchszweig und besprengten damit das Tuch, das den Leichnam von Colombau bedeckte; dann knieten Beide am Fuße des Bettes nieder und verrichteten im Geiste ein inbrünstiges Gebet.

Während sie beteten, trat ein Mann bekleidet mit einer Livree ein, welche andeutete, daß er Diener in einem reichen bürgerlichen Hause war.

„Mein Herr," sagte er zu dem Mönche, „ich glaube, Sie sind derjenige, welchen ich suche."

„Was wollen Sie von mir, mein Freund?" fragte Dominique.

„Mein Gebieter stirbt, und da der Pfarrer von Vanvres abwesend ist, so läßt er Sie inständig bitten, zu kommen und seine Beichte zu hören."

„Ei!" erwiederte der Mönch, „ich bin der Gemeinde fremd; dieser junge Mann, bei dem ich Gebete spreche, war mein Freund, und auf den Brief, den er mir geschrieben, den ich aber leider zu spät empfangen habe, bin ich gekommen."

„Mein Herr," versetzte der Diener, „diese Eigenschaft eines Fremden ist, glaube ich, gerade das, was einen Herrn wünschen läßt, daß Sie ihm beistehen

mögen . . . Es geht sehr schlecht bei ihm, und Herr Pilloy, der Wundarzt, hat ihm, von ihm selbst befragt, geantwortet, wenn er seine Vorsichtsmaßregeln nehmen wolle, so habe er keine Zeit zu verlieren."

Der Mönch seufzte und schaute den unbeweglichen Leichnam an, dessen Form durch das Tuch sichtbar war.

„Mein Herr," fuhr Jener fort, „mein Gebieter hat mir befohlen, Sie im Namen Gottes, dessen Diener Sie sind, zu beschwören, Sie mögen in aller Eile zu ihm kommen."

„Ich hätte gern diesen armen Leib nicht verlassen mögen," sprach der Mönch.

„Mein Vater," sagte Salvator, „mir scheint, Sie sind Ihre Tröstungen den Lebenden schuldig, ehe Sie Ihre Gebete den Todten schuldig sind."

„Und dann," fügte Jean Robert bei, „wenn Sie wünschen, daß eine fromme und bei dem großen Unglück, das Ihnen begegnet, mitfühlende Seele hier bleibe, so bin ich da."

„Mein Herr," fragte drängend der Diener, „was soll ich meinem Gebieter sagen?"

„Sagen Sie ihm, mein Freund, ich folge Ihnen."

„Oh! Dank!"

„Nach wem habe ich zu fragen?"

„Nach Herrn Gérard."

„Seine Straße? seine Nummer?"

„Oh! mein Herr, die erste Person, bei der Sie sich erkundigen, wird Ihnen das Haus zeigen: mein armer Herr ist die Vorsehung der Gegend."

„Gehen Sie," sprach der Mönch.

Der Diener ging rasch ab.

„Sie versprechen mir, bis zu meiner Rückkehr hier zu bleiben?" fragte Dominique Jean Robert.

„Mein Vater," erwiederte der Dichter, „Sie werden mich wiederfinden, wie Sie mich verlassen haben: am Fuße dieses Bettes."

„Und wenn Sie mir etwas besonders zu empfehlen hätten,“ sprach Salvator, „so würde ich mich bemühen, Sie nach meinen besten Kräften zu ersetzen.“

„Ich nehme Ihr Anerbieten an, mein Herr; Sie wissen, daß Sie mir gesagt haben, ich könne über Sie verfügen!“

„Thun Sie es.“

„Colomban hat mich beauftragt, darüber zu wachen, daß sein Leib beim Leibe derjenigen, welche er liebte, bestattet werde; die Vorsehung hat erlaubt, daß es nur eine Leiche gab, statt zwei: ich kann also den Wunsch meines Freundes nicht erfüllen. Mehr noch: dieser Leichnam muß so viel als möglich den Augen der armen Carmelite entzogen werden; ich habe daher beschlossen, heute noch, um vier Uhr, nach der Bretagne abzureisen. . . . Es ist ein Vater dort: er hat ein Recht auf den Leib seines Sohnes und auf meine Tröstungen.“

„Um vier Uhr, mein Vater, wird Sie am Ende des Dorfes der Leichnam, in einen eichenen Sarg eingeschlossen, nach Erfüllung aller Formalitäten, in einer Postchaise erwarten. Sie brauchen nur Ihren Platz neben demselben zu nehmen und abzureisen.“

„Ich bin arm,“ sagte der Mönch, „und ich habe nur eine Summe bei mir, welche kaum hinreichend für meine persönliche Reise; wie kann ich . . .“

„Seien Sie unbesorgt, mein Vater,“ unterbrach Salvator: „die Reisekosten werden bei der Rückkehr bezahlt sein.“

Der Mönch näherte sich dem Bette, hob das Tuch auf, küßte Colomban auf die Stirne und ging ab.

Fünf Minuten nachher trat Herr Jackal ein.

Er ging auf die zwei jungen Leute zu, stützte sich auf seine gespreizten Beine, schaukelte sich einen Augenblick, mit den Händen in seinen Taschen, wandte sich dann besonders an Jean Robert und fragte den jungen Mann:

„Sie sind Dichter?“

„Das heißt, man behauptet, ich sei es.“

„Als Dichter,“ fuhr der Polizeimann fort, „glauben Sie an die Vorsehung, nicht wahr?“

„Ja, mein Herr, ich habe den Muth, dies zu gestehen.“

„Sie brauchen in der That Muth!“ sprach Herr Jackal, indem er seine Tabaksdose aus der Tasche zog und mit Wuth ein paar Prisen schlürfte.

„In welcher Hinsicht sagen Sie mir das?“

„In Betreff dieses Briefes.“

Und er zog aus seiner Tasche einen Brief, den er Jean Robert zeigte, ohne ihm denselben zu geben.

„Was für ein Brief ist dies?“ fragte Jean Robert.

„Das ist ein Brief, der gestern Abend angekommen,“ sagte Herr Jackal, „auf welchen man die zwei Worte sehr pressant zu schreiben besorgt gewesen war, den der Briefträger am Ende des Dorfes der Gärtnerin Nanette übergeben hat, den die Gärtnerin Nanette mit nach Paris genommen, und der, wenn er gestern Abend von denjenigen, an welche er adressirt war, gelesen worden wäre, zwei Glückliche gemacht hätte, statt einen Todten und eine Verzweifelte zu machen! Lesen Sie!“

Und er gab den Brief Jean Robert.

Dieser entfaltete ihn und las:

„Mein lieber Colomban, meine theure Carmelite,

„Nicht wahr, Ihr werdet sehr zufrieden, sehr glücklich sein, wenn Ihr diesen Brief von Eurem Freunde Camille Rozan ankommen seht, statt ihn selbst ankommen zu sehen?

„Ich höre Euch ausrufen: „„Oh! dieser gute, dieser vortreffliche Camille!““

„Vernehmet, meine Theuersten, was mir einer meiner Landsleute schreibt, mit dem ich zur Zeit von meinem Heirathsprojecte mit Ihnen, Carmelite, sprach:

„„Mein lieber Rozan, Deine zwei Freunde leben wie Turteltauben, ohne sich einen Augenblick zu verlassen; sie lieben sich nicht nur, sondern, ich sage mehr, sie beten sich an.

„„Ich glaube, Du würdest sie durch Deine Rückkehr sehr betrüben.

„„Zeige Dich groß wie Alexander, der Apelles seine Geliebte Kampaspe abtrat.

„„Ich werde nicht sagen: Tritt Colombau Deine Geliebte Carmelite ab; doch ich sage: Trenne nicht zwei Herzen, die der Himmel für einander geschaffen hat!““

„Das schreibt mir mein Landsmann, mein lieber Colombau.

„Hiebei ist aber Eines, was ich schon wußte, mein Freund: daß Du Carmelite liebtest; es ist dann Eines, was ich nun weiß: daß Carmelite Dich liebt; es ist endlich ein Drittes, was Du mir gesagt hast, und was ich glaube: daß Du eher sterben, als zum Verräther an dem Eide, den Du mir geschworen, werden würdest, an dem Eide, über Carmelite wie über eine Schwester zu wachen.

„Du sollst nicht sterben, mein armer Freund, und darum gebe ich Dir Dein Wort zurück, wie das von Carmelite.

„Sei also glücklich, Colombau! und wenn Dir Dein Opfer drückend gewesen ist, so empfange dafür den größten Lohn, den ich Dir bieten kann; denn in dem Augenblicke, wo ich mich für immer von ihr trennen soll, fühle ich die ganze Liebe, die ich noch für Carmelite hegte.

„Da es für mich Bedürfniß ist, diese Liebe zu ersticken und zwischen mein Herz und das ihrige eine unübersteigbare Schranke zu setzen, so habe ich mich auch gestern Abend verheirathet, und ich schreibe Euch diesen Morgen aus dem Hochzeitgemache.

„Gott befohlen also, mein theurer Colombau! Gott

befohlen, meine theure Carmelite! Ich wünsche Euch alles Glück, das Ihr verdient, indem ich in Demuth meine Schwäche gestehe, ich würde sagen, meine Schlechtigkeit, wüßte ich nicht, daß diese Nachricht Euch Beide, besonders Carmelite, mit Freude erfüllen wird.

„Euer Freund

„Camille Rozan."

„Nun," fragte Herr Jackel, während er den Brief wieder zurücknahm, „was sagen Sie hiezu, Herr Jean Robert?"

„Ich sage, das ist herzzerreißend!" antwortete der junge Mann.

„Und Sie glauben immer noch an die Vorsehung?"

„Ich glaube daran."

„Die Vorsehung, Herr Jean Robert," versetzte Herr Jackal seine Nase mit Tabak vollstopfend, „soll ich Ihnen sagen, was das ist?"

„Sie werden mir ein Vergnügen machen, in Betracht, daß ich mit Zuversicht daran glaube."

„Nun wohl, mein lieber Herr, die Vorsehung, das ist eine gut gemachte Polizei! . . Lassen Sie uns in Versailles sehen, ob wir die Braut des Schulmeisters wiederfinden."

Und wenn nun der Leser zufällig laut die Frage an uns machen würde, welche Jean Robert leise an Salvator in dem Augenblicke richtete, wo er, getreu seinem Versprechen, den Commissionär der Rue aux Fers und den Mann der Rue de Jerusalem nach Versailles abgehen ließ und selbst bei der Leiche von Colombau blieb; wenn zufällig, sagen wir, der Leser uns fragte: „Wie konnte Herr Jackal um halb acht Uhr Morgens von den im Bas-Meudon von Mitternacht bis um fünf Uhr Morgens vorgefallenen Ereignissen unterrichtet sein?" so würden wir antworten:

Es bestand zu jener Zeit ein sinnreiches Institut, das man das schwarze Cabinet nannte. Dieses schwarze Cabinet war ein Ort, wo ein Dutzend Angestellte sich insgeheim damit beschäftigten, die auf die Post gegebenen Briefe zu entsiegeln, und diese Briefe vor den Personen zu lesen, an die sie adressirt waren.

Heute gibt es kein schwarzes Cabinet mehr: die Sache wird am hellen Tage getrieben.

Herr Jackal, — in Betracht der Gerüchte, welche über eine dreifache, republikanische, orleanistische und napoleonistische, Verschwörung im Umlaufe waren, — verachtete es seit einigen Monaten nicht, in seinen verlorenen Augenblicken das Geschäft eines einfachen Angestellten zu besorgen. Herr Jackal hatte dem zu Folge die Nacht mit dem Entsiegeln und Lesen von Briefen zugebracht.

Der Brief von Colombau an Dominique war ihm in die Hände gefallen. Es geschah dies ungefähr Morgens um halb fünf Uhr.

Herr Jackal hatte sogleich einen Mann zu Pferde steigen lassen und ihm befohlen, mit verhängten Zügeln nach dem Bas-Meudon zu reiten. Herr Jackal, — welcher behauptete, die Vorsehung sei eine gut gemachte Polizei, — Herr Jackal hoffte, sein Mann werde zeitig genug ankommen: sein Mann kam einen Augenblick, nachdem man in den Pavillon von Colombau eingedrungen, und folglich zu spät an.

Unter dem Tumulte schenkte man diesem Agenten keine Aufmerksamkeit. Er sah einen an Fräulein Regina von Lamothe-Houdan, an Frau Lydie von Marande und an Mademoiselle Fragola Pouroy adressirten Brief: er nahm diesen Brief und brachte ihn Herrn Jackal; dieser las ihn, wie er den an Dominique adressirten Brief gelesen hatte, befahl dann seinem Manne, ein frisches Pferd zu besteigen und den Brief wieder an den Platz zu legen, wo er ihn genommen hatte.

Dies hatte der Bote von Herrn Jackal eben gethan, als die zwei jungen Leute den Letzteren mit einem schwarz gekleideten Manne sprechen sahen, dessen Pferd an die Thüre einer Schenke angebunden war; was Herr Jackal leise diesem Manne sagte, ist, er könne sich schlafen legen, und der Polizeipräfect werde erfahren, mit welcher Geschwindigkeit und welcher Intelligenz er seine Sendung erfüllt habe.

LXI.

Ein Dorfphilanthrop.

Wir haben den Bruder Dominique abgehen sehen; zum Bette von Herrn Gérard berufen, suchte er den würdigen Mann auf, dessen verzweifelter Zustand das ganze Dorf und seine Umgegend in die tiefste Unruhe versetzte.

Herr Gérard war ein Philanthrop in der vollen Bedeutung des Wortes.

Geben wir unsern Lesern einige Auskunft über Herrn Gérard, das heißt, theilen wir mit, was man von ihm erzählte.

Herr Gérard war der reichste Einwohner von Vanvres und der Umgegend, das blieb unbestritten; Niemand kannte den Belauf seiner Einkünfte, so ungeheuer waren diese, und fragte man einen Bauern über diesen Gegenstand, so antwortete er unabänderlich:

„Herr Gérard?"

„Ja, Herr Gérard."

„Sie fragen mich, ob er reich sei?“

„Das frage ich Euch.“

„Herr Gérard hat so viel Geld, daß er die Summe nicht weiß.“

Er bewohnte einst, wie man sagte, ein herrliches Gut bei Fontainebleau, das er in Verfall gerathen ließ wegen der Unglücksfälle, die ihn dort betroffen. Vormund von zwei reizenden Kindern, sah er diese eines Tags beide verschwinden, ohne daß er je Nachricht über sie zu erhalten vermochte; der Geliebte einer Frau, die er anbetete, fand er an einem andern Tage, als er nach Hause kam, diese Frau von einem Neufundlandshunde erwürgt, der wahrscheinlich, ohne daß man es bemerkte, wüthend geworden war.

Diese Reihenfolge entsetzlicher Unglücksfälle, welche wahrscheinlich jedem Andern, als ihm, einen Abscheu gegen das Menschengeschlecht beigebracht hätte, steigerte im Gegentheil seine Christentugenden, die er bis zur erhabensten Nächstenliebe und zur aufopferndsten Hingebung übte, und die ihn zum Beispiele der Philanthropen und zum Idole der Bevölkerung machten.

Er war um das Jahr 1821 oder 1822 nach Vanvres gekommen, in der Absicht, sich hier niederzulassen. Er hatte mehrere verfügbare Häuser besichtigt, ohne eines zu finden, das ihm zusagte; endlich hatte er sich für das bestimmt, welches er bewohnte. Anfangs hatte man sich geweigert, es ihm zu geben; Herr Gérard hatte aber einen so vortheilhaften Preis geboten, daß der Eigenthümer, obgleich er es für sich selbst gebaut, ihm das Haus abgetreten hatte.

Von da an bewohnte Herr Gérard, wie gesagt, dieses Haus, in welchem er zugleich wie ein Heiliger und wie ein Fürst lebte: wie ein Heiliger, wegen seines regelmäßigen, sittlichen Betragens; wie ein Fürst, wegen der Almosen, die er um sich her spendete. Von seiner Ankunft an war in der That Vanvres auf einen Weg

des Wohlergehens gelangt, der es bald dazu führen mußte, daß es eines der blühendsten Dörfchen in der Umgegend von Paris wurde; von arm und dürftig, wie sie gewesen, wurden die Einwohner allmälig wohlhabend; Einige galten sogar für reich, und diesen, — wohl verstanden relativen, — Reichthum, der bei den am besten Betheiligten noch nicht die goldene Mittelmäßigkeit des lateinischen Dichters erreichte, hatte man ganz Herrn Gérard zu verdanken.

Die Folge hievon war, daß es keine Hütte in Vanvres gab, wo der Name dieses würdigen Mannes nicht verehrt und gesegnet wurde; nie hätte man von ihm gesprochen, ohne irgend ein charakteristisches Epitheton beizufügen: es war der gute, der vortreffliche, der redliche, der tugendhafte, der wohlthätige Herr Gérard!

War die Ernte schlecht, hatte der Mangel an Sonne das Getreide zu reifen verhindert, hatte das Uebermaß der Hitze das Korn in der Aehre verdörrt, hatte der Hagel den Roggen und den Hafer niedergeworfen, hatten die Regen im Frühling die Saat faulen gemacht, schaute ein trostloser Bauer, auf den Stiel seiner unnützen Sense oder seines müßigen Spatens gestützt, mit Verzweiflung sein Feld, das einzige Vermögen seines Weibes und seiner Kinder an, das durch eine der Geißeln, gegen welche alle Kräfte des Menschen machtlos sind, verwüstet worden, — und Herr Gérard kam dann auf seinem Pferde oder in seinem Cabriolet vorüber, so stieg Herr Gérard sogleich ab, ging auf den Bauern zu, plauderte vertraulich mit ihm, tröstete, ermuthigte ihn, und fügte seinen Tröstungen, seinen Ermuthigungen ein mehr oder minder bedeutendes Gelddarlehen bei, das immer, nicht nach den Bürgschaften, die der Bauer bieten konnte, sondern nach den Verlusten, die er erlitten, nach den Bedürfnissen, die er hatte, abgemessen war, und zwar ohne Interesse von irgend einer Art. Einigen, deren

Ruf gut war, hatte er sogar, wie man sagte, ohne Schein geliehen.

Man erzählte von ihm Züge, wie folgende zum Beispiel:

Ein Zimmermann, der am Dache seines Hauses arbeitete, fiel von einem Gerüste herab und brach sich das Bein. Statt ihn ins Spital zu schicken, wie es im vorhergehenden Jahre der Maire von Vanvres, der doch für einen der wohlthätigsten Menschen galt, bei einem ähnlichen Falle hatte thun lassen, nahm Herr Gérard bei sich nicht nur den verwundeten Zimmermann, sondern auch sein Weib und seine Kinder auf, ließ den Wundarzt von Meudon, Herrn Pilloy, rufen, empfahl ihm den armen Kranken zur besten Pflege und versprach ihm Bezahlung wie für einen Fürsten. Die Genesung dauerte drei Monate, und während dieser Zeit blieben der Zimmermann, behandelt mit einer Sorgfalt und Aufmerksamkeit, als ob er ein Bruder gewesen wäre, sowie sein Weib und seine Kinder, genährt, als ob sie zur Familie gehört hätten, bei Herrn Gérard, aus dessen Hause sie nur, zahlreiche Zeichen seiner Wohlthätigkeit mitnehmend, weggingen.

Später versank ein armer Schenkwirth, Vater von fünf Kindern, der seine Frau und seine älteste Tochter verloren, in eine entsetzliche Niedergeschlagenheit, ließ, trotz den Ermunterungen und Rathschläge der Nachbarn, ab von jeder Sorge für sein Gewerbe, vernachlässigte seine wichtigsten Geschäfte, und blieb gleichgültig dabei, daß sein Haus jede Kundschaft und jeden Credit verlor; ein Gläubiger, der für seinen Nächsten durchaus nicht die Liebe hegte, wie Herr Gérard, ließ das Hausgeräth des armen Mannes verkümmern, und der Verkauf desselben sollte die vier übrigen Kinder auf die Straße setzen und auf das Betteln anweisen. Da erst trat der Schenkwirth, der nun den ganzen Umfang seines Unglückes begriff, aus seiner Vernichtung hervor, und am

Tage des Verkaufs, als er den Gerichtsdiener sah, der seine ersten Geräthschaften versteigern ließ, fiel er seinen Kindern um den Hals, bat sie um Verzeihung wegen seiner Feigheit, und bot sein Leben demjenigen, welcher ihm die Mittel geben wollte, daß er sein Gewerbe wieder aufnehmen und seinen Verbindlichkeiten Genüge leisten könnte. In diesem Augenblicke kam Herr Gérard vorüber. Er gesellte sich der Gruppe bei, welche halb aus Käufern, halb aus Zuschauern, herbeigezogen durch die verzweiflungsvolle Scene, bestand; er rief den Gerichtsdiener und fragte ihn, um welche Summe das armselige Mobiliar verkauft werden sollte; und als der Gerichtsdiener antwortete, für achtzehnhundert Franken, da zog Herr Gérard sogleich aus seiner Tasche drei Tausendfrankenbillets, von denen, wie er erklärte, achtzehnhundert Franken zu Bezahlung der Schuld des Schenkwirthes und zwölfhundert dazu bestimmt waren, daß er sein Gewerbe wieder aufnehmen könnte. Da warf sich der unglückliche Vater seinem Wohlthäter zu Füßen und bedeckte seine Hände mit Thränen der Dankbarkeit unter dem Zujauchzen aller Anwesenden.

An einem andern Tage fand eine Bäuerin, die im Walde von Meudon Holz machte, ein Knäblein von sechs Monaten, das, im dürren Laube liegend, schrie und weinte; die Frau nahm das Kind in ihre Arme, trug es nach Vanvres und zeigte es den entrüsteten Einwohnern; — denn die Regung des Gemüthes der Menge ist immer erhaben beim Anblicke eines verlassenen Kindes; — es war ein allgemeiner Fluch, der wie ein Feuerregen auf das Haupt der Mutter niederfallen sollte! — Man trug das arme Kind auf die Mairie. Die Mairie müßte das natürliche Domicil, das Vaterhaus jeder Waise sein; doch der Maire antwortete, es liegen der Gemeinde schon zu viel Kinder zur Last, und was ihn persönlich betreffe, so werde er, während er sich die Freude versage, Kinder nach seinem Bilde zu erzeugen, sich nicht damit belusti-

gen, daß er sich ein nach dem Bilde eines Unbekannten geschaffenes Kind aufbürde. Auf diese Antwort erhob sich ein einstimmiger Schrei aus der Menge: „Zum guten Herrn Gérard! zum redlichen Herrn Gérard! zum tugendhaften Herrn Gérard!" Und die Menge stürzte nach dem Hause des Philanthropen mit dem Rufe: „Ein Kind! ein Kind!" Herr Gérard ging in seinem Garten auf und ab, als der Ruf an sein Ohr traf; bei Annäherung des Geräusches errieth er, diese Menge, deren Geschrei er hörte, komme zu ihm; ohne Zweifel brachten aber die Worte: „Ein Kind! ein Kind!" auf seine Nerven eine schmerzliche Empfindung hervor, denn die Menge fand ihn auf einer Bank in seinem Garten sitzend, ganz bleich und zitternd. Als er jedoch erfuhr, es sei von einem Kinde von sechs Monaten die Rede, da gewann seine gewöhnliche Güte, welche einen Augenblick einem unbeschreiblichen Gefühle des Schreckens Platz gemacht hatte, alsbald die Oberhand; er ließ eine Amme holen, kam mit ihr wegen des Preises für die Nahrung der Waise überein, und erklärte, man habe sich nicht mehr mit der Sorge für das arme kleine Wesen zu beschäftigen, da diese Sorge für die Zukunft seine Sache sei; nur wünsche er, daß das Kind fern von ihm aufgezogen werde, weil der Verlust von zwei geliebten Mündeln, den er erlitten, eine Wunde in seinem Herzen zurückgelassen habe, die der Anblick eines Kindes unabläßig bluten machen würde. Und die Amme nahm die Waise mit, für deren Existenz Herr Gérard auf das Großmüthigste Sorge trug.

Kurz, mit der einfachen Erzählung der mit einander verknüpften Tage von Herrn Gérard hätte man eine Fortsetzung zu dem Buche: die Moral in Thätigkeit, machen können.

Die ganze Gegend hätte ihm eine Statue errichten müssen, denn die ganze Gegend verdankte ihm etwas; die Gemeinde verdankte ihm einen Brunnen auf dem öffent-

lichen Platze; die Krautgärtner verdankten ihm einen Querweg, um den sie seit zwanzig Jahren nachsuchten; die Kirche verdankte ihm heilige Gefäße und ein Meisterbild; die Dorfbewohner verdankten ihm drei bis vier von ihm, in Folge eines Brandes, neu gebaute Häuser und die neu gepflasterte große Straße des Dorfes.

Und Alles dies abgesehen von dem, was ihm die Bauern privatim schuldig waren; hievon zeugten der Zimmermann, der Schenkwirth und zwanzig Andere, welchen er ähnliche Dienste geleistet, deren monotone Aufzählung, so erbaulich sie gewiß wäre, ermüdend für unsere Leser würde, hätten wir nicht die Gewissenhaftigkeit, sie ihnen zu ersparen.

Mit einem Worte, Herr Gérard war zugleich der rechtschaffene Mann nach dem Sinne des Evangeliums und nach dem Sinne der Gesellschaft: er beobachtete die Gebote Gottes und der Kirche mit einer bewunderungswürdigen Treue; das Dorf betete ihn an, und die Dankbarkeit, die es für seinen Wohlthäter bezeigte, hatte etwas von der Ergebenheit des Hundes für seinen Herrn; eine Folge hievon war, daß man um ihn Wache hielt wie um ein Mitglied der königlichen Familie, und daß selbst ein Mitglied der königlichen Familie schlecht angekommen wäre, hätte es nicht die Verehrung dieser fanatischen Dorfbewohner getheilt.

Der Mönch Dominique, den Einige von ihnen auf der Straße trafen und nach Vanvres begleiteten, begriff auch nach dem, was sie ihm von den Tugenden von Herrn Gérard erzählt hatten, die Bestürzung, die in den Gesichtern der Bauern ausgedrückt war, welche auf der Schwelle ihrer Thüren oder auf der Straße standen, wie man es bei den öffentlichen Calamitäten thut, um mehr im Bereiche der Neuigkeiten zu sein.

Als er diese allgemeine Trostlosigkeit sah, fragte Bruder Dominique einen von seinen Begleitern, was

für eine Krankheit es sei, die Herrn Gérard zum Grabe führe.

„Es ist ein Fluß auf der Brust," antwortete derjenige, an welchen er sich wandte.

„Ja," sprach ein Anderer, „und es ist eine gute Handlung, was den Tod des lieben armen Mannes verursachen wird."

Und nun erzählten die Bauern Dominique um die Wette, vierzehn Tage vorher habe Herr Gérard, als er durch den Park gegangen, Nothschreie gehört, welche vom großen Bassin hergekommen. Er hatte sich in aller Hast nach dieser Seite gewandt. Ein paar Kinder waren am Rande des Bassin und riefen um Hülfe, ohne daß sie es wagten, einem ihrer Kameraden, der ins Wasser gefallen, beizustehen: dieser Knabe hatte sich vorgebeugt, um ein papiernes Schiff, das zu weit vom Rande entfernt gewesen, an sich zu ziehen; er hatte das Gleichgewicht verloren, und man sah am Brudeln des Wassers den Ort, wo er sich zerarbeitete. Herr Gérard war rasch gelaufen, und von seiner Stirne strömte der Schweiß; dessen ungeachtet zögerte er nicht einen Augenblick und warf sich ins Wasser, um den Knaben herauszuziehen; er brachte ihn auch wirklich unversehrt ans Ufer; er aber, der arme Herr Gérard! kam, triefend von Wasser, schnatternd vom Scheitel bis zu den Zehen, in einem erbärmlichen Zustande nach Hause, und obgleich er die Kleider wechselte, obgleich er ein großes Feuer anzünden ließ und sich rasch in ein wohl gewärmtes Bett legte, ergriff ihn doch das Fieber noch an demselben Tage und verließ ihn seitdem nicht mehr.

Am Morgen sagte Herr Pilloy, er stehe nicht für seinen Kranken, und er erklärte mit aller möglichen Schonung dem armen Herrn Gérard, wenn er Verfügungen zu treffen habe, so bleibe ihm hiefür nur die gerade nothwendige Zeit.

Herr Gérard, der sich wahrscheinlich nicht für so

krank hielt, wurde ohnmächtig bei dieser erschrecklichen Kunde, — welche doch für einen frommen Mann immer minder furchtbar als für irgend einen Anderen hätte sein sollen, — und als er wieder zum Bewußtsein kam, verlangte er auf der Stelle einen Priester.

Man lief zum Pfarrer von Meudon; doch der Pfarrer von Meudon war, um das heilige Abendmahl zu reichen, in ein benachbartes Dorf gegangen, wie unsre Leser wissen.

Da sagte man dem Sterbenden, in Ermangelung des Pfarrers von Meudon könne er sich an einen Priester wenden, den man für fremd halte, und der in das Dorf, herbeigerufen durch den Tod von einem seiner Freunde, welcher sich durch Kohlendampf getödtet, gekommen sei. Herr Gérard schickte sogleich seinen Kammerdiener zu Dominique mit dem Befehle, so lange in den Priester zu dringen, bis er zu kommen einwillige.

Man hat gesehen, wie der Dominicaner das Bett des Todten verließ, um sich an das des Sterbenden zu begeben.

Der Priester, ein edles Herz, wie sich kaum ein zweites finden ließ, fähig, alle Hingebungen zu begreifen, war übrigens tief gerührt von der Erzählung aller der guten Handlungen, die man ihm mitgetheilt; er beschleunigte seine Schritte und kam, den Mund voll von tröstlichen Worten, die Hände voll von Segnungen, an.

Man hatte ihm die Wahrheit gesagt, als man ihm sagte, er werde nicht nöthig haben das Haus zu suchen: sobald die Bewohner von Vanvres ihn erblickten, streckten sich alle Hände in der Richtung des Hauses von Herrn Gérard aus.

„Oh! Herr," murmelten die alten Weiber, „Sie werden eine fromme Beichte hören, und Sie können dem guten Herrn Gérard wohl zum Voraus die Absolution geben."

Bruder Dominique grüßte diese ganze Menge, bei

der er die so seltene Tugend fand, welche man die Dankbarkeit nennt, trat in das bezeichnete Haus ein, — dessen Thüre, wie die einer Kirche, am Tage offen blieb und so respectirt war, daß sie auch bei Nacht hätte offen bleiben können, — und fand, rasch die zur Wohnung von Herrn Gérard führende Treppe hinaufsteigend, auf der letzten Stufe den Kammerdiener, der ihn in Bas-Meudon aufgesucht und voranlaufend seinem Herrn die nahe Ankunft des Trösters verkündigt hatte.

Diese Ankündigung, welche jeden Andern beruhigt hätte, schien im Gegentheile die Aufregung des frommen Mannes zu verdoppeln, und in der Erwartung von Dominique stieß er Seufzer aus, die den Diener dergestalt erschreckten, daß er, statt im Zimmer seines Herrn mit der Krankenwärterin zu bleiben, welche unempfindlich in einem großen, weichen Lehnstuhle saß, den Dominicaner auf der Treppe erwartete.

Der Priester trat in das Zimmer ein.

LXII.

Die Beichte.

„Mein Herr," meldete der Kammerdiener, „der Mann, den Sie erwarten, ist da."

Der Sterbende machte eine ungestüme Bewegung, als ob er durch den ganzen Leib schauerte, und es entschlüpfte ihm ein schmerzlicher Seufzer.

Dann sprach er mit einer dumpfen Stimme:

„Lassen Sie ihn eintreten."

Bruder Dominique trat hinzu, und sein Blick tauchte voll Theilnahme, voll Ehrfurcht sogar in die Tiefe des Alcovens.

Das Gefühl, das ihn für denjenigen ergriffen hatte, welcher ihn rufen ließ, war nach dem, was er von ihm gehört, ein Gefühl der Bewunderung gemischt mit Dankbarkeit. So jung Dominique war, so hatte er doch so viele schlechte Menschen gesehen, daß er einem Manne dafür, daß er gut, dankbar war.

Auf dem durch das fieberhafte Wachen des Sterbenden zerknitterten Kopfkissen erblickte er sodann das abgemagerte, entfärbte, leichenartige Gesicht von demjenigen, welchen die ganze Gegend einstimmig den guten Herrn Gérard nannte.

Er bebte, so sehr war dieses Gesicht von dem verschieden, was er zu sehen erwartete.

Herr Gérard seinerseits sah Dominique mit seiner schönen und strengen, Frankreich fremden Tracht wie eine Erscheinung von Zurbaran oder Lesueur und grüßte ihn mit dem Kopfe nickend.

Dann sagte er mit einer matten Stimme, indem er sich an die Krankenwärterin wandte:

„Marianne.“

Marianne stand schläferig und schwerfällig auf, näherte sich mit jenem den Somnambulen eigenthümlichen schwankenden Gange und fragte:

„Wie befinden Sie sich, lieber Herr?“

„Schlecht, sehr schlecht, Marianne.“

„Brauchen Sie etwas?“

„Geben Sie mir zu trinken, Marianne, und lassen Sie mich mit diesem Herrn allein.“

Die Krankenwärterin reichte Herrn Gérard eine Tasse Tisane, welche durch ihre Stellung über einer Nachtlampe lau erhalten wurde. Herr Gérard trank einen Theil davon, fiel dann wieder, erschöpft von der Anstrengung, die er gemacht, auf das Kopfkissen und gab

mit einer zitternden Hand die Tasse der Krankenwärterin zurück.

Diese nahm das Gefäß, und als sie sah, daß drei Viertel der Flüssigkeit darin geblieben waren, sagte sie, indem sie den Trank Herrn Gérard mit einer Bewegung darbot, die der Gattung angehört und aus jeder von diesen Lohndienerinnen eine Art von Henker macht, der beauftragt ist, seinem Kranken die Tortur des warmen Wassers zu geben:

„Trinken Sie, lieber Herr."

„Ich danke, Marianne, ich danke," erwiederte Herr Gérard, die Hand der Krankenwärterin zurückschiebend; „ich bitte Sie nur, die Vorhänge zuzuziehen und uns allein zu lassen... Die Helle thut mir weh!"

Marianne zog die Vorhänge zu, und sogleich wurde es, — abgesehen von dem schwachen Scheine, den die Nachtlampe verbreitete, — dunkel im Zimmer.

Während der kurzen Zeit, welche zwischen seinem Eintritte bis zu dem Momente verlaufen war, wo das Schließen der Vorhänge ihm den Anblick vom Gesichte des Kranken entzogen, hatte der Priester seine Augen auf dieses Gesicht geheftet, das ihm, wie gesagt, so entfernt nicht die Physiognomie bot, welche er zu finden erwartete.

Bruder Dominique war ganz besonders mit jener Macht physiognomischer Forschung begabt, welche die Priester und die Aerzte besitzen.

Nach dem, was man ihm von Herrn Gérard erzählt, hatte sich Bruder Dominique ein mit den hohen Eigenschaften, die er rühmen hörte, im Einklange stehendes Gesicht vorgestellt.

Er erwartete einen Mann zu sehen mit einer breiten Stirne, dem Sitze der erhabenen Instincte; mit offenen, hervorstehenden Augen, einem Zeichen von Wohlwollen; mit gerader Nase, einem Zeichen von Festigkeit;

mit ein wenig dicken Lippen, einem Zeichen von Nächstenliebe.

Was das Alter betrifft, so hatte er nicht hienach gefragt, und er bekümmerte sich nichts darum: es schien ihm, die Guten seien schön, und da jedes Alter, selbst das Greisenalter, seine Schönheit habe, so werde Herr Gérard die Schönheit seines Alters besitzen.

Beim Anblicke von Herrn Gérard war aber Alles Täuschung für den Priester gewesen; hievon dieses Beben, das er nicht hatte bemeistern können, und diese Starrheit des Blickes, welche in den Geist des Beichtigers selbst die geringsten Züge vom Gesichte des Sterbenden eingegraben hatte.

Dieser war ein Mann von fünfzig bis fünfundfünfzig Jahren, mit niedriger, schmaler Stirne, obgleich der vorne kahle Schädel sich wenigstens scheinbar durch den Mangel an Haaren hätte ausbreiten müssen; die kleinen, tief liegenden, trüb grauen Augen verschwanden von Zeit zu Zeit unter blinzelnden und, sei es durch die gegenwärtige Schlaflosigkeit, sei es durch frühere Excesse, gerötheten Augenlidern; die dicken ergrauenden Brauen, aus deren Mitte gerade, starre Haare gar zu unverhältnißmäßig vorstanden, verbanden sich in der Linie der Nase und bildeten über den Augen einen Bogen von übertriebener Ausdehnung; die Nase war dünn, schneidend; der Mund groß mit flachen, bleichen Lippen; was dieses Gesicht mit der zurücklaufenden Stirne viel mehr einem Geierskopfe, als einem menschlichen Gesichte ähnlich machte.

Welche Veränderung, welche Entstellung auch die Krankheit im Gesichte des Sterbenden hervorgebracht hatte, es war leicht, dasselbe wiederherzustellen, und stellte man es wieder her und gab ihm den Ausdruck der Gesundheit, so mußte ein Physiognomiker betroffen sein von der Gemeinheit der Seele und der Niederträchtigkeit des Herzens, welche das Gesammtwesen dieser Physiognomie entschleierte.

Was besonders darin herrschte, das war, — hinter einer gewissen Grausamkeit so gemein wie die des Thieres, von dem wir gesagt haben, Herr Gérard gleiche ihm, — eine erbärmliche Botmäßigkeit, eine sonderbare Nachgiebigkeit gegen die Willensäußerungen eines Wesens, welches es auch sein mochte, wenn dieses Wesen sich nur in physischer und moralischer Hinsicht überlegen offenbarte: es war eine Art von natürlicher Disposition, sich der Sklaverei zu unterziehen, unter welcher Form sie sich auch bot. Man fühlte, daß es genügte, — wenn nicht etwa seine thierischen und egoistischen Instincte im Spiele waren, — die Hand über der Stirne dieses Menschen auszustrecken, um ihn den Kopf beugen zu machen.

Er war gewiß nicht häßlicher als ein Anderer; doch seine Häßlichkeit war ihm eigenthümlich, ganz eigen, sui generis, wenn man so sagen darf. Sie drückte in diesem Augenblicke die Angst auf die zurückstoßendste Weise aus.

Der Anblick eines Sterbenden ist gewöhnlich aus mehr als einem Grunde rührend, und am goldenen Faden des Gedankens führt er gerade zu Gott! Nun wohl, der Anblick dieses Menschen, obgleich man ihn im Todeskampfe begriffen, dem Grabe nahe sah, erweckte, statt Theilnahme zu erregen, nur einen unüberwindlichen Widerwillen. War es ein Biedermann, wofür ihn die öffentliche Stimme erklärte, so mußte man an Allem verzweifeln, denn gestattete Gott, daß die ehrlichen Leute eine solche Maske trügen, an welchem Merkmale sollte man dann die Bösen erkennen?

Der schöne Priester war auch, wie gesagt, erstaunt vor diesem sichtbaren Bilde der Gemeinheit, vor diesem abscheulichen Typus der Niederträchtigkeit stehen geblieben.

Bei diesem Anblicke faltete sich die Stirne von ihm, dem redlichen Manne, der auf seinem Antlitz den Reflex

der edlen und männlichen Tugenden seines Herzens zu tragen glaubte, und er setzte sich voll Entmuthigung an das Bett dieses Menschen und ließ seinen Kopf auf seine Brust fallen.

In dieser Stellung schien er entfernt nicht einer Seele mit weißen Flügeln die Hand zu reichen, sondern vielmehr den Herrn zu bitten, er möge ihm die Kraft verleihen, die Beichte eines Bösen zu hören und Satan eine zum Voraus verdammte Seele streitig zu machen.

Da übrigens der Sterbende, statt mit ihm zu sprechen, sich darauf beschränkte, daß er seufzte und weinte, so war es Bruder Dominique, der zuerst das Wort nahm.

„Sie haben nach mir verlangt?" sagte er zu Herrn Gérard.

„Ja," antwortete dieser.

„Ich höre Sie."

Der Sterbende schaute den Priester mit einer Unruhe an, welche aus seinen Augen, die man für erloschen gehalten hätte, eine doppelte Flamme springen machte.

„Sie sind sehr jung, mein Bruder!" bemerkte er.

Der Priester stand, einer ersten Bewegung des Widerwillens nachgebend, auf.

Doch der Sterbende streckte rasch eine fleischlose Hand aus seinem Bette hervor, hielt ihn an seinem Rocke zurück und versetzte:

„Nein, bleiben Sie! . . Ich wollte sagen, in Ihrem Alter haben Sie vielleicht nicht genug über die düstere Seite des Lebens nachgesonnen, um auf die Fragen zu antworten, die ich an Sie zu machen habe."

„Was kann ich Ihnen sagen?" erwiederte der Priester; „befragen Sie den Glauben, so werde ich mit dem Glauben antworten; befragen Sie den Geist, so werde ich mit dem Geiste zu antworten suchen."

Während eines Augenblicks der Stille, der nun eintrat, blieb der Priester stehen.

„Setzen Sie sich, mein Vater," sprach der Sterbende im Tone der Bitte.

Dominique setzte sich auf seinen Stuhl.

„Mein Vater," sprach Herr Gérard, „ich bitte Sie nun um des Himmels willen, ärgern Sie sich nicht über die Fragen, die ich an Sie machen werde, und versprechen Sie mir besonders, mich nicht zu verlassen, bevor Sie meine ganze Beichte empfangen haben . . . Es wird genug sein, wenn ein solches Geheimniß in einem einzigen Herzen verwahrt ist."

„Reden Sie."

„Sie kennen besser als ich die Dogmen der Kirche, zu der Sie gehören, mein Vater . . ."

Herr Gérard hielt inne.

Dann, nach einem kurzen Zögern:

„Mein Vater, glauben Sie an ein anderes Leben?"

Der Priester schaute den Sterbenden mit einem Ausdrucke an, der an die Verachtung grenzte.

„Wenn ich nicht an ein anderes Leben glaubte," erwiederte er, „würde ich dann wohl das Kleid, das ich trage, angethan haben?"

Herr Gérard stieß einen Seufzer aus; der Dominicaner hatte ihm in der That den Beweis vom Umfange seines Glaubens gegeben.

„Ja, ich begreife," sagte er; „doch glauben Sie, mein Vater, in diesem andern Leben finde der Mensch die Belohnung seiner Tugenden und die Bestrafung seiner Verbrechen?"

„Wozu würde es sonst nützen?"

„Und glauben Sie, mein Vater, die Beichte sei durchaus nothwendig für die Vergebung unserer Sünden, und die Verzeihung Gottes könne auf ein schuldiges Haupt nur durch die Vermittelung seines Dieners herabsteigen?"

„Die Kirche versichert uns das, mein Herr."

„Mir schien,“ sagte der Sterbende, „im Falle einer vollkommenen Zerknirschung ...“

„Ja, allerdings,“ antwortete der Priester mit einem offenbaren Widerwillen gegen die Fortsetzung dieser theologischen Erörterung; „allerdings, in Abwesenheit eines Dieners des Herrn, kann die vollkommene Zerknirschung die Absolution ersetzen.“

„So daß der Mensch, der die vollkommene Zerknirschung hat ...“

Der Priester schaute den Sterbenden an.

„Der hat ... oder der zu haben glaubt?“

Herr Gérard schwieg.

„Welcher Sünder kann sich rühmen, er habe die vollkommene Zerknirschung?“ fragte der Dominicaner; „welcher Schuldige kann versichern, seine Reue sei von Furcht, seine Gewissensbisse seien von Angst frei? welcher Sterbende kann sagen: „„Wenn mir Gott die Tage, die er mir zählt, die Stunden, die er mir nimmt, wiedergeben wollte, so würden diese Stunden, diese Tage dazu angewendet, um das Böse, das ich gethan, wieder gut zu machen?““

„Ich! ich!“ rief der Sterbende, „ich kann das sagen.“

„Dann bedürfen Sie meiner nicht,“ sprach der Priester.

Und er stand zum zweiten Male auf.

Doch durch eine Bewegung so rasch wie der Gedanke hielt die abgezehrte Hand von Herrn Gérard die Robe des Mönches fest, während seine Stimme murmelte:

„Nein, nein, bleiben Sie, mein Vater! .. Ich belüge mich selbst; es ist nicht die Reue, es sind nicht die Gewissensbisse, was mich zu sprechen bestimmt; es ist die Angst! und ich habe die Verzeihung der Menschen nöthig, ehe ich der Gegenwart Gottes die Stirne biete! Bleiben Sie also, mein Vater, ich flehe Sie an!“

Dominique setzte sich wieder, und er sagte mit einer Art von Resignation:

„Ich bin hier, um nach Ihrem Willen zu thun, und nicht nach dem meinen; sonst, Gott ist mein Zeuge, würde ich mich auf der Stelle entfernen. Sie reden von Angst; nun wohl, ich weiß nicht, warum, doch die Angst, die ich empfinde, Sie zu hören, ist beinahe der gleich, welche Sie zu mir zu sprechen zögern macht."

„Mein Vater," fragte der Kranke, „denken Sie auch, ich sei dem Tode so nahe, als man sagt?"

„Das müssen Sie den Arzt und nicht mich fragen, mein Bruder," antwortete der Priester.

„Mir scheint, ich habe noch Kräfte, und ich kann warten, mein Vater," sprach zögernd der Kranke. „Könnten Sie nicht morgen wiederkommen . . . oder heute Abend?"

„Sie können vielleicht warten; doch ich, ich kann nicht wiederkommen; ich habe eine traurige und fromme Pflicht zu erfüllen, und ich werde in zwei Stunden nach der Bretagne abreisen."

„Ah! Sie reisen ab . . . Sie verlassen Paris in zwei Stunden?"

„Ja!"

„Auf lange?"

„Auf so lange, als es Gott gefällt! ich gehe, um einen Vater über den Tod seines Sohnes zu trösten."

„Dann ist es besser, daß es sich so verhält," murmelte der Kranke. „Ja, Gott selbst schickt Sie . . . Sie reisen ab? Nicht wahr, Sie reisen gewiß ab?"

„Wenn nicht Gott gestattet, daß der Todte, den ich begleite, daß der Leichnam, den ich nach seiner Heimath bringe, zum Leben zurückkehrt, so reise ich ganz gewiß."

„Und Sie sind sicher, daß dieses Wunder unmöglich ist?"

Dem Mönche ward das Herz entsetzlich beklommen; die grauenvollen Bangigkeiten und die Zögerungen dieses

Menschen, die sich so offenbarten, verursachten ihm einen unsäglichen Widerwillen.

„Ach! ja," sagte er, „ich bin dessen sicher."

Und der gute Priester strich mit seinem Taschentuche über seine Augen, um die Thränen, die ihnen entfloßen, zu trocknen, glücklich, sich gewisser Maßen in seinen eigenen Schmerz zu flüchten, um der selbstsüchtigen Angst dieses Menschen zu entfliehen, der, ohne diese Thränen wahrzunehmen, murmelte:

„Ja, ja, das ist besser... Er reist in zwei Stunden ab, er verläßt die Gegend, er wird vielleicht nie mehr dahin zurückkommen ... während der Pfarrer von Meudon hier bleibt!"

Dann machte er eine äußerste Anstrengung und sagte:

„Hören Sie mich an, mein Vater; ich will Ihnen Alles erzählen."

Und der Sterbende ließ mit einem Seufzer seinen Kopf in seine Hände fallen und schien sich zu sammeln.

Der Mönch stützte sich mit dem Ellbogen auf den Arm des Lehnstuhles, in welchem er saß.

Anfangs durch das Schließen der Vorhänge in eine relative Dunkelheit getaucht, hatte sich das Zimmer allmälig erhellt, oder die Augen des Mönches hatten sich vielmehr an diese Dunkelheit gewöhnt, dem die bleichen Scheine der Alabasterlampe einen geheimnißvollen, fantastischen Charakter verliehen.

In dieser Finsterniß gesehen, erschien der Schädel des Sterbenden noch knochiger, noch bleicher, noch bläßer, noch mehr seines Haares beraubt; so gesehen, erschien sein Gesicht noch bleifarbiger, noch abgezehrter, noch leichenartiger; seine Physiognomie noch gemeiner, noch verworfener.

Er begann mit schwacher Stimme, beständig seinen Kopf in seinen Händen haltend; und bei den ersten

Worten der seltsamen Beichte, auf die er horchte, ohne noch zu wissen, was er hören sollte, rückte der Mönch seinen Stuhl vom Bette zurück, als befürchtete er die Berührung dieser Stimme, als wollte er die Befleckung durch sie vermeiden!

LXIII.

Gérard Tardieu.

Diese ersten Worte hatten indessen nichts, was nicht ganz natürlich, und konnten aus jedem Munde kommen.

„Ich wurde Witwer mit dreißig Jahren," sagte der Sterbende, „und meine erste Ehe hatte mir so viel Kummer verursacht, daß ich geschworen, nie eine zweite einzugehen. Ich hatte keinen andern Verwandten auf der Welt, als einen älteren Bruder, der das Land 1795 verließ und sich in Toulon auf einem Fahrzeuge einschiffte, das nach Brasilien unter Segel ging. Das Waffenhandwerk widerstrebte ihm; die Landwirthschaft war ihm antipathisch, und davor, daß er Handel in einem Laden treiben sollte, hatte er ein Entsetzen; er träumte von Fahrten, Reisen, Abenteuern, und die fernen Länder waren für ihn eben so viel gelobte Länder.

„Unter allen diesen Ländern war Brasilien das, welchem er den Vorzug gab; er schiffte sich also nach Rio Janeiro ein und nahm nichts als ein kleines Gepäck mit, dessen Werth sich sicherlich nicht auf tausend Thaler belief. Ich empfing von ihm nur drei Briefe: den ersten

im Jahr 1801; er sagte mir in diesem Briefe, er habe Glück gemacht, und lud mich ein, zu ihm zu kommen; ich hatte ein Grauen vor dem Meere und schlug es aus. 1806 erhielt ich den zweiten Brief: er schrieb mir, er habe Alles verloren, und ich habe wohl daran gethan, daß ich in Frankreich geblieben. Elf Jahre lang hörte ich nichts mehr von ihm, und ich erhielt weder unmittelbar, noch mittelbar irgend eine Nachricht. Im Jahre 1817 schrieb er mir abermals: das war das dritte Mal seit seiner Abreise, und es waren zwei und zwanzig Jahre vergangen, seitdem er abgereist! Er hatte sich wieder ein Vermögen im Betrage von mehreren Millionen gemacht; er war verheirathet und Vater von zwei Kindern; er kündigte mir seine nahe bevorstehende Rückkehr an und hatte, wie er mir sagte, keinen innigeren Wunsch, nun, da er Millionär war, als Frankreich wiederzusehen und hier mit mir zu leben.

„In der That, im Monat Juni 1817, kam er in Paris an, und ich empfing von ihm ein paar Zeilen, in denen er mich einlud, mich in aller Eile zu ihm zu begeben. Er hatte seine Frau auf der Ueberfahrt verloren; er war in Verzweiflung, und meine brüderliche Freundschaft allein konnte seinen Kummer mildern. Ich hegte selbst ein großes Verlangen, meinen Bruder wiederzusehen, für den ich, trotz seiner Abwesenheit und meines Alters, die zärtliche Zuneigung des jungen Mannes bewahrt hatte. Bei Empfang des Briefes beschloß ich also, abzureisen, und ich nahm Abschied von meinen guten Freunden in Vic-Dessos . . .“

Bei diesem Namen richtete der Mönch den Kopf auf und sagte:

„Vic-Dessos! Sie wohnten in Vic-Dessos, in der Ariége?“

„Dort bin ich geboren,“ antwortete der Sterbende; „ich habe dieses Dorf nur verlassen, um mich nach Paris

zu begeben, und gefiele es dem Himmel, ich hätte es nie verlassen! . . ."

Der Mönch heftete auf den Sterbenden einen neugierigen Blick, der nicht von einer gewissen Besorgniß frei zu sein schien; doch dieser fuhr fort, ohne die, übrigens fast unmerkbare, Bewegung wahrzunehmen, die der Mönch nicht hatte unterdrücken können:

„Ich kam in Paris nach einer Reise von acht Tagen an und fand meinen Bruder dergestalt verändert, daß ich ihn nicht wiedererkannte; er dagegen erkannte mich sogleich und umarmte mich mit einem innigen Ergusse, der mir zu dieser Stunde noch die Thränen in die Augen treten macht . . . Es wäre für mich eine entsetzliche Marter, ewig auf meinen Wangen den Eindruck dieser zwei so zärtlichen Küsse zu fühlen."

Der Sterbende strich mit seinem Taschentuche über seine mit Schweiß bedeckte Stirne und schien sich auf einige Augenblicke in seine Erinnerungen zu versenken.

Dominique betrachtete ihn während dieser Zeit mit einer wachsenden Neugierde: es war sichtbar, daß er Lust hatte, ihn anzureden, ihn zu befragen, während ihm eine innere Stimme sagte, er sollte nichts thun oder wenigstens noch warten.

Herr Gérard bat den Mönch, ihm einen Flacon zu geben, der auf dem Nachttische stand, und nachdem er mehrere Male von den flüchtigen Salzen, die der Flacon enthielt, eingeathmet hatte, fuhr er fort:

„Der arme Jacques war so bleich, so mager, so entstellt, wie ich es in diesem Augenblicke bin; man hätte glauben sollen, er habe, wie ich zu dieser Stunde, nur noch einen Schritt zu machen, um an die Pforte seines Grabes zu klopfen . . . Er erzählte mir den Tod seiner Frau mit einem Schluchzen, das von seinem Schmerze zeugte; dann ließ er seine Kinder rufen, um mir in ihnen Alles zu zeigen, was ihm von ihr blieb. Man brachte sie: es waren zwei bewunderungswürdig

schöne Kinder; das ältere, der Knabe, blond, frisch und rosig, wie es seine Mutter gewesen; das Mädchen, braun, mit bleichem Teint, mit herrlichen Brauen, Wimpern und schwarzen Augen. Das Mädchen besonders war reizend mit seinen von der Sonne Brasiliens wie die Weintrauben unseres Landes vergoldeten Wangen. Das Mädchen war vier Jahre alt und hieß Leonie; der kleine Knabe war sechs und hieß Victor.

„Seltsame Erscheinung, der ich mich zu dieser Stunde erst erinnere! Beide schienen erschrocken bei meinem Anblick und weigerten sich, mich zu küssen. Jacques mochte ihnen immerhin wiederholen: „„Es ist ja mein Bruder! es ist ja Euer Oheim!““ das Mädchen fing an zu weinen und der Knabe entfloh in den Garten. Der Vater suchte sie bei mir zu entschuldigen. Armer Jacques! er betete seine Kinder an, oder vielmehr, seine Liebe für sie ging bis zum Wahnsinne; er konnte sie nicht anschauen, ohne zu weinen, so sehr erinnerten sie ihn an seine Frau, der Knabe durch seine Züge, das Mädchen durch den Charakter. Eine Folge hievon war, daß ihm diese Kinder, trotz der ungeheuren Liebe, die er für sie hatte, beinahe ebenso viel Kummer als Freude verursachten, und daß er, wenn er sie zu lange anschaute, mit erstickter Stimme zu ihrer Gouvernante sagte: „„Nimm sie fort, Gertrud!““

„Ich hegte eine große Zärtlichkeit für meinen Bruder: sein Zustand beunruhigte mich ernstlich. Außer diesem Schmerze, der seine Gesundheit völlig untergrub, — von dem ihn aber mit der Zeit die Liebe seiner Kinder und meine Sorgsamkeit hätten heilen können, — war er in einer gewissen Epoche des Jahres, gegen den Herbst, einem Sumpffieber preisgegeben; dieses hatte ihn auf einer Reise, die er nach Mexico gemacht, befallen; er hatte sich nie davon befreien können, und seit seiner Rückkehr nach Frankreich ergriff es ihn mit neuer Stärke. Wir zogen die besten Aerzte von Paris zu Rathe; ihre

Wissenschaft scheiterte an dieser Vergiftung der Lunge, und das Resultat der Consultationen war, daß man meinen Bruder aufforderte, auf dem Lande zu leben; — dies ist das, was man denjenigen verordnet, welchen man nichts mehr zu verordnen weiß. Ich sah, so zu sagen, auf dem Gesichte von Jacques die Spur, die jeder Tag darauf zurückließ; am Abend war er bleicher und schwächer als am Morgen, am Morgen als am Abend vorher . . . Ich forschte nach einem Landhause, und eines Tags, als ich von Fontainebleau zurückkam, sah ich, bei der Cour-de-France, ungefähr fünf Meilen von Paris, einen Anschlagzettel, auf welchem der Verkauf eines in Viry liegenden großen Landhauses angezeigt war . . ."

„In Viry-sur-Orge?" unterbrach der Priester mit derselben Betonung, mit der er gesagt hatte: „In Vic-Dessos," und dabei schaute er den Sterbenden mit einem immer mehr fragenden Blicke an.

„Ja, in Viry-sur-Orge," wiederholte Herr Gérard. „Kennen Sie diese Gegend?"

„Dadurch, daß ich davon sprechen hörte, ja . . . doch ich habe nie in dieser Gegend gewohnt, und ich habe sie auch nicht einmal gesehen," antwortete der Priester mit einer leicht bebenden Stimme.

Doch der Kranke war zu sehr mit seinen eigenen Gedanken beschäftigt, um auf die zu achten, welche seine Erzählung im Geiste oder in den Erinnerungen seines Zuhörers erwecken konnte.

Er fuhr fort:

„Viry-sur-Orge liegt ungefähr eine Viertelmeile von dem Orte, wo ich mich befand: ich wandte mich nach diesem Dörfchen, das mir ein Bauer bezeichnete, und nach einer Viertelstunde befand ich mich vor dem Hause oder dem Schlosse, das später mir gehören sollte."

Nun wischte der Priester mit seinem Taschentuche über seine Stirne: man hätte glauben sollen, jede Periode der Erzählung des Kranken mache in seinen Augen

jene seltsamen Scheine glänzen, die man im Traume sieht, und mit deren Hülfe man vergebens ein in die Vergangenheit gestürztes Ereigniß wieder aufzubauen sucht.

„Man kam zu dem Hause durch eine lange Lindenallee; hatte man das Vorzimmer und den Speisesaal durchschritten, so befand man sich, jenseits, auf einer ungeheuren Freitreppe, von der aus man ein wahrhaft feenartiges Gemälde vor den Augen hatte. Es war ein Park umgeben von hundertjährigen Eichen, welche sich in einem schönen, tiefen Bassin reflectirten, das bei Nacht ein großer silberner Spiegel zu sein schien; die Ränder dieses kleinen Sees waren bedeckt mit Binsen, Erlen und Schilfrohr; Nympheen breiteten sich auf seiner Oberfläche aus, und die zehn bis zwölf Morgen, die ihm als Rahmen dienten, waren bepflanzt mit Blumen von allen Arten, von allen Ländern, von allen Farben, von allen Wohlgerüchen: auf fünfhundert Schritte vom Schlosse war die Luft mit Wohlgerüchen erfüllt, wie es die Atmosphäre auf zwei Meilen von der Stadt Grasse ist. Diese Wohnung war sicherlich die eines großen Liebhabers der Natur; denn man sah hier alle vegetabilische Wunder der Schöpfung vereinigt... Oh! mein Gott!" murmelte der Kranke, „wenn ich nun daran denke, scheint es mir, man hätte sehr glücklich in einem solchen Paradiese leben können.

„Ich besichtigte das Haus: das Innere war würdig des Aeußeren. Es war, im Ganzen, ein altes Schloß meublirt von oben bis unten im modernen Geschmacke, reich, elegant und zugleich comfortable . . . Es wurde mir gezeigt von einer Frau, die im Dienste des Mannes, dem es gehört, gewesen war. Da die Erben des Eigenthümers zahlreich, so ließ man das Schloß verkaufen, um alle Interessen auszugleichen.

„Die Frau, welche mir bei dieser Besichtigung als Führerin diente, hatte beim Verstorbenen keine sehr bestimmte Eigenschaft: sie betitelte sich seine Vertraute,

und man behauptete in der Gegend, sie habe baares Geld geerbt, das in dem Augenblicke, wo der Herr starb, im Hause sein mochte. Es war eine Frau von dreißig Jahren, groß, stark, und an ihrem baskischen Accente erkannte man leicht, daß sie aus unserer Heimath war; sie hatte im Blicke, in der Tournure, in den Manieren etwas Männliches, was mir von Anfang an widerstrebte. An meinem Accente erkannte sie mich auch als einen Nachbar des baskischen Landes, und sich auf unsere Landsmannschaft stützend, empfahl sie sich mir für den Fall, daß ich das Schloß, entweder in meinem Namen oder im Namen einer andern Person, kaufen würde, wobei sie sich erbot, im Hause unter dem Titel, den sie vorher gehabt, und sogar, in Ermanglung von Besserem, als Kammerfrau oder als Köchin zu bleiben.

„Ich sagte ihr, ich handle für meinen Bruder, und nicht für mich; ich sei persönlich so arm, als mein Bruder reich sei; ich fügte nur bei, ich befürchte, mein Bruder Jacques werde sein Vermögen nicht lange zu genießen haben. Da rühmte sie mir die Luft der Gegend, die gesunde Lage, die Nähe von Paris, wohin man sich in einer Stunde begeben könne, und besonders die Mäßigkeit des Preises von diesem herrlichen Gute, das man um hundert und zwanzig tausend Franken und sogar vielleicht um hunderttausend, — so große Eile haben die Erben, ihren Theil an der Erbschaft in Empfang zu nehmen, — dem, welcher baare Bezahlung böte, geben würde.

„Mein Bruder war ganz in dieser Lage; meiner Ansicht nach stand ihm das Gut vortrefflich an, und ich versprach Orsola Boutas, — so hieß die Vertraute des vormaligen Eigenthümers, — meine ganze Macht über den Geist meines Bruders zu benützen, einmal, daß er das Schloß kaufe, und dann, daß er sie bei sich behalte. . . . Ich rede lange von dieser Frau wegen des entsetzlichen Einflusses, den sie auf mein Leben gehabt hat . . .

„Kaum hatte ich sie übrigens verlassen, als ich mich wunderte, daß ich ihr meine Protection bei meinem Bruder Jacques versprochen; der Eindruck, den sie auf mich hervorgebracht, war, ich wiederhole es, eher zurückstoßend, als sympathetisch. Dagegen fand ich das Gut so wunderbar schön, ich machte bei meinem Bruder solche Lobeserhebungen davon, daß er mir Vollmacht gab, zu unterhandeln, und daß ich nach acht Tagen in seinem Namen den Kauf um den Preis von hunderttausend Franken abgeschlossen hatte.

„Der Einzug fand am Tage der Bezahlung des Preises an den Notar von Corbeil statt. Unser Gesinde bestand aus einem Gärtner, einem Bedienten, einer Köchin und der Kammerfrau, welche mit der Sorge für die Kinder beauftragt war; ferner hatten wir einen Hund, halb St. Bernhard-Race, halb Neufundländer, den der Herr des von meinem Bruder in Paris bewohnten Hotels ihm auf die Bitte der Kinder abgetreten hatte, welche vom Morgen bis zum Abend mit diesem Hunde spielten und sich nicht von ihm trennen wollten: die Kinder hatten ihm den Namen Brasil zur Erinnerung an das Land gegeben, wo sie geboren waren.

„Auf meine Empfehlung gesellte man Orsola diesem ganzen Personal bei. An demselben Tage that sie für Jedermann, was sie für mich gethan hatte, das heißt, sie zeigte meinem Bruder das Schloß in allen seinen Einzelheiten, führte Jeden in seine Wohnung oder in seinen Posten ein, und bemächtigte sich vom ersten Augenblicke wieder, unter einer scheinbaren Demuth, der Stellung als Vertraute, die sie bei ihrem vorigen Herrn inne gehabt.

„Niemand hatte sich übrigens zu beklagen über die Art, wie sie die Dinge angeordnet; es war, als hätte sie Jeden über seinen Geschmack und seine Neigungen zu Rathe gezogen. Selbst Brasil hatte eine herrliche Nische, wo er sich wohl den glücklichsten der Hunde gefühlt haben würde, hätte er nicht mit Besorgniß eine in der Mauer

befestigte Kette betrachtet, welche seine zukünftige Freiheit zu bedrohen schien.

„Alles fand sich so comfortable in dieser neuen Wohnung, daß das Leben vom ersten Tage an für Jeden leicht und bequem war. Wir brachten den Sommer, sodann den Herbst zu. Es war davon die Rede gewesen, für den Winter nach Paris zurückzukehren, Jacques zog aber das Land mit allen seinen Unannehmlichkeiten, — welche übrigens theilweise mit Hülfe eines großen Vermögens verschwinden, — Jacques zog das Land dem Aufenthalte in Paris vor.

„Wir gelangten so zum Monat Februar 1818, während sich der Zustand meines Bruders von Tag zu Tag verschlimmerte; eines Morgens rief er mich in sein Schlafzimmer, schickte die Kinder weg, und als wir allein waren, sagte er zu mir:

„„Mein lieber Gérard, wir sind Menschen; wir müssen als Menschen reden und besonders handeln.““

„Ich saß bei seinem Bette, und den Gegenstand, von dem die Rede sein sollte, errathend, suchte ich ihn über seine Gesundheit zu beruhigen; er reichte mir aber die Hand und sprach:

„„Bruder, ich fühle, wie mein Leben mit jedem Hauche von mir geht, und ich würde den Verlust meines Daseins nicht bedauern, da mich der Tod mit meiner theuren Frau wiedervereinigen soll, fühlte ich mich nicht durch die Zukunft meiner zwei Kinder tief angefochten. Ich weiß, daß ich sie, indem ich sie Dir vermache, meinem andern Ich hinterlasse; unglücklicher Weise bist Du aber nicht Vater, und man wird es nie vollkommen bei den Kindern der Andern. Ueberdies sind zwei Dinge bei den Kindern zu beaufsichtigen: das materielle Leben, das des Leibes; das intellectuelle Leben, das des Geistes. Du wirst mir antworten, man könne den Knaben in ein großes Collége bringen, das Mädchen in ein vortreffliches Kloster; ich habe hieran gedacht, mein Freund; doch die

armen Kinder sind an die Blumen, an die großen Wälder, an die Luft der Fluren, an die Strahlen der Sonne gewöhnt, und ich zittere bei der Idee, sie in diese Gefängnisse einzuschließen, die man Pensionen nennt, in diese Zellen, die man Schlafsäle nennt! Sodann gibt es, meiner Ansicht nach, keinen großen Baum, als den, welcher im hellen Tageslichte wächst. Ich bitte Dich also, mein lieber Gérard, kein Collége, kein Kloster für die armen Kinder!""

„Ich neigte mich.

„„Alles, was Du willst, Bruder,"" sagte ich; „„befiehl: ich werde gehorchen.""

„„Seit langer Zeit,"" fuhr Jacques fort, „„hatte ich den Gedanken, ihnen einen Hofmeister, gleichsam einen Arzt ihres moralischen Lebens, zu geben, nur wußte ich nicht, auf wen ich meine Wahl lenken sollte. Da gestattete Gott, der mir ohne Zweifel diese Beruhigung im Augenblicke meines Todes gewähren will, daß gestern einer meiner Freunde von fünfzehnhundert Meilen ankam, um mich dieser Verlegenheit zu entziehen . . .""

„Es hatte in der That am Tage vorher ein Unbekannter, der sich weigerte, seinen Namen zu sagen, nach Jacques gefragt; er war in sein Zimmer geführt worden und wohl eine Stunde bei ihm geblieben.

„„Du meinst den Mann, der gestern hier gewesen ist?"" fragte ich Jacques.

„„Ja,"" antwortete er mir, „„das ist ein Mann, den ich einst gekannt und nun nach langen Zwischenräumen wiedergesehen habe; doch so wenig ich ihn gesehen, ich vermochte sein Urtheil, seine Rechtschaffenheit, seine Herzensgüte zu schätzen; bei mehreren Veranlassungen, wo er tapfer mit seiner Person bezahlt hat, war ich auch im Stande, seinen Muth zu würdigen. Wenige Menschen haben mir von Anfang an eine Sympathie eingeflößt, welche die Zeit besser gerechtfertigt; er hat

mir einst einen Dienst geleistet, für den ich ihm bis zur Stunde meines Todes dankbar sein werde . . .""

Der junge Mönch horchte mit wachsender Aufmerksamkeit auf die Erzählung des Sterbenden; seit einigen Augenblicken schien ihn diese Erzählung, durch einen unbekannten Punkt, persönlich zu berühren.

Herr Gérard fuhr fort:

""Angelegenheiten der ernsthaftesten, gewichtigsten Art, Interessen, welche die höchsten politischen Fragen dieses Landes berühren, — Interessen und Angelegenheiten, die ich kenne, ohne daß es mir indessen erlaubt ist, irgend Jemand, selbst Dich, mein Bruder, damit bekannt zu machen, — haben ihn zweimal gezwungen, sich aus Frankreich zu verbannen, und nöthigen ihn heute, da er hierher zurückkehrt, sich beinahe verborgen zu halten. Gestern kam er, um von mir eine Zuflucht gegen Verfolgungen des Hasses und des Argwohns zu verlangen, — Verfolgungen, welche ihm übrigens nur zur Ehre gereichen. Bruder, ich denke an diesen Mann für die Erziehung meiner Kinder . . .""

Der Athem des Mönches wurde immer beklommener, und von Zeit zu Zeit wischte er mit seinem Taschentuche seine Stirne ab. Man hätte glauben sollen, er sei einem inneren Kampfe, einer tiefen moralischen Aufregung preisgegeben; es war dies so, daß es der Sterbende bemerkte.

„Leiden Sie, mein Vater?" fragte er, sich unterbrechend, „und haben Sie etwas nöthig? dann klingeln Sie Marianne."

Und mit leiser Stimme fügte er bei:

„Ach! ich brauche noch lange, denn ich verzögere, so viel ich kann, das entsetzliche Geständniß . . . Haben Sie Geduld, mein Vater, ich bitte Sie flehentlich!"

„Fahren Sie fort," sprach der Priester.

„Wobei war ich? . . . Ich weiß es nicht mehr."

„Ihr Bruder Jacques rühmte die Moralität und

den Muth von seinem Freunde, von demjenigen, welchen er seinen Kindern als Hofmeister geben wollte."

„Ja, es ist wahr . . .

„„Das ist ein Mann von tiefer Bildung,"" fügte Jacques bei, „„ein Mann, der die Welt von den hohen bis zu den niedern Regionen kennt; alte Sprachen, neue Sprachen, Geschichte, Wissenschaften, er weiß Alles: er ist eine lebendige Encyklopädie, und wäre ich sicher, daß er bis zur Volljährigkeit meiner Kinder bei Dir bleiben könnte, so würde ich fast ohne Bedauern sterben.""

„„Was sollte ihn daran verhindern?"

„„Das schwere Gewicht der Angelegenheiten, die ihn beschäftigen und von der Art sind, daß er jeden Augenblick gezwungen sein kann, sich nicht nur auf einige Jahre, sondern für immer zu entfernen . . . In allen Fällen, wäre er genöthigt, Dich zu verlassen, würde ich Dir Vollmacht geben, ihn zu ersetzen: er hat einen Sohn, der sich für den geistlichen Stand bestimmt . . .""

„Verzeihen Sie," sprach Dominique aufstehend, „ich kann, ich darf Ihre Beichte nicht länger hören, mein Herr."

„Und warum nicht, mein Vater?" fragte Gérard mit bebender Stimme.

„Weil," antwortete der Mönch mit einer Stimme, welche vielleicht ebenso sehr bebte, als die des Sterbenden, „weil ich Sie kenne und Sie mich nicht kennen; weil ich weiß, wer Sie sind, und Sie nicht wissen, wer ich bin."

„Sie kennen mich? Sie wissen, wer ich bin?" rief der Kranke mit einem Ausdrucke der tiefsten Bangigkeit. „Das ist unmöglich!"

„Sie heißen Gérard Tardieu, nicht wahr, und nicht einfach Gérard?"

„Ja . . . doch wer sind Sie? wie heißen Sie?"

„Ich, ich heiße Dominique Sarranti."

Der Kranke stieß einen Schreckensschrei aus.

Der Mönch fuhr fort:

„Ich bin der Sohn von Gaetano Sarranti, den Sie des Mordes und des Diebstahls bezüchtigt haben, während er unschuldig ist, das schwöre ich!"

Der Sterbende, der sich in seinem Bette aufgerichtet hatte, fiel wieder, mit dem Gesichte auf das Kopfkissen, zurück und gab einen erstickten Seufzer von sich.

„Sie sehen wohl," sagte der Mönch, „es hieße Sie täuschen, länger Ihre Beichte zu hören, da ich, statt mit der Mildherzigkeit eines Priesters zu hören, mit dem Hasse eines Sohnes, dessen Vater Sie verleumdet und entehrt haben, hören würde!"

Und seinen Stuhl heftig zurückstoßend, machte der Dominicaner eine Bewegung gegen die Thüre.

Aber zum dritten Male fühlte er sich an seiner Robe festgehalten.

„Nein, nein, nein! bleiben Sie im Gegentheile," rief der Sterbende mit der ganzen Gewalt seiner Stimme; „bleiben Sie! es ist die Vorsehung, die Sie zu mir führt; bleiben Sie! es ist Gott, der gestattet, daß ich, bevor ich sterbe, das Böse, was ich gethan, wieder gut mache."

„Sie wollen es!" sprach der Mönch; „nehmen Sie sich in Acht! Das ist mir gerade recht, und es hat mich eine übermenschliche Anstrengung gekostet, Ihnen zu erklären, wer ich bin, und nicht den Zufall, der mich zu Ihnen geführt, zu mißbrauchen."

„Sagen Sie die Vorsehung, mein Bruder! sagen Sie die Vorsehung!" wiederholte der Sterbende. „Oh! ich würde Sie am Ende der Welt gesucht haben, hätte ich Sie dort zu finden gewußt, um Sie zu nöthigen, das Geständniß, das entsetzliche Geständniß zu hören, das ich Ihnen noch zu machen habe."

„Sie wollen es?" fragte zum zweiten Male Dominique.

„Ja," antwortete der Kranke, „ja, ich bitte darum, ich flehe Sie an! ja, ich will es!"

Der Mönch fiel ganz schauernd in seinen Lehnstuhl zurück, schlug die Augen zum Himmel auf und murmelte leise:

„Mein Gott! mein Gott! was werde ich hören?“

LXIV.

Wo ein Hund heult, wo eine Frau singt.

Nach dem, was er durch ein seltsames Zusammentreffen von Umständen entdeckt hatte, mußte Bruder Dominique eine heftige Anstrengung gegen sich selbst machen, damit sein Gesicht nicht die Unruhe verrieth, die sein Inneres bewegte.

Wir haben es gesagt, als wir dem Leser jenes herrliche Bild von Zurbaran zu zeigen versuchten, — der Gang, die Physiognomie, die Rede des jungen Mönches, Alles an ihm trug das Gepräge einer finstern, tiefen, aber verschleierten, stillen Traurigkeit.

Die Ursachen dieser Traurigkeit, die er nie einem Menschen anvertraut hatte, werden wir mit der Beichte von Gérard Tardieu, oder vielmehr mit der Erzählung der letzten Jahre dieses Menschen, den das ganze Dorf Vanvres und alle umliegenden Dörfer den guten, den ehrlichen, den tugendhaften Herrn Gérard nannten, sich entrollen sehen.

Dieser sprach mit einer schwachen, häufig durch Seufzen, Stöhnen und Schluchzen gehemmten Stimme:

„„Was mein Vermögen betrifft,““ fuhr mein Bruder fort, „„so ist seine Theilung sehr einfach, und ich glaube, seitdem ich an meinen Tod denke, für Alles vor-

hergesehen zu haben. Hier ist die Abschrift meines bei Herrn Henry, Notar in Corbeil, niedergelegten Testamentes; ich übergebe sie Dir, und Du wirst es lesen, um zu sehen, ob nicht ein Vergessen oder eine Auslassung gut zu machen ist. Ich denke indessen, Du wirst nichts auszusetzen haben, denn die Verwendung meines Vermögens ist sehr leicht. Jedem von meinen Kindern hinterlasse ich eine Million; ich wünsche, daß, abgesehen von den für ihre Erziehung und ihren Unterhalt nothwendigen Ausgaben, die Einkünfte aus diesen zwei Millionen sich bis zu ihrer Volljährigkeit anhäufen mögen ... Deine Freundschaft betraue ich mit der Sorge, hierüber zu wachen, mein lieber Gérard ... Dir, da ich die Einfachheit Deiner Neigungen kenne, hinterlasse ich, nach Deiner Wahl, entweder eine Summe von hunderttausend Thalern in baarem Geld oder eine Leibrente von vier und zwanzig tausend Franken. Käme Dir die Idee, Dich wieder zu verheirathen, so nähmest Du von den angehäuften Einkünften der Kinder entweder weitere sechstausend Franken Rente oder eine weitere Summe von hunderttausend Franken. Stürbe eines der beiden Kinder, so wünsche ich, daß das Ueberlebende vom Andern sein ganzes Vermögen erbe; stürben Beide ...""

„Und schon bei diesem Gedanken allein wurde die Stimme meines armen Bruders unverständlich.

„„Stürben Beide, so würdest Du, da sie auf der Welt keinen andern Verwandten als Dich haben, ihr Erbe. Ich hinterlasse insbesondere allen denjenigen, welche mir gedient haben, Zeichen meiner Dankbarkeit: Du wirst Dich nichts hierum zu bekümmern haben. Ich habe es für unnöthig erachtet, im meinem Testamente die Summen zu specificiren, die Du der Erziehung meiner Kinder widmen sollst; diese Ausgabe wird von Dir ohne Verschwendung, wie ohne Sparsamkeit geordnet werden. Es ist indessen ein Punkt, auf den ich Deine Aufmerksamkeit lenken werde: ich bitte Dich, meinem

Freunde Sarranti nicht weniger als sechstausend Franken jährlich zu bieten; die Ergebenheit der Menschen, die unsere Kinder erziehen, hat mir nie hinreichend belohnt geschienen, und wäre ich der Chef des öffentlichen Unterrichts in Frankreich, so wollte ich dahin wirken, daß die Professoren, welche ihr Leben damit zubringen, daß sie das Herz und den Geist der neuen Generation bilden, anders belohnt wären, als die Lackeien, die dazu dienen, daß sie ihre Kleider bürsten! . . .""

Der Mönch drückte sein Taschentuch nicht mehr an seine Stirne, um den Schweiß abzuwischen, sondern auf seinen Mund, um das Schluchzen zu ersticken.

Diese erhabene Vorsicht von Jacques Tardieu, um die Würde seines Freundes zu wahren und zu beschirmen, rührte ihn in der tiefsten Tiefe seines Herzens.

„„Stürbe eines von den zwei Kindern,"" fuhr der Kranke, immer den letzten Willen seines Bruders ausdrückend, fort, — „„so würden hunderttausend Franken vom Vermögen des Todten für Sarranti vorausgenommen; stürben Beide, zweimal hunderttausend . . .""

Dominique stand auf und warf sich in einen Lehnstuhl in einer Ecke des Zimmers, um hier nach seinem Gefallen zu weinen.

Während er sich vom Bette entfernte, konnte er sich nicht enthalten, auf den Kranken einen Blick der tiefsten Verachtung fallen zu lassen.

Doch er brauchte nur ein paar Secunden, um seine Gemüthsbewegung zu beherrschen, und die augenblickliche Einsamkeit, die er gesucht, verlassend, näherte er sich mit langsamem, ernstem Schritte dem Bette des Kranken.

Sein Auge war düster und voller Fragen, und er erwartete offenbar mit Ungeduld die Fortsetzung dieser Beichte, deren Erzählung er gern beschleunigt hätte, während er indessen keine von ihren Einzelheiten zu verlieren wünschte.

Der Kranke seinerseits war dergestalt angegriffen,

sowohl durch die Anstrengungen, die er gemacht, um so lang zu sprechen, als durch die Gemüthsbewegung, die er erlitten, daß er leichenbleich auf sein Kopfkissen zurückgefallen war und ohnmächtig zu sein schien.

Der Dominicaner zitterte bei der Idee, Herr Gérard könnte sterben, ehe er seine Beichte vollendet, und ihn folglich in Unwissenheit über die Umstände und die Thatsachen lassen, welche zu kennen er das größte Interesse hatte.

Er näherte sich also diesem Manne mit scheinbar weniger Widerwillen und fragte ihn, ob er etwas bedürfe.

„Mein Bruder," antwortete der Kranke, „geben Sie mir einen Löffel voll von dem herzstärkenden Tranke, den Sie auf dem Kamine sehen . . . Müßte ich sterben an der Anstrengung, ich will Alles auf ein Mal sagen!"

Der Mönch reichte dem Sterbenden einen Löffel voll von dem Elixir; Herr Gérard hatte es kaum verschluckt, als er in der That wieder einige Stärke zu erlangen schien; er bedeutete Dominique durch einen Wink, er möge sich wieder an sein Bett setzen, und fuhr dann fort:

„Mein Bruder übergab mir also die Abschrift des Testaments, und ich mochte immerhin gegen die Großmuth, die er für mich entwickelte, protestiren, ihm sagen, gewohnt, mit fünfzehn bis achtzehnhundert Franken jährlich zu leben, brauche ich weder ein so großes Kapital, noch eine so starke Rente; er wollte nichts hören und schloß die ganze Erörterung dadurch, daß er mir antwortete, der Bruder eines Mannes, der seinen Kindern zwei Millionen Vermögen hinterlasse, ein Vormund, der für seine Mündel ein Vermögen von zweimal hunderttausend Livres Rente verwalte, welche fähig, sich zu verdoppeln, dürfe in den Augen seiner Neffen nicht das Ansehen haben, als lebte er auf ihre Kosten wie ein fremder Schmarotzer. Ich nahm an, — das Herz zugleich von Traurigkeit und von Dankbarkeit erfüllt; — denn bis dahin, mein Vater, verdiente ich den Titel

ehrlicher Mann, den ich seitdem usurpirt habe, und ich hätte eingewilligt, nicht nur das Vermögen, das mir mein Bruder hinterließ, sondern auch mein persönliches Vermögen, würde ich irgend eines gehabt haben, zu verlieren, um meinem Bruder das Leben zu retten oder es nur um einige Jahre zu verlängern ... Leider war die Krankheit tödtlich, und am andern Tage nach dieser Unterredung hatte Jacques kaum die Kraft, die Hand zu drücken ... Ihrem Vater," sagte der Kranke mit Anstrengung, „Ihrem Vater," wiederholte er, um sich zu befestigen, „der am Nachmittag ins Schloß kam. ... Ich werde Ihnen nicht das Portrait von Herrn Sarranti geben, mein Bruder, doch lassen Sie mich Ihnen ein paar Worte vom ersten Eindrucke sagen, den seine Gegenwart auf mich machte. Nie, ich kann es vor Gott und vor Ihnen schwören, nie flößte mir die Physiognomie eines menschlichen Geschöpfes eine lebhaftere Sympathie, eine tiefere Ehrfurcht ein. Die Biederkeit, welche den Hauptcharakter seiner Physiognomie bildete, erweckte unwillkürlich das Vertrauen, und beim ersten Anblicke war man bereit, ihm seine Arme und sein Herz zu öffnen! Er quartierte sich noch an demselben Abend im Hause auf die Bitten von Jacques ein, welcher erklärt hatte, er wolle seine Augen zwischen seinen zwei besten Freunden, das heißt zwischen Herrn Sarranti und mir, schließen. Kaum angelangt, kam er in mein Zimmer und sagte zu mir:

„„Herr Gérard, finden Sie es nicht schlimm, wenn ich gleich bei meinem Eintritte ins Haus damit anfange, daß ich Sie um einen wichtigen Dienst bitte.""

„„Sprechen Sie, mein Herr,"" erwiederte ich; „„die Achtung und die Freundschaft, die mein Bruder für Sie hegt, geben mir das Recht, Ihnen zu sagen, was er Ihnen selbst sagen würde: Mein Herz und meine Börse gehören Ihnen!""

„„Ich danke, mein Herr,"" antwortete Ihr Vater,

„„und ich werde wahrhaft glücklich sein an dem Tage, wo Sie meine Dankbarkeit auf die Probe stellen können. Doch der Dienst, den ich in diesem Augenblicke fordere, ist ein Act reinen Vertrauens; darum wende ich mich an Sie, denn die geringe Hoffnung, die wir haben, unsern armen Jacques noch lange zu erhalten, beraubt mich der Freude, mich an ihn zu wenden.““

„„In welcher Hinsicht kann ich Ihr Vertrauen rechtfertigen und meinen Bruder bei Ihnen ersetzen?““

„„Hören Sie, mein Herr.““

„Ich horchte aufmerksam, und Sarranti fuhr fort:

„„Ich bin beauftragt von einer Person, deren Namen zu nennen mir bis jetzt nicht erlaubt ist, bei einem Notar eine Summe von hunderttausend Thalern, die ich in meinem Felleisen bei mir habe, unterzubringen: diese Summe, verstehen Sie wohl, wünsche ich einfach zu deponiren und nicht anzulegen; es ist wenig daran gelegen, daß sie nichts einträgt, wenn ich sie nur von einem Tage auf den andern und je nach den Bedürfnissen der Person, deren Mandatar ich bin, auf das erste Verlangen zurücknehmen kann.““

„„Nichts kann leichter sein, mein Herr, und alle Tage deponirt man unter diesen Bedingungen eine mehr oder minder starke Summe bei einem Notar.““

„„Ich danke, mein Herr; ich bin über einen Punkt beruhigt. Wollen Sie mich nun auch über den andern beruhigen, über den Hauptpunkt, über den, wo wirklich der Dienst liegt, den ich von Ihnen verlange.““

„„Reden Sie.““

„„Diese Summe kann nicht unter meinem Namen deponirt werden, denn Jedermann kennt meinen völligen Mangel an Vermögen; sie kann nicht unter dem Ihres Bruders deponirt werden, da es uns jeden Augenblick bevorsteht, daß ihn Gott zu sich ruft. Ich wünschte also, sie würde untergebracht . . .““

„„Unter meinem Namen?““ beeilte ich mich einfach zu sagen.

„„Ja, mein Herr, und das ist der Dienst, den ich von Ihnen zu fordern hatte.““

„„Ich hätte gewünscht, die Sache wäre wichtiger gewesen, mein Herr; denn es ist nicht einmal ein Dienst, was Sie von mir verlangen, es ist eine einfache Gefälligkeit. Sobald es Ihnen beliebt, diese Summe zu deponiren, werden Sie mir es sagen: ich werde Ihren Wunsch erfüllen und Ihnen persönlich einen Gegenschein ausstellen, damit Sie im Falle eines Unglückes, einer Abreise, eines plötzlichen Todes sich mir substituiren und beim Notar als der wahre Eigenthümer des Geldes erscheinen können.““

„„Gehörte das Geld mir,““ erwiederte Herr Sarranti, „„so würde ich diese Garantie, die ich als unnöthig betrachtete, ausschlagen; doch ich wiederhole Ihnen, es gehört nicht mir und ist bestimmt, hohen Interessen zu dienen. Ich nehme also nicht nur den Dienst, sondern auch alle Sicherheiten an, die Sie mir bieten wollen, um im gegebenen Augenblicke entweder die gänzliche Zurücknahme oder die theilweise Verwendung der deponirten Summe zu erleichtern.““

„„Uebergeben Sie mir diese Summe, mein Herr, und in einer Stunde wird sie bei Herrn Henry deponirt sein.““

„Herr Sarranti hatte wirklich in seinem Felleisen die dreimal hunderttausend Franken in Gold; wir zählten sie; dann schloß ich sie in eine Cassette ein; ich gab ihm einen Empfangschein in der verabredeten Form, ließ anspannen und fuhr nach Corbeil.

„Anderthalb Stunden nachher war ich im Hause zurück. Herr Sarranti saß am Bette meines Bruders, bei dem es immer schlimmer ging. Jacques hatte mehrere Male nach mir gefragt; sein Zustand war ein verzweifelter, und der Arzt bürgte nicht dafür, daß er die Nacht

überlebte. In der That, gegen zwei Uhr Morgens verlangte er seine Kinder zum letzten Male zu sehen. Gertrud, die mit uns wachte, holte sie aus ihrem Bette und führte sie ganz weinend herbei. Die armen Kleinen vergoßen Thränen, ohne sich genau Rechenschaft von ihrem Unglücke zu geben; sie fühlten instinctartig, daß etwas Geheimnißvolles, Düsteres, Unendliches über ihnen schwebte: das war der Tod!

„Jacques segnete die zwei Kinder, die vor seinem Bette niederknieten; dann küßte er sie und winkte Gertrud, sie wegzuführen. Die Kinder wollten nicht gehen; ihre Thränen verwandelten sich in Schluchzen, und ihr Schluchzen in Geschrei, als man sie nöthigte, das Zimmer zu verlassen. Das war eine Scene von tiefer Traurigkeit, von entsetzlicher Herzzerreißung, und ich habe sehr bange, zu meiner Strafe dieses Geschrei die ganze Ewigkeit hindurch zu hören ... und dann," fügte der Sterbende bei, „ein anderes Geschrei, das noch viel mehr herzzerreißend ..."

Der Kranke sank zum zweiten Male zusammen; der Priester befürchtete, wenn er das Elixir verschwende, das ihm wieder Kräfte gegeben, seiner Wirksamkeit zu schaden: er beschränkte sich also diesmal darauf, daß er ihn Salze einathmen ließ, und dieses Reagens genügte in der That.

Herr Gérard öffnete wieder die Augen, stieß einen Seufzer aus, wischte den Schweiß ab, der von seiner Stirne floß, und fuhr fort:

„Eine Stunde nach dem Abgange der Kinder verschied mein Bruder. Sein Tod war wenigstens sanft, und er starb, wie er es gewünscht hatte, in unseren Armen ... in den Armen zweier ehrlichen Leute, mein Herr! denn bis zur Todesstunde meines Bruders hatte ich mir, ich sage nicht einmal keine schlechte Handlung, sondern sogar keinen schlechten Gedanken vorzuwerfen ... Am andern Tage oder vielmehr an demselben Tage, am

frühen Morgen, entfernte man die beiden Kinder; Gertrud und Jean führten sie nach Fontainebleau, wo sie zwei Tage zubringen sollten, und wohin ihnen, sobald er seinem Freunde die letzte Ehre erwiesen, Herr Sarranti nachfolgen würde. Sie fragten, warum man ihnen nicht erlaube, ihren Vater zu küssen, ehe sie weggingen; man antwortete ihnen, ihr Vater sei nicht aufgewacht; da entgegnete aber das ältere Kind, Victor, — ich weiß nicht, warum ich es wage, diesen Namen auszusprechen! — Victor, der eine Idee vom Tode zu haben anfing, entgegnete:

„„Man hat uns schon einmal gesagt, Mama schlafe; man hat uns schon so weggeführt, und wir haben Mama nie wiedergesehen! Papa ist ihr nachgefolgt, und wir werden ihn auch nie mehr sehen!““

„Doch das Mädchen, das erst fünf Jahre alt war, sagte:

„„Warum verlassen uns Papa und Mama, da wir sehr ordentlich sind, Niemand etwas zu Leide thun und sie so herzlich lieben?““

„Oh! in der That, arme Kinder! warum verließ Euch Euer Vater, und warum besonders, indem er Euch verließ, übergab er Euch in solche Hände? . .“

Und der Kranke schaute seine abgezehrten Hände an, wie Lady Macbeth ihre blutige Hand anschaut, wenn sie sagt: „Oh! alles Wasser des großen Oceans wäre nicht hinreichend, um diese kleine Hand zu waschen!“

„Endlich gingen die Kinder ab,“ fuhr Herr Gérard fort; „doch Gertrud hatte alle Mühe, um sie festzuhalten; sie streckten ihre Arme aus der Caleche und riefen:

„„Wir wollen Papa küssen! . .““

„Man war genöthigt, die Fenster zu schließen.

„Wir beschäftigten uns sodann mit der Erfüllung der letzten Pflichten, die uns der Tod dieses armen Bruders auferlegte. Er hatte uns nichts Besonderes hin-

sichtlich des Begräbnisses empfohlen; wir legten seinen Leib im Friedhofe von Viry nieder. Die Beerdigung war das, was sie in einem Dorfe sein konnte, und an seinem noch offenen Grabe übergab ich dem Pfarrer, der die Todtengebete sprach, tausend Thaler für die Armen, damit die Gebete derjenigen, deren Unglück er selbst nach seinem Tode erleichterte, sich mit denen des Priesters vermischen möchten.

„Wie er es versprochen, begab sich Herr Sarranti, als er den Kirchhof verließ, nach Fontainebleau. Er sollte am andern oder am zweiten Tage mit den Kindern zurückkommen; ehe wir uns aber trennten, warfen wir uns, Beide in Thränen zerfließend, beim Andenken an denjenigen, welchen wir verloren, einander in die Arme. . . . Oh! vergeben Sie mir, daß ich einen Mann, den ich ans Herz gedrückt, angeklagt, verleumdet, gebrandmarkt habe!" rief der Kranke, indem er sich an Dominique wandte; „doch Sie werden sehen, ich war wahnsinnig, als ich dieses Verbrechen beging, und, Gott sei Dank, dieses Verbrechen kann wieder gut gemacht werden!"

Der Mönch war, wie gesagt, ungeduldig, das Ende der Beichte zu hören, von der der Sterbende selbst gestand, sie sei entsetzlich, so entsetzlich, daß, wie groß auch seine Schwäche, derjenige, welcher sie that, so viel als möglich den Schluß hinausschob.

Er bat also Herrn Gérard, fortzufahren.

„Ja, ja," murmelte dieser; „doch fortzufahren, das ist gerade das Schwierige, und es ist wohl dem Reisenden, der bis auf zwei Drittel seines Weges nur reiche Ebenen und fruchtbare Thäler durchwandert hat, erlaubt, einen Augenblick zu zögern, ehe er sich in stinkende Sümpfe, unter tödtliche Abstürze und unergründliche Schlünde wagt!"

Der Dominicaner, so ungeduldig er war, schwieg und wartete.

Das Warten währte nicht lange: fühlte der Kranke, daß seine Stärke wiederkehrte oder befürchtete er im Gegentheile, was ihm an Kraft blieb, werde ihn ganz und gar verlassen, er fuhr fort:

„Ich kam allein in das Schloß zurück, das nun verödet war, denn die Kinder hatten es, von Jean und Gertrud weggeführt, verlassen, und Herr Sarranti hatte sich auch entfernt, um ihnen nachzufolgen. Ich war düster und betrübt: ich hatte eine tiefe Trauer, nicht nur an den Kleidern, sondern auch im Herzen: eine Trauer zugleich um meinen Bruder, und um fünf und vierzig Jahre der Ehre, welche sterben sollten! Ich hätte den Weg nach dem Schlosse vergessen, wäre ich nicht durch das schmerzliche Geheul von Brasil geleitet worden. Man sagt, die Hunde sehen den unsichtbaren Gott, den man den Tod nennt, und wenn die ganze Natur bei seinem Vorüberziehen schweige, so begrüßen sie ihn allein mit ihrem unheimlichen prophetischen Geheul. Das Geschrei des Hundes konnte an die Wahrheit dieser düsteren Legende glauben machen. Glücklich, selbst bei einem Thiere einen Schmerz zu finden, der dem meinigen entsprach, ging ich auch auf den Hund zu, wie ich auf ein menschliches Geschöpf, auf einen Freund zugegangen wäre.

„Doch kaum hatte mich Brasil erblickt, als er nicht auf mich zulief, sondern in der ganzen Länge seiner Kette, mit glühenden Augen, blutiger Zunge und gierigen Zähnen, gegen mich losstürzte. Ich bekam Angst vor diesem Zorne, ohne ihn zu begreifen; ich liebkoste gewöhnlich den Hund nicht, ich mißhandelte ihn aber auch nicht. Er liebte unendlich meinen Bruder und die Kinder. Warum dieser Haß gegen mich? Der Instinct hat also zuweilen die Oberhand über den Verstand.

„Ich ging immer weiter nach dem Schlosse. Hier griff ein anderes Geräusch mein Ohr an: in diesem Schlosse, aus dem man so eben eine Leiche weggebracht,

wo der Hund wehklagte, wo der Mensch noch die Augen trocknete, sang eine Frauenstimme! — Diese Stimme war die von Orsola.

„Entrüstet und in der Absicht, ihr Stillschweigen zu gebieten, näherte ich mich dem Speisezimmer, aus dem die Stimme zu kommen schien. Durch die halb geöffnete Thüre sah ich Orsola: sie richtete das Frühstück in Abwesenheit Aller zu und sang dabei im baskischen Patois folgendes Lied unserer Heimath; — ein gottloses, cynisches, in einem solchen Augenblicke empörendes Lied:

Le bonheur est fait pour les dieux,
Qui laissent le plaisir aux hommes;
Bénissons ceux qui vont aux cieux,
Mais consolons le coeur de ceux
Qui restent au monde où nous sommes *)!

„Mein Vater, ich vermöchte Ihnen nicht auszudrücken, welchen tiefen Widerwillen mir gegen die Frau, die es sang, dieses lustige, materialistische, in einem Todtenhause ertönende Lied einflößte. Ich wünschte auch, daß Orsola wisse, ich habe sie gehört.

„„Orsola,““ sagte ich zu ihr, „„Sie können den Tisch abräumen; ich habe keinen Hunger.““

„Und ich ging in mein Zimmer hinauf und schloß mich ein. Orsola schwieg; doch der Hund stöhnte den ganzen Tag und die ganze folgende Nacht; sein Geheul hörte erst in dem Augenblicke auf, wo der Wagen, der die Kinder zurückbrachte, in den Hof des Schlosses einfuhr.“

---

*) Das Glück ist gemacht für die Götter, die den Menschen das Vergnügen überlassen; segnen wir diejenigen, welche in den Himmel gehen, trösten wir aber das Herz derjenigen, welche auf der Welt bleiben, wo wir sind.

LXV.

Orsola.

„Nachdem mein Bruder todt," fuhr Herr Gérard fort, „war ich das Haupt der Familie und der Verwalter des Vermögens der Kinder des Verstorbenen. Anfangs fühlte ich mich sehr in Verlegenheit: ich hatte nie mehr als zwölf bis fünfzehnhundert Franken Einkünfte gehabt, welche von einem kleinen väterlichen Erbgute herrührten; gingen beträchtliche Summen in Bankbillets durch meine Hände, so erfaßten mich unbekannte Schauer; sah ich Goldsäcke auf einen Tisch umgestürzt, so bekam ich den Schwindel! nur waren diese Empfindungen ganz körperlich und hatten nichts Verbrecherisches. Ich hegte keine andere Wünsche, als die, welche in dem Kreise, wo ich gewöhnlich lebte, sich erschlossen hatten.

„Herr Sarranti begann die Erziehung der Kinder, gab mir einige Rathschläge über die Verwendung und die Anlage der Einkünfte, und die ersten Tage verliefen in vollkommener Ruhe.

„Die zwei einzigen Frauen, welche im Hause wohnten, waren Gertrud und Orsola; Gertrud, die, nachdem sie mit zwanzig Jahren die Amme meiner Schwägerin gewesen, und sie in ihren Armen hatte sterben sehen, mit fünf und vierzig die Gouvernante ihrer Kinder geworden war; Orsola, die sich, wie Sie wissen, im Hause impatronisirt und mit dem Titel Vertraute geschmückt hatte. Ich habe Ihnen gesagt, mein Vater, welchen Eindruck des Widerwillens diese Frau auf mich hervorzubringen angefangen. Warum dies? Abgesehen von dem Liede, das ich sie an jenem Tage der Beerdi-

gung meines Bruders hatte singen hören, hätte ich es nicht zu sagen gewußt. Nicht als ob sie an sich etwas Zurückstoßendes gehabt hätte: im Gegentheile, sie war schön. Nur mußte man es bemerken; doch sobald man es bemerkt, kamen die Blicke, die sie Anfangs gleichgültig hatten vorübergehen lassen, zu ihr zurück, und hatten sie einmal diese unselige Richtung genommen, so konnten sie dieselbe nicht mehr verlassen! Anfangs, als ich sie zum ersten Male sah, war sie in ein düsteres Costume gekleidet, das ihre äußeren Vorzüge durchaus nicht geltend machte; ihre Haare waren unter einer Art von Witwenhaube verborgen; ihr übriger Anzug war, nicht ganz der einer Frau vom gemeinen Volke, doch der einer Bürgerin, welche auf jeden Gedanken der Coquetterie verzichtet hat. Das Einzige, was ich an ihr bemerkt, waren ziemlich schöne Augen, sehr weiße Zähne und Lippen, deren lebhaftes, fast blutiges Roth mir besonders aufgefallen. Doch seit dem Tode meines Bruders, allmählig und Woche für Woche, hatte sie, so zu sagen, eine Schönheit ins Licht gesetzt: das waren zuerst herrliche Haare, blau durch ihre tiefe Schwärze, deren reiche Reserve sie unter ihrer Haube hervorgezogen, und aus denen sie sich glänzende Flechten gemacht hatte; es war ein Hals vergoldet wie die Aehre im Monat Juli, den sie von einem geschlossenen Kragen befreit; es war eine Taille biegsam und geschmeidig wie die Birke unserer Wälder, die sie in ein Trauerkleid von schwarzem Taffet gehüllt; es war ein spanischer Fuß, besser als dies, ein baskischer Fuß, den sie des Pantoffels, der ihn bekleidet, entledigt und aufs Neue eingekerkert hatte, diesmal aber in einen Schuh mit flatternden Bändern; es war eine doppelte Reihe von weißen Zähnen, die sie, selbst ohne zu lächeln, zeigte, als wären ihre Lippen zu kurz und gerundet gewesen, um sich zusammenzufügen; es waren endlich reizende Worte gesprochen im Patois unserer Gebirge, mit einem metallischen baskischen Accente, die mir, wenn sie

mich anredete, was übrigens selten geschah, ein Echo der Heimath zu sein schienen.

„Alle diese successiven Veränderungen bewerkstelligten sich in weniger als drei Monaten, zur großen Verwunderung aller Genossen des Hauses, welche unter jener Puppe von Bure den glänzenden Nachtfalter nicht vermutheten, der daraus ausgekrochen. Für wen machte übrigens Orsola diesen Toiletteaufwand? Das ließ sich unmöglich sagen: sie sprach nie mit Jemand, wenn sie nicht die Bedürfnisse des Hauses dazu nöthigten, und sie hielt sich in ihrem Zimmer die ganze Zeit auf, die sie nicht in den aristokratischen Regionen des Hauses beschäftigt war. Das geschah für sie ohne Zweifel! Diese unschuldige Coquetterie mißfiel wahrscheinlich ihrem früheren Herrn, und sie wollte sich nach und nach versichern, ob ihr neuer Gebieter so streng sei wie der alte. Ihr neuer Gebieter, das war ich!..

„Lassen Sie mich Ihnen alle Verführungen dieser Frau sagen, der ich das erste Mal, als ich sie gesehen, vierzig Jahre gegeben hätte, und die, sowie sie ihr altes Costume abstreifte, mit demselben auch die Jahre abzustreifen schien, so daß ich ihr im Verlaufe von drei Monaten kaum dreißig würde gegeben haben. Das ist meine einzige Entschuldigung bei der schändlichen Gewalt, die diese abscheuliche Creatur am Ende über mich erlangte.

„Ich hatte, wie gesagt, meine Frau sehr jung und nach traurigen Jahren des Ehestands verloren. Begabt mit einer ziemlich kräftigen Constitution und mit dem Temperamente eines Südländers, hatten bei mir die Leidenschaften momentan einschlafen können, doch sie mußten unfehlbar früher oder später wiedererwachen. Mehrere Male hatte ich mich dabei ertappt, daß ich diese Frau im Vorübergehen anschaute; mehrere Male, in ihrer Abwesenheit, war ich erstaunt, daß ich an sie dachte... Orsola aber schien für mich keine andere Aufmerksamkeit zu haben, als die ehrerbietige Botmäßigkeit,

mit der sich der Untergeordnete gegen seinen Herrn benimmt. Sie hatte sich den Dienst von meinem Zimmer und von dem von Herrn Sarranti vorbehalten; sie war besorgt, hier vorzugsweise während des Frühstücks oder des Mittagessens einzutreten, und verrieth ihre Gegenwart nur durch jene Aufmerksamkeiten, an welchen man bei dem, der sie hat, die persönliche Gewohnheit der übermäßigsten Reinlichkeit erkennt. Wir kamen regelmäßig in unsere Zimmer Abends um neun Uhr zurück, und um zehn Uhr war im Allgemeinen Jedermann eingeschlafen.

„Eines Abends, als ich Banque- und Verwaltungsrechnungen durchzusehen hatte, — das war im December 1818, — unterrichtete ich Orsola von meinem Wunsche, meine Arbeit ziemlich lang in die Nacht hinein fortzusetzen, und bat sie, einen Holzvorrath in mein Zimmer heraufbringen zu lassen. Sie brachte ihn selbst, als sie kam, um die Bettdecke umzuschlagen; sobald das Holz niedergelegt und das Bett zugerichtet war, ging sie wieder ab, indem sie mich in ihrem Patois fragte:

„„Hat der Herr nichts mehr nöthig?““

„„Nein,““ erwiederte ich, meinen Blick von ihr abwendend; denn ich hatte bange, mein Blick könnte, sich auf sie heftend, aus meinem Herzen einen Blitz von der seltsamen unkeuschen Gier, die sie in mir erweckte, hervorspringen machen.

„Sie ging hinaus, zog sachte die Thüre hinter sich zu, und ich hörte sie die Treppe hinabsteigen und in ihr Zimmer eintreten, das unter dem meinigen lag. Ich blieb nachdenkend, ohne darauf zu achten, daß nach und nach das Feuer erlosch, und ich fing erst an es an der Kälte wahrzunehmen, die sich meiner langsam bemächtigte.

„Vergebens gedachte ich an diesem Abend zu arbeiten: alle meine Gedanken waren anderswo. Ich wollte im Schlafe die Versuchungen fliehen, die mich bestürm-

ten; ich warf einen Arm voll Holz auf mein Feuer, legte mich zu Bette, löschte das Licht aus, und versuchte es, einzuschlafen ... Ich entschlief in der That.

„Es war ungefähr eine Stunde verlaufen, seitdem ich die Augen geschlossen, als ich, durch den Rauch des Athems beraubt, erwachte: das Feuer hatte im Kamine ohne Zweifel in Folge der zu großen Menge Holz, die ich hineingeworfen, um sich gegriffen; der Wind trieb den Rauch in mein Zimmer zurück, und dieser Rauch erstickte mich. Ich sprang aus meinem Bette und schrie:

„„Zu Hülfe! Feuer!““

„Es kam aber Niemand. Ich wollte nach der Gesindetreppe laufen, als ich am Ende des Corridors Orsola, mit aufgelösten Haaren, bekleidet mit einem Gewande, das nichts Anderes war, als ein langes Nachthemd, mit bloßen Füßen und ihren Leuchter in der Hand, erblickte. Sie war herrlich so und glich einer der Erscheinungen, wie sie nach der Erzählung in den alten Schlössern oder in den verfallenen Klöstern existiren. Es war in diesem Weibe in der That etwas von der Burgfrau und von der Aebtissin, besonders aber etwas Dämonisches! Sodann, als ob die Entfernung, welche zwischen mir und ihr lag, sie verhinderte, zu bemerken, in welcher unzüchtigen Unordnung sie sich befand, sagte sie:

„„Sie haben um Hülfe gerufen, und ich bin herbeigelaufen. Was gibt es?““

„Ich schaute sie verwundert an.

„„Es brennt!““ stammelte ich, „„es brennt!““

„„Wo?““

„„In meinem Zimmer!““

„Sie stürzte hinein, ohne sich um den Rauch zu bekümmern.

„„Ah!““ sagte sie, „„das ist nichts.““

„„Wie! das ist nichts?““

„„Nein, es ist ein Kaminfeuer, und die Kamine

sind von Backstein. Wollen Sie mir helfen, mein Herr? Wir werden das Feuer auslöschen.""

„„Ei! lassen Sie uns, um es auszulöschen, Leute rufen!""

„„Das ist unnöthig,"" erwiederte sie; „„wir Beide werden es wohl auslöschen, und ich kann es sogar allein löschen, wenn Sie sich nicht damit befassen wollen.""

„Diese Kaltblütigkeit dünkte mir bewunderswerth: ich, der Mann, das heißt, das vorgeblich starke Geschöpf, hatte Angst; sie, die Frau, das heißt, das vermeintlich schwache Geschöpf, beruhigte mich!

„Ich rief nicht. In der Stimmung des Geistes, in der ich mich zu Bette gelegt, war die Erscheinung, die zu mir kam, die, welche ich heraufbeschworen. Sie trat übrigens, wie gesagt, kühn in mein Zimmer ein, riß das Fenster auf, um den Rauch zu zerstreuen, nahm die Leilacken von meinem Bette, tauchte sie in das Waschbecken, hielt diese befeuchteten Tücher vor die Oeffnung des Herdes, und fing so den Luftstrom völlig auf; dann brachte sie, das Tuch mit einer regelmäßigen Bewegung anziehend, den leeren Raum hervor und machte von den oberen Regionen die Rußlagen, die sich entzündet hatten, herabfallen.

„Eine halbe Stunde genügte für diese ganze Operation, bei der ich ihr allerdings half, jedoch mehr in meinem Geiste in Anspruch genommen von diesen schwarzen Haaren, von diesen weißen Füßen, von diesen runden Schultern, welche durch ihr Nachtgewand durchschienen, als von dem Brande, der übrigens völlig besiegt war. Nach einer weiteren halben Stunde war der Fußboden mit dem Schwamme abgewischt, das Zimmer sauber, das Bett wieder gemacht, und dieses fantastische Geschöpf, das ein den Elementen gebietender Dämon zu sein schien, verschwunden.

„Die Nacht, die auf dieses Ereigniß folgte, war

eine von den grausamsten, die ich in meinem Leben zubrachte!..

„Ich war übrigens entschlossen, diese Kaltblütigkeit und diese aufopfernde Ergebenheit zu belohnen. Am andern Morgen, nach dem Frühstücke, zur Stunde, wo ich wußte, daß sie mit dem Aufräumen meines Zimmers beschäftigt war, ging ich hinauf und näherte mich ihr, die an nichts mehr zu denken schien; ich stattete ihr meinen Dank ab und reichte ihr eine zwanzig Louis d'or enthaltende Börse. Sie aber nahm meinen Dank in Demuth an und wies die Börse stolz zurück. Ich drang in sie; da antwortete sie einfach und ohne Affectation:

„„Herr, ich habe nur meine Pflicht gethan!““

„Ich dachte, die Summe sei vielleicht nicht stark genug, um sie zu reizen, und da ich das letzte Wort bei dieser Uneigennützigkeit haben wollte, so nahm ich alles Gold, das sich in meiner Tasche fand, fügte es dem bei, was in der Börse war, und bot ihr aufs Neue diese Börse an, doch mit nicht mehr Erfolg. Ich fragte sie nach dem Grunde ihrer Weigerung.

„„Es gibt einen ersten Grund, den ich Ihnen von Anfang gesagt habe, und der der mächtigere ist,““ antwortete sie: „„ich habe nur meine Pflicht gethan, und wer nur seine Pflicht thut, hat kein Recht auf eine Belohnung; sodann,““ fügte sie lächelnd bei, „„sodann gibt es einen zweiten Grund...““

„„Dieser ist?““ fragte ich.

„„Daß ich beziehungsweise so reich bin, als Sie, mein Herr.““

„„Wie so?““

„„Mein früherer Herr hat mir dreißigtausend Franken Kapital, das heißt eine Rente von fünfzehnhundert Livres hinterlassen. Ich brauche nur in das Savines-Thal zurückzukehren, woher ich bin, und ich werde mit meinen fünfzehnhundert Franken leben wie eine Königin.““

„„Warum haben Sie aber dann einen so geringen Lohn verlangt, als ich Sie aufforderte, Ihren Preis zu machen?““ fragte ich.

„„Abermals aus zwei Gründen,““ erwiederte sie: „„weil ich seit zehn Jahren im Hause war und ein großes Verlangen hegte, es nicht zu verlassen.““

„„Das ist der erste. Und der zweite?““

„„Der zweite!““ sagte sie leicht erröthend; „„der zweite ist, weil ich mich mit dem ersten Blicke zu Ihnen hingezogen gefühlt hatte, und es mir gefiel, in Ihren Dienst zu treten.““

„Ich steckte meine Börse wieder in die Tasche, ganz beschämt, eine solche Erhabenheit der Gefühle bei einer Frau zu finden, die ich bis dahin immer als eine Dienerin betrachtet hatte.

„„Orsola,““ sprach ich zu ihr, „„von morgen an werden Sie eine Frauensperson nehmen, welche hier das thun soll, was Sie gewöhnlich thaten, und Sie werden sich darauf beschränken, daß Sie die Dienstboten beaufsichtigen!““

„„Warum wollen Sie mich eines Vergnügens dadurch berauben, mein Herr, daß Sie mich verhindern, Sie zu bedienen? ist das Ihre Art, mich zu belohnen?““

„Sie sagte diese paar Worte mit dem natürlichsten Tone.

„„Wohl, es sei,““ antwortete ich; „„Sie werden fortfahren, mich zu bedienen, da Sie behaupten, dieser Dienst sei ein Vergnügen für Sie; doch Sie sollen nur mich allein bedienen. Jean wird sich mit Herrn Sarranti beschäftigen.““

„„Nun, meinetwegen!““ erwiederte sie; „„ich nehme das an; es wird mir gestattet sein, um so mehr für Sie Sorge tragen zu können.““

„Hienach, da mein Zimmer in Ordnung gebracht war, ging sie einfach und würdig ab, ohne zu vermuthen, oder wenigstens, ohne daß sie den Anschein hatte,

als vermuthete sie, daß sie mich ganz erstaunt über ihr Zartgefühl zurückließ, wie sie mich ein ander Mal ganz erstaunt über ihre Schönheit zurückgelassen hatte.

„Von diesem Tage an war das Loos meines Lebens entschieden, und ich gehörte dieser Frau. Sie ihrerseits, als sie sah, daß ich sie, statt ihr fortwährend Befehle zu geben, wie man es bei einer Dienerin thut, mit Aufmerksamkeiten umgab, wurde zurückhaltender, sowie ich ehrerbietiger wurde. Sie hatte, seitdem sie im Hause war, frei, offen und keck gesprochen und mich in ihrem Patois angeredet, so oft sich die Gelegenheit dazu bot; nun sprach sie kaum mit mir, und immer in der dritten Person; schüchtern, beinahe furchtsam geworden, zitterte sie beim ersten Worte, erröthete sie bei der ersten Geberde. Hatte sie Kenntniß von der Begierde, die sie mir einflößte, und stellte sie sich, als wüßte sie nichts davon? Zu jener Zeit wäre es mir unmöglich gewesen, es zu sagen; seitdem konnte ich sehen, welche wunderbare Komödiantin diese Frau war, und mit welcher Kunst sie auf ihr Ziel zuschritt!

„Der Kampf dauerte ungefähr drei Monate.

„Während dieses Zwischenraumes kam mein Namenstag, und Gertrud hatte den Gedanken, eine Feierlichkeit daraus zu machen. Am Abend wurden die Kinder mit prächtigen Sträußen zum Dessert gebracht; hinter den Kindern war Sarranti, der mir die Hand reichte; dann kamen Jean und der Gärtner, um mir auch ihre Glückwünsche auszusprechen. Ich küßte alle Welt, Kinder und große Personen, Professor und Dienstboten, und zwar, weil ich dachte, Orsola werde auch erscheinen, und ich werde sie küssen wie die Anderen. Sie trat zuletzt ein, und ich gab einen Schrei von mir, als ich sie erblickte.

„Sie war gekleidet in ihre Tracht einer Gebirgsbewohnerin, mit dem rothen Halstuche um den Kopf, den Leib von schwarzem Sammet mit Gold, — etwas

Entzückendes zwischen dem Mädchen von Arles und der römischen Bäuerin! Sie sagte mir ein paar Worte in ihrem Patois, um mir lange Tage und die Erfüllung Alles dessen, was mein Herz begehre, zu wünschen. Ich blieb stumm, denn ich fand nichts zu antworten und vermochte nur die Arme gegen sie auszustrecken, um sie zu küssen; doch statt mir ihre Wangen zu reichen, neigte sie das Haupt und bot mir ihre Stirne, erröthend wie ein Mädchen, indeß ihre Hand in meiner Hand zitterte.

„Niemand im Hause liebte Orsola, mich ausgenommen, der ich vielleicht mehr lüstern nach ihr war, als daß ich sie liebte; trotz der geringen Sympathie, die sie einflößte, war es indessen nur ein Schrei, um dieser reichen Schönheit, der die Nationaltracht allen Reiz der Originalität verlieh, Lob zu spenden. Ich fühlte mich so sehr beunruhigt, daß ich in mein Zimmer hinaufging, damit man meine Aufregung nicht wahrnehme.

„Ich war seit einigen Augenblicken hier, ohne ein anderes Licht, als den Reflex des Feuers, das im Kamine brannte, als ich den Tritt von Orsola erkannte, die sich meinem Zimmer näherte, und da sich meine Thüre öffnete, sah ich sie erscheinen in ihrer reizenden Tracht, beleuchtet von der Kerze, die sie in der Hand hielt.

„Ich saß in einem Fauteuil, keuchend auf den Arm des Stuhles gestützt, in der Stellung des Menschen oder des Thieres, das loszustürzen bereit ist.

„Sie sah mich und machte eine Bewegung, als ob sie mich nicht hier zu finden erwartete; doch nach dieser ersten der Verwunderung entschlüpften Bewegung schritt sie nach meinem Bette und nahm wie gewöhnlich die Decke ab... Da stand ich auf, und entschlossen, Alles zu wagen, ging ich mit offenen Armen, schwankend wie ein Trunkener, auf sie zu und rief mit dem ganzen Wahnsinne meiner tollen Leidenschaft:

„„Orsola! Orsola! wie schön bist Du!..““

„Erwartete sie diesen Augenblick? war sie wirklich

überrascht? Das wurde mir nie bekannt. Ich weiß nur, daß sie einen schwachen Schrei von sich gab, daß sie ihre Kerze fallen ließ, und daß wir uns in der Dunkelheit befanden.

„O mein Vater! mein Vater!" murmelte der Kranke, „von diesem Augenblicke fing mein verbrecherisches Leben an! von diesem Augenblicke zog sich Gott von mir zurück, und ich gehörte dem Teufel!.."

Herr Gérard fiel wie verscheidend auf sein Kopfkissen zurück, und der Dominicaner, der befürchtete, diese Beichte, welche so langsam zu der Stelle kam, die ihn interessirte, könnte ihm entgehen, zögerte diesmal nicht, dem Sterbenden einen zweiten Löffel voll von dem Elixir zu geben, das schon seine Kräfte wiederbelebt hatte.

LXVI.

Der Besitz.

Der Trank entwickelte seine Thätigkeit ein wenig langsamer als das erste Mal, war aber nichtsdestoweniger wirksam.

Nach einer Minute der Betäubung kam der Kranke wieder zu Sinnen; er machte eine Anstrengung und fuhr dann in folgenden Worten fort:

„Von diesem Augenblicke übte Orsola über mein ganzes Wesen eine solche Zaubermacht, daß ich allmälig die Herrschaft über mich verlor, und nach Verlauf von einigen Wochen gehörte ich ihr mit Leib und Seele.

„Vermöge dieses ungeheuren, mit einer wunder-

baren Geschicklichkeit gelenkten Einflusses fand ich mich bald hingerissen, ihr zu gehorchen, nachdem ich schon seit einiger Zeit die Gewohnheit, ihr zu befehlen, verloren. Hätte ich nur das Bewußtsein dieser Schmach gehabt! wäre mir nur ein einziges Mal der Gedanke gekommen, die Maschen des Netzes, in das ich eingehüllt war, zu zernagen! Doch nein, die Maschen dieses Netzes schienen mir von Gold zu sein, und die Gewißheit, in der ich war, frei darin zu leben, benahm mir sogar das Verlangen, ihm zu entkommen.

„So lebte ich beinahe zwei Jahre in diesem Bagno, das mir ein Palast schien, in dieser Hölle, die mir ein Eden dünkte, und ich verlor nach und nach in den Berauschungen, in die mich diese Frau versenkte, Alles, was der Himmel von redlichen Ideen, von tugendhaften Neigungen in mich gelegt hatte. Hätte ich gesehen, wohin sie mich führen wollte, so würde ich vielleicht widerstanden haben; doch ich schritt, die Hand auf den Augen, fort, und hatte weder mehr das Bewußtsein von dem Wege, dem ich folgte, noch von dem Ziele, nach dem man mich fortzog.

„Ich hatte wohl von Zeit zu Zeit und, so zu sagen, instinctmäßig einige Rückkehren, die mich etwas wie einen Nothschrei ausstoßen machten, einige Ueberreste von Ehrbarkeit, die mein Schamgefühl eine Einwendung machen ließen; Orsola hatte aber unwiderstehliche Tröstungen für diese vorübergehenden Gemüthsunruhen, geheimnißvolle Einschläferungen für dieses Erwachen des Gewissens. Ich stand mit einem Worte unter diesem mächtigen, unbesiegbaren, geheimen Zauber, den, wie das Alterthum sagt, die Unglücklichen erduldeten, welche in die Gewalt der Zauberin Circe fielen.

„Diese Frau war in der That eine Zauberin in der Kunst zu lieben; sie wußte aus ihren Schmeicheleien Liebestränke zu machen, in denen man unabläßig neugeborene Kräfte wiederfand. Aus welchen Pflanzen setzte

sie ihre Tränke zusammen? welche Worte sprach sie darüber? an welchem Tage des Monats, in welcher Stunde der Nacht, unter Anrufung von welcher unzüchtigen Gottheit bereitete sie dieselben? das weiß ich nicht; was ich aber weiß, ist, daß ich sie mit Wonne erschöpfte. Und was dabei besonders gefährlich war, ist, daß sie meiner Sklaverei das Aeußere der Macht, meiner Schwäche den Anschein der Stärke gab. Von ihr regiert, war ich in meinen Augen der starke Mann meines eigenen Willens geblieben. Es war ihre höchste Kunst, mich wollen zu machen, was sie wollte, so daß sie befehlend das Ansehen hatte, als gehorchte sie.

„Als ich bis zu diesem Punkte gekommen war, versuchte sie, um mich nicht von Anfang an ein Joch fühlen zu lassen, das ein Ueberrest von Menschenwürde mich wahrscheinlich abzuschütteln bewogen hätte, sie versuchte, sage ich, ihre Gewalt bei Dingen ohne Belang; sie hatte übertriebene Hartnäckigkeiten für die Befriedigung von unbedeutenden Launen. Sie verlangte mit Zweifel lachend, stellte ihr Gesuch selbst als unannehmbar und monstruos dar, gab sich das Ansehen, als begriffe sie nicht, wie ich gewisse Fantasien unterschreiben, mich in gewisse Willen fügen könne, während mir, vermöge der Zögerungen, mit denen sie diese Willen, diese Fantasien umgeben hatte, dieselben, statt mir exorbitant zu scheinen, äußerst natürlich schienen; kurz, es war eine von ihren Taktiken, — und zwar nicht die ungeschickteste, — alle Wichtigkeit der Form zu geben, um den Fond zu verringern. Sie versicherte sich während dieser zwei Jahre ihrer Herrschaft über mich, und nach Ablauf dieser Zeit fing sie an sich unumschränkte Gebieterin meines Willens zu fühlen.

„Zuweilen indessen, da ich mich allmälig von der wollüstigen Schlange umwunden sah, fragte ich mich, was ihr Zweck sei; und ihr Zweck schien mir dann zu sein, früher oder später meine Frau zu werden; doch ich muß

sagen, dieser Gedanke erschreckte mich nicht im Mindesten. Wer war ich denn, um mich für mehr als sie zu halten? Ein Bauer aus unseren Bergen, wie sie eine Bäuerin derselben war. Ich war reicher als sie; doch ein Zufall, ein Unglück hatte mich reicher gemacht; sie war aber schöner als ich, und Gott hatte sie schöner gemacht. Sodann, wenn ich als Mitgift das Vermögen brachte, brachte sie nicht das Glück, das Vergnügen, die Wollust? und ich war dahin gekommen, daß ich die Wollust als den einzigen Zweck des Daseins, als das einzige Gut der Schöpfung betrachtete! im Ganzen war es also sie, welche gab, und ich, der empfing.

„Sobald ich das Ziel ihrer Wünsche erschaut zu haben glaubte, und mir dieses Ziel nicht übertrieben schien, überließ ich ihr, wie ich ihr den materiellen Theil meines Wesens überlassen hatte, auch den denkenden Theil desselben. Ich erzählte ihr von dem vielfachen Verdrusse, den mir meine erste Ehe bereitet hatte, ein Verdruß, an dem sie lebhaften Antheil zu nehmen schien, doch ohne diese Gelegenheit zu ergreifen, um mir zu sagen, eine zweite glücklichere Ehe könne ihn vergessen machen. Diese Verleugnung verlieh mir Muth: ich war es also, den sie liebte, ich allein, und nicht das Vermögen, das ich ihr bieten konnte, und nicht die Stellung, die ich ihr geben konnte? Ich ließ sie in mein ganzes Leben eintreten; ich gab ihr den halben Antheil an meinen kostbarsten Interessen; ich machte sie zur Verwahrerin meiner theuersten Hoffnungen. Ich sah, ich dachte, ich sprach, ich athmete nur durch sie! Ich war es nun, der sie ahnen ließ, der ihr zu verstehen gab, sie könne Alles von mir fordern; doch sie schien weder zu wünschen, noch zu begreifen, was ich für den Gegenstand ihres Trachtens gehalten hatte.

„Es sollte indessen ein Tag kommen, wo sie ihre Macht versuchen und ihren Willen energisch offenbaren würde.

„Dieser Tag kam.

„Wir hatten zum Gärtner einen Greis, Vater und Großvater von einem Dutzend Kinder, der die Gärten des Schlosses vielleicht seit dreißig bis vierzig Jahren cultivirte. Anfänglich wußte ich nicht, was Orsola gegen ihn reizte; ich sah es später ein... Sie fing damit an, daß sie mir Schlimmes von diesem armen Manne sagte, den Jeder liebte, sie ausgenommen; es verging nach ihrer Angabe kein Tag, an dem er ihr nicht eine unangenehme Bemerkung machte, eine unverschämte Antwort gab; endlich, nach einer Woche der Klagen, schloß sie damit, daß sie seine Entlassung von mir forderte. Die Sache schien mir so ungerecht, daß ich zu widerstehen suchte, indem ich ihr entgegnete, Niemand habe sich über diesen Mann zu beklagen, und es gebe keinen Vorwand, um ihn wegzuschicken; es wäre überdies unmenschlich, einen Greis fortzujagen, der seit vierzig Jahren da sei. Sie bestand auf ihrem Verlangen mit einer Hartnäckigkeit, welche so sehr außer ihren Gewohnheiten, daß ich darüber erstaunt war; doch auf meine wiederholte Weigerung schloß sie sich in ihr Zimmer ein, aus dem sie zwei Tage lang nicht herausging, und während dieser zwei Tage durfte ich auch nicht, trotz meines Bittens und Flehens, in dieses Zimmer eintreten. Sodann, nach tausend Kämpfen, die ich gegen mich selbst bestand, da ich eine längere Entbehrung derjenigen, welche der materiellen Seite meines Lebens nothwendig geworden war, nicht aushalten konnte, beschloß ich feiger Weise, mich in der Nacht zu Orsola zu begeben und ihr Verlangen zu bewilligen.

„„Ah! das ist ein Glück!““ sagte sie einfach zu mir, ohne mir nur für das Opfer, das ich ihr brachte, zu danken, und ohne den Anschein zu haben, als hätte sie einen Sieg davongetragen.

„Am andern Tage ließ ich dem Gärtner bedeuten, er habe seine Lohnrechnungen in Ordnung zu bringen

und das Schloß zu verlassen. Der arme Mann, als er diese Kunde erfuhr, die er durchaus nicht erwartete, fiel auf eine Rasenbank und murmelte:

„„Ah! mein Gott! ich glaubte meine Tage hier zu beschließen!““

„Und er zerfloß in Thränen.

„Victor und Leonie, die den Schmetterlingen nachliefen, sahen den Greis weinen und fragten ihn nach der Ursache seiner Thränen... Sie liebten den Vater Vincent ungemein: dieser wackere Mann legte für sie schöne Raupen zurück, deren Verwandlungen ihnen Herr Sarranti erklärte; er versah ihre Angeln mit Köder, wenn sie im großen Bassin fischten; er gab ihnen die ersten reifen Erdbeeren seiner Rabatten, die ersten reifen Früchte seiner Spaliere... Die Kinder gingen zu Herrn Sarranti und erzählten ihm, ich jage ihren guten Freund Vincent weg; Herr Sarranti befragte selbst den Greis und fand ihn in einer tiefen Trostlosigkeit.

„„Nur die Diebe und die Uebelthäter jagt man weg,““ sagte der arme Mann, „„und ich habe nie gestohlen, ich habe nie irgend Jemand etwas Böses angethan.““

„Dann fügte er bei:

„„Ah! ich werde darüber vor Schaam sterben!““

„Herr Sarranti hielt den Fall für bedeutend genug, um zu mir zu kommen, obschon er gewöhnlich allen Einzelheiten des Hauses völlig fremd blieb. Zu seiner großen Verwunderung gab ich der Sache eine Wichtigkeit, die sie nicht zu haben schien.

„„Ah!““ sprach er zu mir, „„haben Sie ernste Gründe, um so zu handeln, so thun sie wohl, mein lieber Herr Gérard; dann müssen Sie aber diese Gründe laut sagen, sie öffentlich kund thun. Sie, der Sie ein Mann von Verstand sind, dürfen nicht als ein Mann von Leidenschaft erscheinen; Sie, der Sie ein billiger Mann sind, dürfen nicht als ein ungerechter Mann erscheinen.““

„Und nach diesen Worten, da er glaubte, es sei nicht nöthig, mehr zu sagen, ging er weg. Er hatte Recht, dies zu denken; mein Gewissen war sehr beunruhigt, mein Herz voller Vorwürfe, da ich mich bereit fühlte, eine so schreiende Ungerechtigkeit zu begehen. Ich stieg also zu Orsola hinauf, theilte ihr die Bemerkungen von Herrn Sarranti mit und sagte ihr von der Schaam, die mich erfülle.

„„Gut!““ erwiederte sie, „„ich glaubte, Sie haben ein Wort: Sie haben keines; denken wir nicht mehr hieran.““

„„Aber, mein liebes Kind,““ entgegnete ich, „„Jedermann wird mich tadeln, daß ich, um einer Deiner Launen zu gehorchen, eine so schlimme Handlung begangen habe!““

„„Wer wird Sie tadeln? Herr Sarranti? Was liegt Ihnen an der Meinung dieses Menschen, der man weiß nicht woher kommt, man weiß nicht was complottirt?... Oh! ich sagte es Ihnen wohl hundertmal, Sie haben nur gegen mich Energie und Willen!““

„Es war eine von den Taktiken von Orsola, mir unablässig zu wiederholen, ich unterziehe mich der Gewalt von Jedermann und entgehe nur ihrem Willen allein. Ueberzeugt, ich vollbringe einen Act des freisten Willens, übergab ich nach einer Viertelstunde dem Gärtner selbst die Summe, die man ihm schuldig war, nebst einem Monat von seinem Lohne, und forderte ihn auf, das Schloß unmittelbar zu verlassen. Der arme Greis stand auf, schaute mich einen Augenblick an, um zu wissen, ob wirklich ich es sei, der ihm einen solchen Befehl gebe, und sagte, diesmal mit trockenen Augen, indem er den Lohn, den man ihm schuldig war, nahm, aber den Monat Gratification liegen ließ:

„„Mein Herr, entweder habe ich einen Fehler begangen oder ich bin unschuldig. Habe ich einen Fehler begangen, so sind Sie befugt, mich wegzujagen, und ich

habe kein Recht auf eine Entschädigung; bin ich aber unschuldig, so haben Sie Unrecht, daß Sie verlangen, ich soll gehen, und keine Entschädigung ist Ersatz für den Schmerz, den Sie mir bereiten.""

„Und mir den Rücken zuwendend:

„„Leben Sie wohl, Herr! Sie werden Ihre schlimme Handlung bereuen!""

„Ich kehrte ins Schloß zurück, und während ich zurückkehrte, hörte ich den Greis murmeln:

„„O meine armen Kinder! . . .""

„„Nun,"" sagte ich zu Orsola, „„man hat Ihnen gehorcht.""

„„Mir? Welche Befehle habe ich denn gegeben?"" fragte sie.

„„Sie haben den Befehl gegeben, den Gärtner wegzujagen.""

„„Gut!"" versetzte sie lachend, „„gebe ich Befehle hier?""

„Ich zuckte die Achseln, denn ihre Laune war mir unbegreiflich.

„„Und was hat er gesagt?"" fragte sie.

„„Er hat gesagt,"" antwortete ich mit bebender Stimme, „er hat gesagt: „„O meine armen Kinder!""

„„So? . . .""

„„So daß ich zum ersten Male etwas fühle, was den Gewissensbissen gleicht.""

„„Fühlen Sie das, mein Freund, Sie, der Sie einen so richtigen Geist und ein so gutes Herz haben, so ist es so, weil Sie in der That auf meinen Antrieb eine schlimme Handlung begangen haben.""

„Und da ich in einem Lehnstuhle, den Kopf in meinen Händen haltend, saß und bei den Worten, die sie gesprochen, den Kopf aufrichtete, sah ich sie auf mich zukommen, sich auf meinen Schooß setzen, und sie sagte mit ihrer süßesten Stimme, in der Sprache der Heimath, die einen so wunderbaren Einfluß auf mich übte:

„„Mein Freund, ich bitte Dich um Verzeihung wegen meiner Boshaftigkeit! . . . Ich hätte Dich vorhin beinahe zurückgerufen, doch Du warst schon zu fern.““

„Es erfaßte mich der größte Stolz.

„„Nein, Orsola,““ erwiederte ich, „„Sie sind nicht böse!““

„Doch beharrlich sprach sie:

„„Hätte ich gewußt, der Abgang dieses Gärtners könnte Ihnen wahren Kummer verursachen, so hätte ich ihn nie verlangt.““

„„Sie würden also einwilligen, daß ich ihn zurückrufe?““ fragte ich lebhaft.

„„Ei! gewiß, da ich Ihnen sage, sein Abgang mache mir nun so viel Kummer als Ihnen.““

„„Oh!““ rief ich, „„wie gut bist Du, Orsola!““

„Und ich stand auf, um dem Greise nachzulaufen.

„„Nein, ich bin die Ursache der Verzweiflung dieses braven Mannes: es ist an mir, das Böse, was ich gethan, wieder gut zu machen.““

„Und sie zwang mich, im Zimmer zu bleiben, und lief dem Vater Vincent nach, um ihm zu verkündigen, er sei wieder zu Gnaden bei mir aufgenommen. Das war Alles, was sie wollte: wohlverstanden, der gute Mann glaubte immer, ich habe seine Entlassung beschlossen, und Orsola habe seine Begnadigung erwirkt.

„Drei bis vier Monate lang blieb Alles in statu quo; nur wurden diese drei bis vier Monate zu einer wunderbaren Arbeit verwendet, über die ich erst später Klarheit erlangte.

„Wie alle Südländer, war ich von Natur nüchtern; der Hunger und der Durst waren für mich bis zum Alter von vierzig Jahren ein Bedürfniß und nicht ein zu befriedigendes Vergnügen gewesen; allmälig aber durch den Mißbrauch der Genüsse der Wollust zur Ermattung gebracht, konnte ich Orsola nicht widerstehen, die mich antrieb, von der Trunkenheit ihre entnervenden Auf-

regungen zu fordern. Wie man es bei den wilden Thieren thut, die man auf den Schaubühnen zeigt, und deren Kräfte ihre Herren mittelst seltsamer, nur ihnen allein bekannter Geheimnisse schwächen, so rief Orsola, um mich vollends zu unterwerfen, die verderblichsten specifischen Mittel, die betäubendsten Getränke zu Hülfe. Der Absinth und das Kirschenwasser, diese zwei entsetzlichen Gifte, in einer gewissen Dose genommen, wurden meine Lieblingsgetränke, und man konnte am Morgen an meinen blöden Augen, an meinen stieren Blicken erkennen, bei welcher schmählichen Orgie ich einen Theil der Nacht zugebracht hatte. Am Morgen blieb mir nur eine unbestimmte Erinnerung an die Träume, in welchen der Sensualismus bis zum Schmerze getrieben worden war; dann schien es mir immer, als hätte, während der Schlafsucht des Rausches, eine Stimme von geheimnißvollen, erschrecklichen Wünschen zu mir gesprochen! Der Umstand, dessen ich mich besonders entsann, war, daß Orsola sich beständig über die Gouvernante der zwei Kinder beklagte, wie sie sich über den Gärtner beklagt hatte; was in mir am Morgen wiederkehrte, war, daß ich in solchen Augenblicken, wo mir nicht mehr die Kraft blieb, einen eigenen Willen zu haben, die Entlassung der armen Frau versprochen hatte; beim Erwachen verflog aber dieses in der Nacht gegebene Versprechen wie ein Dunst unter den anderen Dünsten des Rausches. Eines Morgens nahm indessen Orsola diese seltsame Frage in Angriff und sagte:

„„Sie versprechen mir schon lange, Sie wollen Gertrud wegschicken, und Sie thun es nicht. Was bindet Sie denn so sonderbar an diese Frau?““

„Ich war ganz verblüfft, denn ich erinnerte mich kaum, dieses Versprechen gegeben zu haben; ich hatte kein Motiv, um Gertrud, eine Frau von äußerst harmlosem Charakter, zu entlassen, welche, einst Amme meiner Schwägerin, deren Kinder anbetete und von ihnen angebetet wurde ... Diesmal schlug ich es rund ab. Ich

hätte mich geschämt, diesen armen kleinen Wesen, — mit denen ich mich kaum beschäftigte, die ich ganz der Pflege dieser guten Frau überließ, — die zarte Fürsorge zu entziehen, der sie in ihrem Alter so sehr bedurften.

„Da begannen dieselben Verfolgungen, welche in Betreff des Gärtners stattgefunden hatten, noch unabläßiger und erschrecklicher.

„Dem unseligen Einflusse des Dämons, der mich besaß, unterworfen, versprach ich jede Nacht die Entlassung von Gertrud für den andern Tag; jeden Morgen kam ich von meinem Versprechen zurück und weigerte mich.

„Orsola schloß sich ein, wie sie es bei unsern Discussionen hinsichtlich des Gärtners gethan hatte; doch ich hielt die Probe aus. Ich gestehe, daß ich noch nicht so sehr alle Schaam abgelegt hatte, um den Vorwürfen von Herrn Sarranti zu trotzen und die Thränen der Kinder zu ertragen . . . Diesmal war es Orsola, welche zuerst wiederkehrte. Sie hatte diese Laune bereut und kam, um mich um Verzeihung zu bitten. Sie errathen, mein Vater, mit welcher Freude diese Verzeihung bewilligt wurde.

„Diese Rückkehr von Orsola zu mir traf mit zwei Umständen zusammen, die mir damals von geringer Bedeutung zu sein schienen, deren unselige Folgen ich aber später beurtheilen konnte. Am Tage vorher hatte Jean um einen Urlaub von achtundvierzig Stunden gebeten, um in Joigny eine kleine Erbschaftsangelegenheit in Ordnung zu bringen, und am Morgen hatte uns Herr Sarranti mitgetheilt, es sei seine Anwesenheit in Paris auf ein paar Tage nothwendig. Nachdem sich Jean und Herr Sarranti entfernt hatten, waren die einzigen Personen, welche im Schlosse blieben, die zwei Kinder, Gertrud, Orsola und ich. Ich machte gegen Orsola hierüber eine Bemerkung.

„„Bin ich nicht Ihre Dienerin bei Tisch und Bette?““ erwiederte sie.

„Und sie begleitete diese Antwort mit einem Blicke, der mir eine Idee von der doppelten Trunkenheit gab, die mich erwartete.

„Es kam die Nacht: das Abendbrod war wie gewöhnlich im Zimmer von Orsola servirt . . . Wir schloßen uns gegen zehn Uhr ein . . . Nie trieb eine Bacchantin ihren Liebhaber zur Berauschung mit glühenderen Verführungen an: mir schien, als tränke ich statt Wein eine am Blitze ihrer Augen entzündete Flamme! Gegen elf Uhr glaubte ich ein Getöne von Klagen zu hören.

„„Was ist das?““ fragte ich Orsola.

„„Ich weiß es nicht . . . Sehen Sie nach, wer klagt.““

„Ich versuchte es, von meinem Stuhle aufzustehen, doch ich hatte nicht drei Schritte gemacht, als ich in ein Fauteuil zurückfiel.

„„Nun,““ sprach sie, „„trinken Sie dieses letzte Glas Wein, während ich statt Ihrer gehe.““

„Es kam ein Augenblick, wo ich nur das zu thun vermochte, was Orsola sagte. Ich leerte das Glas bis auf den letzten Tropfen. Dann stand sie auf und ging hinaus.

„Ich weiß nicht, wie lange sie außer dem Zimmer blieb: ich war in die Schlafsucht versunken, die den Menschen ganz von dem, was ihn umgibt, isolirt. Dieser Schlafsucht wurde ich entzogen durch die Berührung eines Glases, das man an meine Lippen hielt. Ich öffnete die Augen und erkannte Orsola.

„„Nun?““ fragte ich, da mir eine unbestimmte Erinnerung an die Klagen, die ich gehört hatte, geblieben war.

„„Oh!““ erwiederte sie, „„es ist Gertrud, welche sehr krank geworden.““

„„Gertrud . . . krank?““ stammelte ich.

„„Ja,““ antwortete Orsola; „„sie beklagt sich über Magenkrämpfe, und will nichts von meiner Hand neh-

men. Sie müßten hinabgehen und sie bewegen, etwas zu trinken, und wäre es nur ein Glas Zuckerwasser.""

„„Führe mich,"" sagte ich zu Orsola.

„Ich erinnere mich, daß ich nun die Treppe hinabging, daß Orsola mich in ein Vorzimmer führte, daß sie mich in ein Glas Wasser gepülverten Zucker mischen ließ, daß sie mich in das Zimmer der Kranken schob und zu mir sprach:

„„Gehen Sie, bringen Sie ihr dies, und geben Sie sich Mühe, sie nicht sehen zu lassen, daß Sie betrunken sind.""

„Ich schämte mich in der That des Zustandes, in dem ich mich befand, strengte mich an, wieder zur Vernunft zu gelangen, ging mit ziemlich festem Schritte auf das Bett von Gertrud zu und sagte zu ihr:

„„Hier, meine gute Gertrud, trinken Sie dieses Glas Wasser: das wird Ihnen wohl thun!""

„Gertrud raffte sich zusammen, streckte den Arm aus und leerte das Glas.

„„Oh! Herr,"" sagte sie, „„immer derselbe Geschmack!... Herr, Herr, einen Arzt!... Herr, ich bin sicherlich vergiftet!""

„„Vergiftet?"" wiederholte ich, mit Schrecken umherschauend.

„„Oh! Herr, um des Himmels willen! Herr, im Namen Ihres armen Bruders, einen Arzt! einen Arzt!""

„Ich ging ganz bestürzt hinaus.

„„Du hörst,"" sagte ich zu Orsola, „„sie glaubt, sie sei vergiftet, und sie verlangt einen Arzt.""

„„Nun, so eilen Sie nach Morsang und bringen Sie Herrn Ronsin mit.""

„Das war ein alter Arzt, der zuweilen mit uns zu Mittag speiste, wenn ihn seine Gänge in die Nähe des Schlosses führten.

„„Noch ein letztes Glas Wein,"" sagte Orsola: „„es ist kalt, und Sie haben zwei Meilen zu machen.""

„Und sie reichte mir ein Getränke, das mich, so sehr ich an die stärksten Liqueurs gewöhnt war, im Magen braunte, als ob ich Vitriol verschluckt hätte! .. Ich ging hinaus, ich durchschritt den Garten, und erreichte ganz stolpernd die Thüre, durch die man nach dem Felde gelangte; doch kaum hatte ich zweihundert Schritte auf der Straße nach Morsang gemacht, als ich die Bäume sich drehen sah, als mir der Himmel feuerfarben erschien, die Erde unter meinen Füßen schwand, und ich am Rande des Weges niederfiel.

„Am andern Tage befand ich mich in meinem Bette; mir war, als erwachte ich von einem entsetzlichen Alpe.

„Ich klingelte: Orsola eilte herbei.

„„Ist es wahr, daß Gertrud gestorben ist, oder habe ich geträumt?““ fragte ich.

„„Es ist wahr,““ antwortete sie.

„„Aber,““ fügte ich zögernd bei, „„an einem Gifte gestorben?““

„„Das ist möglich!““

„„Wie, es ist möglich?““ rief ich.

„„Ja,““ erwiederte Orsola; „„nur hüten Sie sich davon zu sprechen, in Betracht, daß man, da sie nur von meiner Hand oder der Ihrigen etwas genommen hat, sagen könnte, wir haben sie vergiftet.““

„„Und warum würde man das sagen?““

„„Ei! die Welt ist so böse!““ erwiederte Orsola ruhig.

„„Man müßte aber einen Grund für dieses Verbrechen angeben,““ versetzte ich ganz erschrocken.

„„Man würde einen finden.““

„„Welchen?““

„„Man würde sagen, Sie haben sich zuerst der Gouvernante entledigt, um sich sodann leichter der Kinder zu entledigen, die Sie beerben sollen.““

„Ich stieß einen Schrei aus und verbarg meinen Kopf unter meinen Betttüchern ..."

„Ah! die Unglückliche!" murmelte der Mönch.

„Warten Sie, warten Sie!" sprach der Sterbende, „Sie sind noch nicht beim Ende ... nur unterbrechen Sie mich nicht, denn ich fühle mich sehr schwach!"

Bruder Dominique horchte mit keuchender Brust und beklommenem Herzen.

LXVII.

Wo die Spinne ihr Netz ausspannt.

Herr Gérard fuhr fort:

„Der Tod von Gertrud erregte keinen Verdacht; er verursachte nur einen großen Schmerz. Die Kinder waren untröstlich. Orsola wollte Gertrud bei ihnen ersetzen; doch sie hatten ein Grauen vor ihr; die kleine Leonie besonders konnte sie nicht sehen.

„Ich verfiel in eine tiefe Schwermuth; vier bis fünf Tage lang war ich es, der sich in sein Zimmer eingeschlossen hielt.

„Herr Sarranti kam zurück; er suchte mich über dieses Ereigniß zu trösten. Er begriff, daß ich den Verlust einer guten, treuen Dienerin beklagte; er begriff aber den Kummer nicht, der fast einem Gewissensbisse glich. Er machte mir den Vorschlag, eine andere Frau zu nehmen, um die Kinder zu pflegen; doch die Kinder wollten nichts davon wissen, und, die Opposition von Orsola befürchtend, stützte ich mich auf ihren Widerwillen, um die arme Gertrud nicht zu ersetzen.

„Orsola führte fortwährend das Hauswesen, als ob nichts vorgefallen wäre, blieb in der Entfernung, die ihr ihre Stellung vorschrieb, und bekümmerte sich nicht um mich, — sicher ohne Zweifel, ich könne ihr nicht entgehen.

„Eines Tags begegnete ich ihr in einem Gange.

„„Was würden Sie denn thun,““ fragte sie mich im Vorübergehen, „„wenn statt Gertrud ich gestorben wäre?““

„„Oh! wenn Du es wärest,““ antwortete ich, in ihrem Blicke die Flamme wiederfindend, die mich leben machte, indem sie mich verzehrte, „„wenn Du es wärest, Orsola, so wäre ich ebenfalls gestorben.““

„„Nun denn, da ich es nicht bin, so lassen Sie uns leben!““ sprach sie.

„Und mit einem dämonischen Lächeln setzte sie in ihrem Patois hinzu:

„„Ich werde Dich heute Nacht erwarten.““

„„Oh! nein, gewiß nicht,““ sagte ich zu mir selbst; „„nein, ich werde nicht gehen!““

„Mein Vater, die Naturforscher sprechen von der Zaubermacht einiger Thiere und, unter Anderem, der Schlange, welche von Zweig zu Zweig den Vogel vom Baume herab in ihren aufgesperrten Rachen zu fallen zwingt; mein Vater, der böse Geist hatte diese Frau mit einer ähnlichen Macht begabt; denn nachdem ich bis elf Uhr widerstanden, fühlte ich mich unüberwindlich nach ihrem Zimmer fortgezogen, und unwillkürlich, während ich noch widerstand, durchschritt ich den Corridor und stieg Stufe für Stufe die verhängnißvolle Treppe hinauf, auf der sie mich oben erwartete... Ich gestand Ihnen, daß ich am andern Tage nach solchen in Orgien zugebrachten Nächten nur eine verworrene Idee von dem, was ich gethan und gesagt, und von dem, was man vor mir gethan, oder von dem, was man mir gesagt, behielt. Mir schien am andern Tage nach dieser Nacht, es

sei zwischen Orsola und mir nur von den Genüssen die Rede gewesen, die man sich mit einem Vermögen von zwei bis drei Millionen verschaffen könne. Indem ich mich, obschon auf eine unbestimmte Art, dieses Gespräches erinnerte, schauerte ich; denn ich konnte nur durch den Tod der Kinder meines Bruders in den Besitz dieses ungeheuren Vermögens gesetzt werden. Und welche Wahrscheinlichkeit war vorhanden, Gott werde diese zwei schönen Kinder zu sich rufen, diese Kinder, welche so duftend und frisch wie die Blumen und die Früchte, unter denen sie spielten? . . Allerdings erschreckte mich der plötzliche Tod von Gertrud! Fühlte ich mein Herz von solchen Ideen beklommen, so suchte ich Herrn Sarranti auf; ich sprach mit ihm zuerst von gleichgültigen Dingen, dann brachte ich das Gespräch auf die Kinder, und ich verließ ihn nur, indem ich ihm empfahl, wohl über sie zu wachen. Und er, der sie von ganzer Seele liebte, antwortete mir:

„„Seien Sie unbesorgt, ich werde sie nie verlassen, sind nicht die Umstände mächtiger als mein Wille . . .““

„Und dann verdüsterte sich seine Stirne, und man hätte glauben sollen, er errathe, welches finstere Mißtrauen, nicht gegen mich, sondern gegen Andere, mich antreibe, ihm zu sagen, er möge wohl über die zwei kleinen Wesen wachen, die ihm anvertraut waren.

„Mein Vater, soll ich Ihnen nun erzählen, durch welche Reihenfolge von schändlichen Verführungsmitteln, durch welche Eingebung von monstruosen Begierden es Orsola gelang, mich an den Gedanken zu gewöhnen, es könne sich eines Tags ein Unfall ereignen, der mich zum Eigenthümer des großen Vermögens mache, von dem ich zu glauben anfing, es sei nothwendig für mein Glück, weil mir Orsola jede Nacht wiederholte, es sei nothwendig für das ihrige? . . Uebrigens, seltsamer Weise! obschon nie wirklich die Rede von einer Heirath zwischen

dieser Frau und mir gewesen war, wußte doch Jeder so wohl, auf welchem Punkte wir standen, daß alle Leute von niedriger Stufe, um Orsola den Hof zu machen, sie Madame Gérard nannten! Selbst die Kinder hatten diese Gewohnheit angenommen: sie wiederholten das, was sie sagen hörten. Es war wohl, dessen bin ich sicher, ihre Absicht, eines Tags Madame Gérard zu werden; ohne Zweifel aber wollte sie zu diesem Ende warten, bis mein Leben mit dem ihrigen durch die Ketten einer entsetzlichen Schuldgenossenschaft verbunden wäre.

„Zuweilen, am Tage, schauerte ich, ganz nahe daran, einen Schreckensschrei auszustoßen: blutige Gedanken hatten sich, Gespenstern ähnlich, vor mir erhoben! Dann lief ich, bis ich Jemand getroffen hatte. Traf ich die Kinder, so floh ich auf die Seite der entgegengesetzt, wo ich sie sah; begegnete ich Herrn Sarranti, so wiederholte ich ihm die Empfehlung, wohl über seine Zöglinge zu wachen, und ich fügte bei:

„„Ich liebe sie so sehr, diese armen Kinder meines guten Jacques.““

„So beruhigte ich mich, so gab ich mir selbst Kräfte durch diese laut ausgesprochenen Worte der Zärtlichkeit.

„Dann kamen die Nächte, und die schändliche Penelope zerstörte durch ihre Küsse, durch ihre seltsamen Begierden unerhörter Wollust die fromme und barmherzige Arbeit, die mein Gewissen am Tage von Neuem gemacht hatte! Doch ich muß gestehen, so wie die Zeit verlief, hatte das Werk der Nacht weniger Mühe, die Arbeit vom Tage zu zerstören. Kurz, obwohl ich nur in einer fernen Zukunft die Verwirklichung dieser erschrecklichen Hoffnung sah, gewöhnte ich mich doch allmälig daran, die Habe meiner Neffen als meine Habe, ihr Vermögen als mein Vermögen zu betrachten, und einmal geschah es mir, daß ich vor Orsola sagte:

„„Wenn ich einst reich bin, kaufe ich das benachbarte Gut.““

„Was konnte mich aber reich machen? Ein Zufall! — Orsola nannte die Sache so; — ein Zufall, der mich zum Erben der Kinder meines verstorbenen Bruders machen würde . . . Doch, mein Vater,“ sagte der Sterbende den Kopf schüttelnd, „wer unter solchen Umständen auf den Zufall rechnet, ist sehr nahe daran, ihm zu Hülfe zu kommen! . .“

Als Herr Gérard diesen Theil seiner Beichte erreicht hatte, war sein Gesicht so sehr entstellt, daß ihn der Mönch unterbrechen zu müssen glaubte, wie groß auch seine Neugierde, und welches Interesse er auch hatte, die Folge der Ereignisse kennen zu lernen, deren Scenerie sich vor ihm entrollte, — mehr und mehr sich verdüsternd, so wie sie sich entrollte.

Der Sterbende schwieg in der That einen Augenblick, doch nur um alle seine Kräfte zu sammeln. Bei diesem Punkte seiner Erzählung schien er eben so begierig, sie zu vollenden, als er Anfangs furchtsam gewesen, sie zu beginnen.

Und dennoch fand unter dieser leichenfarbigen Maske, auf die der Dominicaner seinen bangen Blick heftete, ein heftiger Kampf statt; denn der Kranke setzte seine Erzählung mit einer so schwachen Stimme fort, daß Dominique, um zu verstehen, was er sagte, beinahe genöthigt war, das Ohr an seine Lippen zu halten.

„Mittlerweile,“ sprach Herr Gérard, „ereignete sich ein Zwischenfall, den ich nicht mit Stillschweigen übergehen darf. Meine Nichte Leonie war ein Mädchen von einer großen Herzensgüte, zugleich aber von einem bei einem Kinde von ihrem Alter außerordentlichen Stolze. In Brasilien, welches Land sie mit kaum vier Jahren verlassen hatte, von zwanzig Domestiquen von passiver Botmäßigkeit, von absoluter Unterwürfigkeit bedient, hatte sie sich daran gewöhnt, mit einem Worte zu befehlen und

auf einen Wink Gehorsam zu finden. Oft, seit dem Tode von Gertrud, hatte sie sich über Orsola zu beklagen, welche den Haß nicht verbarg, den ihr die Kleine einflößte, und bei der Sorge, die ihr für sie zu tragen oblag, mit einer Nachläßigkeit oder mit einer Brutalität zu Werke ging, die von Leonie wahrgenommen wurde. Sie beklagte sich deshalb einige Male bei mir; da sie aber sah, daß dies nichts an den Manieren von Orsola gegen sie änderte, so sprach sie hierüber mit Herrn Sarranti, und dieser machte mir mit aller möglichen Zartheit begreiflich, meine persönliche Nachsicht gegen Orsola könne diese nicht berechtigen, zu vergessen, daß Victor und Leonie die wahren Gebieter des Hauses seien.

„Eines Morgens, als sich die Kinder damit belustigten, daß sie ins Bassin Steine warfen, die Brasil untertauchend daraus holte, beklagte sich Orsola über Kopfweh, das ihr das Bellen des Hundes verursache. Dem zu Folge rief sie aus dem Fenster den Kindern zu, sie sollen ihre Spiele unterlassen oder wenigstens eines wählen, welches nicht so das Gebell von Brasil errege. Die Kinder schauten, von wem ihnen dieser Befehl zukam, und als sie sahen, daß er von Orsola kam, spielten sie fort.

„„Nimm Dich in Acht, Leonie!““ rief Orsola dem Mädchen zu, das sie ganz besonders haßte.

„„Wovor?““ fragte das Kind.

„„Daß ich nicht hinabkomme; denn wenn Du machst, daß ich hinabkomme, so peitsche ich Dich!““

„„Ah! ja wohl, kommen Sie doch!““ erwiederte das Mädchen.

„„Du trotzest mir?““ rief Orsola. „„Warte ein wenig: ich komme.““

„Und sie stürzte in den Garten, durchlief den Raum, der die Freitreppe vom Teiche trennte, und streckte die Hand aus, um das Kind zu ergreifen, das, als es sie kommen sah, ruhig wartete, ohne einen Schritt rückwärts zu

thun; doch in dem Augenblicke, wo sie das Kind ergreifen wollte, sprang der Hund auf sie los und packte sie selbst beim Arme. Orsola stieß einen entsetzlichen Schrei aus, weniger aus Schmerz, als aus Zorn. Dieser Schrei machte, daß von zwei verschiedenen Seiten zwei Personen herbeieilten: Herr Sarranti, der die Kinder wegführte, und der Gärtner, der den Hund loszulassen nöthigte.

„Orsola kam zurück und zeigte mir ihren blutigen Arm.

„„Ich hoffe, Sie werden Ihre Nichte bestrafen und den Hund umbringen!““ sagte sie.

„Vielleicht hätte ich nach ihrem Verlangen gethan; doch Herr Sarranti trat dazwischen und verhinderte mich daran: er hatte Alles gesehen und Alles gehört, und seiner Ansicht nach war Leonie unschuldig; was Brasil betrifft, so hatte er, mit seinem Instincte eines ergebenen Dieners, seine kleine Herrin vertheidigt, und er verdiente deshalb nicht den Tod. Ich beschränkte mich also darauf, daß ich den Kindern verbot, fortan am Rande des Teiches zu spielen, und befahl, daß Brasil in seiner Nische angekettet bleibe. — Orsola gab übrigens ihren doppelten Rachegedanken mit einer Leichtigkeit auf, die mich in Erstaunen setzte und zugleich erschreckte. Ich fing an sie zu kennen und einzusehen, daß sie nicht die Frau war, die verzieh.

„Um diese Zeit bot ein Ereigniß, das im Hause vorfiel, Orsola verhängnißvoller Weise Gelegenheit, den unseligen Plan, auf den sie längst sann, zu vollführen.

„Es war um die Mitte des Monats August 1820. Seit ungefähr drei Wochen hatte Herr Sarranti plötzlich mit allen seinen Gewohnheiten gebrochen: sein bis dahin streng regelmäßiges Leben war zu meiner großen Verwunderung eine Reihe von Excentricitäten geworden, welche die Aufmerksamkeit der friedlichen Bewohner des

Dorfes, und besonders die der Leute vom Schlosse zu erregen anfingen.

„Man holte ihn mitten in der Nacht, und auf der Stelle mit denjenigen, welche ihn holten, abgehend, verschwand er auf ganze Tage und hinterließ nur für mich bei Jean, aus dem er seinen vertrauten Diener gemacht hatte, eine Zeile, durch die er mir seine Abwesenheit anzeigte, ohne sie zu motiviren oder ihre Dauer zu bestimmen.

„An andern Tagen hielt er am frühsten Morgen Berathungen mit Freunden von Paris, schloß sich mit ihnen in sein Zimmer oder in den Pavillon vom Parke ein, verweilte hier lange und schlug es aus, zum Frühstück und manchmal sogar zum Mittagessen zu kommen.

„Man traf ihn in der Abenddämmerung mit decorirten Männern redend, welche in lange, bis ans Kinn zugeknöpfte blaue Ueberröcke gekleidet waren und in allen ihren Manieren sich als Militäre verriethen.

„Orsola horchte mehrere Male an der Thüre seines Zimmers, seines Cabinets oder des Pavillon, und suchte das Geheimniß dieser langen, häufigen und mysteriösen Unterredungen zu ergattern. Die Worte ohne Folge, die sie hörte, konnten sie auf eine Spur bringen; doch der geringe Zusammenhang dieser Worte unter sich machte, daß die Spur bald verwischt war. Da indessen unter der Zahl der von ihr aufgefaßten Worte die Namen von König Ludwig XVIII. und von Kaiser Napoleon häufiger wiederkehrten, als irgend etwas Anderes, so hatte Orsola keine Mühe, zu errathen, es sei von einem militärischen Complotte die Rede, das den Umsturz der bestehenden Regierung und die Wiederherstellung des Kaiserreiches zum Zwecke habe. Ich erinnere mich der teuflischen Freude, mit der mir Orsola diese Entdeckung mittheilte. Sie haßte Ihren Vater, der bei allen Veranlassungen die Partei der Kinder nahm, und ich bezweifle nicht, sie würde ihn bei der Polizei angezeigt haben, hätte sie nicht ein Pro-

ject von ganz anderer Art in Anspruch genommen, und hätte sie nicht mit ihrem erschrecklichen Scharfsinne etwas gesehen, was ihrem Plane in den Plänen Ihres Vaters dienen konnte.

„Sie erwartete also den Tag, die Stunde, den Augenblick, um zu handeln, wie der Jaguar, auf einen Ast gekauert, den Moment erwartet, um sich auf den Wanderer zu stürzen. Es war zugleich von der Schlange und vom Tiger in dieser geduldigen und unversöhnlichen Creatur!

„Am 18. August hatte mich Herr Sarranti, der das Schloß in der Nacht verlassen, durch eine Zeile gebeten, selbst beim Notar von Corbeil die hunderttausend Thaler zurückzufordern, die er bei ihm deponirt hatte; zur Erleichterung des Transportes sollte ich zu erlangen suchen, daß mir wenigstens ein Theil der Summe in Banquebillets zurückgegeben werde.

„Schon am Morgen ließ ich ein Pferd anspannen und fuhr nach Corbeil. Herr Henry hatte nur für eine geringe Summe Banquebillets; ich brachte also die hunderttausend Thaler mit, wie ich sie abgegeben hatte, — in Gold.

„Am Tage kam Herr Sarranti wieder, und er ließ mich fragen, ob er mich ein paar Augenblicke allein sprechen könne.

„Ich war bei Orsola.

„„Ich werde hinabkommen,““ sagte ich zu Jean.

„„Warum lassen Sie nicht vielmehr Herrn Sarranti heraufkommen?““ fragte sie; „„Sie wären besser hier, um zu reden.““

„„Sagen Sie Herrn Sarranti, er könne heraufkommen,““ antwortete ich Jean.

„Als sodann Jean abgegangen war, sprach ich zu Orsola:

„„Willst Du mich allein lassen?““

„„Sie haben also Geheimnisse für mich?““ bemerkte sie.

„„Nein; doch die Geheimnisse von Herrn Sarranti gehören ihm und nicht mir.““

„„Mit Ihrer Erlaubniß, Herr Gérard, die Geheimnisse von Herrn Sarranti werden Ihnen gehören, oder er wird sie behalten.““

„Und bei diesen Worten, statt abzugehen, trat sie in ein Ankleidecabinet, von dem aus man Alles, was in meinem Zimmer gesagt wurde, hören konnte, und schloß sich mit dem Schlüssel ein. Kaum war sie hier eingeschlossen, als die Thüre des Corridors sich öffnete und Ihr Vater eintrat. Ich hätte ihn in ein anderes Zimmer, in eine einsame Allee des Parkes, mitten auf eine Wiese führen können, müssen; doch ich hatte bange vor dem, was zwischen Orsola und mir vorfallen würde, wenn wir uns wieder unter vier Augen fänden. Als mich Herr Sarranti fragte:

„„Sind wir allein, und kann ich in vollem Vertrauen reden?““

„Da antwortete ich auch ohne Zögern:

„„Wir sind allein, mein Freund, und Sie können sprechen.““

Ehe er fortfuhr, wandte sich Herr Gérard gegen den Mönch um und fragte:

„Wissen Sie, was mir Ihr Vater zu sagen hatte, und soll ich es Ihnen wiederholen?“

„Ich weiß es nicht,“ erwiederte Dominique. „Als mein Vater Frankreich verließ, war ich im Seminar; er hatte nicht Zeit, zu mir zu kommen, um von mir Abschied zu nehmen. Seitdem habe ich von ihm einen Brief datirt von Lahore erhalten; doch sein einziger Zweck war, mich über seine Gesundheit zu beruhigen und mir eine Geldsumme zu schicken, von der er dachte, ich könnte sie nöthig haben.“

„Ich will Ihnen also sagen,“ sprach der Sterbende,

„was die Pläne Ihres Vaters waren, und in welches Complott er sich eingelassen hatte.

LXVIII.

Das Geheimniß von Herrn Sarranti.

„„Glauben Sie vor Allem, mein lieber Herr Gérard,““ sagte mir Ihr Vater, „„daß Alles das, was ich Ihnen erzählen werde, Ihrem Bruder schon am ersten Tage, da ich ihn wiedersah, bekannt war, so daß er sehr gut wußte, er öffne einem Verschwörer seine Thüre, als er mich mit der Erziehung seiner Kinder betraute.

„„Sie kennen meinen Namen und mein Vaterland. Ich bin Corse; in Ajaccio in demselben Jahre wie der Kaiser geboren, weihte ich ihm mein Leben: ich folgte ihm nach der Insel Elba bei der Thronentsagung von Fontainebleau, nach St. Helena nach der Schlacht von Mont Saint-Jean *).

„„Eines Tags wird die Welt erfahren, zu welcher Qual von den Königen der Mann verurtheilt worden ist, der sie nach einander Alle in seiner Hand gehalten hat, und die Publicität der Geschichte wird die Strafe seiner Kerkermeister und seiner Henker sein.

„„Ich war auch schon am Anfange des Jahres 1817, ohne dem erhabenen Gefangenen etwas davon zu sagen, mit der Sorge beschäftigt, eine Entweichung für ihn ein-

*) Die Franzosen nennen so die Schlacht bei Waterloo.

zuleiten. Ich knüpfte Verständnisse mit einem americanischen Schiffe an, das uns Briefe vom vormaligen König Joseph, der sich nach Boston zurückgezogen, überbracht hatte; doch der Kaiser mißbilligte gänzlich, was ich gethan zeigte mich selbst dem Gouverneur an und sagte zu ihm:

„— Schicken Sie mir ihn schnell nach Frankreich zurück, den Burschen, der mich von diesem Orte der Wonne, den man St. Helena nennt, will entweichen machen! —“

„„Und er wiederholte in allen seinen Einzelheiten dem Gouverneur den Entweichungsplan, den ich ihm selbst geoffenbart hatte.

„„Die Gefälligkeit, um die er den Gouverneur ersuchte, — nämlich die Zurücksendung von einem seiner getreuen Diener nach Frankreich, — gehörte zu den Gefälligkeiten, die man ihm zu bewilligen immer bereit ist. Meine Abreise wurde also auf den zweiten Tag festgesetzt: es fand sich ein Schiff segelfertig für Portsmouth auf der Rhede von Jamestown.

„„Ich war in Verzweiflung, denn ich glaubte mir die Ungnade des Kaisers zugezogen zu haben, als ich durch den General Montholon den Befehl erhielt, vor ihm zu erscheinen. Der General führte mich in das Schlafzimmer ein, und der Kaiser winkte ihm, uns allein zu lassen.

„„Kaum war ich mit dem erhabenen Gefangenen allein, da warf ich mich ihm zu Füßen und bat ihn flehentlich, mir zu verzeihen und seinen Beschluß, mich nach Frankreich zu schicken, zurückzunehmen. Er ließ mich reden, schaute mich mit einem wohlwollenden Lächeln an, nahm mich dann am Ohr und sagte:

„— Einfaltspinsel! steh sogleich auf! —“

„„Diese Worte waren so weit entfernt von den Vorwürfen, die ich erwartete, daß ich ganz verblüfft aufstand.

„— Ich verzeihe Dir nicht, —“ sagte er zu mir, „— in Betracht, daß ich Dir nur Deine zu große Treue

und Deine zu große Ergebenheit zu verzeihen hätte, und dergleichen Dinge verzeiht man nicht, abscheulicher Corse: man erinnert sich ihrer. —"

„— Nun wohl! Sire, um des Himmels willen! dann entfernen Sie mich nicht von Ihnen. —"

„— Sarranti, —" sprach der Kaiser, indem er mich fest anschaute, „— ich bedarf Deiner in Frankreich. —"

„— Oh! Sire, —" rief ich, „— das ist etwas Anderes, und welches Verlangen ich auch hege, bei Ihnen zu bleiben, ich bin bereit, auf der Stelle abzureisen. —"

„— Höre wohl, —" sagte der Kaiser zu mir, „— denn die Dinge, die ich Dir anvertrauen will, sind ernster Natur. Ich habe noch Anhänger in Frankreich . . . —"

„— Ich glaube es wohl, Sire: Sie haben das ganze Volk. —"

„— Einige von meinen alten Generalen conspiriren meine Rückkehr. —"

„— Oh! Sire, in der That, warum sollten wir Sie nicht wieder auf dem Throne sehen? Sie sind wohl von der Insel Elba zurückgekommen! —"

„— Man schreibt nicht ein zweites Blatt wie dieses in einem Leben wie das meinige! —" erwiederte der Kaiser, den Kopf schüttelnd. „— Ueberdies habe ich die Idee, daß es für die Zukunft der Welt besser ist, wenn ich hier sterbe, und daß der Kaiser der Völker seine Passion und sein Golgatha hat wie Jesus Christus . . . Mein Tod wird schön sein, Sarranti, und ich will meinen Tod nicht verfehlen! —"

„„Und er sagte mir diese Worte mit demselben Blicke des Triumphes, mit dem er den Frieden nach Marengo, Austerlitz oder Wagram dictirte. Auf St. Helena hat er seinen, einen Augenblick verlorenen, Genius wiedergefunden, wie nach dem Blutschweiße, der ihn einen Moment daran erinnerte, daß er Mensch war, Jesus Christus sich aufs Neue der Sohn Gottes gefühlt hat.

„— Was soll ich denn thun, Sire? —" fragte ich,

„— und warum erlauben Sie nicht, daß ich wie ein anderer Simon von Kyrene hier bleibe, um Ihr Kreuz tragen zu helfen? —“

„— Nein, —“ antwortete der Kaiser, „— ich wiederhole Dir, Sarranti, ich bedarf in Frankreich eines sichern Mannes, eines Mannes, der denjenigen von meinen braven Generalen, die sich weder den Bourbonen, noch den fremden Mächten prostituirt haben, wie die Clausel, die Bachelu, die Gérard, die Foy, die Lamarque, sagen soll, sie mögen nicht mehr an mich denken. —“

„— Sire, warum dies? —“

„— Weil ich, wie die alten römischen Kaiser, zum Gotte übergegangen bin und sie von meinem Flammenhimmel herab anschaue. Du wirst in meinem Auftrage zu ihnen gehen und ihnen sagen: Denkt nur an den Kaiser, um überzeugt zu sein, daß er Euch liebt und Euch ermuthigt; doch er hat einen Sohn, den man vielleicht dazu erzieht, daß er ihn haßt, sicherlich, daß er ihn mißkennt; denkt an diesen Sohn! —“

„— Oh! Sire, ja, ja, ich werde es ihnen sagen! —“

„— Nur, wirst Du beifügen, compromittirt sein Kindesalter nicht in einem Complotte, bei dem Ihr nicht sicher seid, daß es Euch glücken muß; erinnert Euch dessen, was man mit den Astyanax und den Britannicus an dem Tage gethan hat, wo man vermuthete, sie können gefährlich werden! —“

„— Ja, Sire, ja, ich werde es ihnen sagen. —“

„— Erkläre ihnen wohl, daß dies mein letzter Wille, mein politisches Testament ist; versichere ihnen, ich habe sehr im Ernste und auf immer entsagt, doch entsagt zu Gunsten meines Sohnes. —“

„— Ich werde es ihnen versichern, Sire. —“

„— Merke Dir wohl einen Umstand, Sarranti, der

denjenigen nützlich sein kann, welche es versuchen werden, ihn den Händen Oesterreichs zu entreißen. —“

„— Ich höre, Sire. —“

„— Mein Sohn wohnt eine Stunde von Wien in demselben Schlosse, in welchem ich zweimal gewohnt habe: einmal 1805 nach Austerlitz, einmal 1809 nach Wagram; dieses zweite Mal blieb ich beinahe zwei Monate dort . . . Er bewohnt den rechten Flügel, den ich auch zu meiner Wohnung gewählt hatte . . . Wer weiß? seltsamer Weise ist sein Schlafzimmer vielleicht das meinige; man müßte sich danach erkundigen. —“

„— Ja, Sire. —“

„— Höre, warum: ich war es überdrüssig, daß ich Gemächer und Vorzimmer, immer voll von Höflingen und Bittstellern, zu durchschreiten hatte, um in die herrlichen Gärten hinabzugehen, wo ich so gern am frühen Morgen und zuweilen in vorgerückter Nacht spazieren ging, und ließ deshalb, — nicht vom Baumeister des Palastes, sondern von meinen Genieofficieren, — eine verborgene Thüre anbringen, welche mit einer Geheimtreppe in Verbindung stand. Diese Thüre ging in mein Ankleidecabinet und die Treppe in eine Art von Orangerie; drückte man an einen in der Einfassung eines Spiegels verborgenen Knopf, so schob sich der Spiegel in das Getäfel zurück und demasquirte die Oeffnung. Nun wohl, Sarranti, Du begreifst? wird meiu Sohn scharf bewacht, so kann er vielleicht durch jene Geheimthüre entfliehen, mit denjenigen zusammentreffen, welche ihn im Parke erwarten werden, und mit ihnen die Gränze erreichen! —“

„— Oh! ja, Sire, ich begreife. —“

„— Sieh, hier ist eine Plan vom Schlosse Schönbrunn, welchen ich heute Nacht selbst gemacht habe; der Flügel des Schlosses, den ich bewohnte, ist in allen seinen Einzelheiten bezeichnet: das Schlafzimmer, das An-

kleidecabinet, hier findet sich Beides; die Einfassung, an der man drücken muß, ist hier im Risse. Dieser Plan ist von mir unterzeichnet; verbirg ihn sorgfältig vor den englischen Spionen: es wird Dein Erkennungsmittel sein. —"

„— Seien Sie unbesorgt, Sire: man muß mich tödten, um ihn mir zu nehmen. —"

„— Trachte danach, daß Du lebend bleibst, und daß man ihn Dir nicht nimmt; das wird besser sein . . . Warte, das ist noch nicht Alles. —"

„„Der Kaiser ging an eine unter dem Fuße seines Bettes stehende Cassette, welche eine Million in Gold enthielt; er nahm hievon dreimal hunderttausend Franken und gab sie mir.

„— Was soll ich mit diesem Gelde thun? —" fragte ich.

„— Oh! nicht Ihnen gebe ich es, Herr Corse! ich vertraue es Ihnen, verstehen Sie, Meister Cincinnatus? für die Bedürfnisse der Sache; Sie werden sie verwenden, wie Sie es für zweckdienlich erachten. Hunderttausend Thaler sind nicht viel in den Händen eines Dummkopfs; sie sind ein Schatz in den Händen eines verständigen Menschen. Ich habe meinen ersten Feldzug in Italien mit zweitausend Louis d'or gemacht, die ich im Koffer meines Wagens mitführte, und als ich im Quartier ankam, theilte ich jedem General vier Louis d'or zu. —"

„— Sire, die Verwendung des Geldes wird, nicht durch die Hand eines Mannes von Genie, wohl aber durch die Hand eines ehrlichen Mannes geschehen. —"

„— Wärest Du genöthigt, zu fliehen... höre wohl, was ich Dir sage, Sarranti! —"

„„Ich horchte aufmerksam.

„— Es wäre mir angenehm, wenn Du eine Zuflucht in Indien suchen würdest. Dort würdest Du bei Rundschit Sing Bahadur, Maharadscha von Lahore und von

Kaschemir, einen meiner treusten Diener, den General Lebastard de Prémont, finden . . . —"

„— Ja, Sire. —"

„— Ich habe ihn 1812 dahin geschickt, um zu sehen, ob er nicht in dem Augenblicke, wo ich England bekriegte, indem ich nach dem Orient durch den Norden trachtete, wie ich es 1798 nach dem Orient durch Aegypten trachtend bekriegt hatte, eine neue Empörung von Chandernagor hervorrufen und für Rundschit Sing eine glückliche Tippo-Saib-Rolle herausarbeiten könne. Es kamen unsere Mißgeschicke; ich wandte meine Blicke von Indien ab; doch seitdem ich hier bin, habe ich Nachrichten von meinem getreuen Abgesandten erhalten; obgleich in den Dienst des indischen Fürsten eingetreten, hält er sich nichtsdestoweniger zu meiner Verfügung. Wärest Du also genöthigt, zu fliehen, Sarranti, so fliehe zu dieser alten Amme des Menschengeschlechts, die man Indien nennt; theile mit Lebastard die Summe, die Dir bleiben wird, welche es auch sein mag: dieser wackere Diener war nicht reich, und er soll in Frankreich ein Töchterchen zurückgelassen haben, für dessen Erziehung ich Sorge tragen mußte, wäre ich Kaiser geblieben. Darum, mein lieber Sarranti, habe ich Dich denuncirt, darum jage ich Dich fort, darum verlange ich, daß man Dich nach Europa zurückschicke, und zwar so bald als möglich, hörst Du, Verräther? Es sei also nichts mehr zwischen uns gemein, bis Du dort sein wirst. —"

„„Und der Kaiser reichte mir seine Hand, die ich küßte.

„„Am zweiten Tage reiste ich ab.

„„Ich kam in Frankreich an. Es war mir wohl bekannt, daß ich, wie Alle, welche von St. Helena kamen, einer strengen Untersuchung von Seiten der Polizei unterworfen sein sollte.

„„Man wußte, daß ich kein Vermögen besaß: die hunderttausend Thaler, die ich zurückbrachte, konnten

Verdacht erregen. Ich suchte Ihren Bruder auf und sagte ihm Alles. Er ernannte mich zum Lehrer seiner Kinder und ermächtigte mich, in Betreff der Unterbringung der hunderttausend Thaler mich an Sie zu wenden. Sie wissen, was zwischen uns in dieser Hinsicht vorging.

„„Seit den vier Jahren, daß ich von St. Helena zurückgekommen bin, warte ich nun auf eine Gelegenheit, dem Kaiser nach seinen Wünschen zu dienen. Eine Verschwörung ist organisirt, welche morgen zum Ausbruche kommen soll; — ich darf Ihnen nicht sagen, wer die Häupter des Complottes sind: ihr Geheimniß ist nicht das meinige; — ich kann Ihnen nur die Versicherung geben, daß morgen die ausgezeichnetsten Namen des Kaiserreichs den Sturz der Regierung der Bourbonen versuchen werden!

„„Wird es uns glücken? wird es uns nicht glücken? ... Glückt es uns, so haben wir nichts zu befürchten, denn wir sind die Herren; scheitern wir, so erwartet uns das Schaffot von Didier! Darum habe ich Sie gebeten, die hunderttausend Thaler aus den Händen Ihres Notars zurückzuziehen und sich die Summe wo möglich in Papier, statt in Gold, geben zu lassen.

„„Haben Sie bange, compromittirt zu werden?... Ich sage Ihnen vor Allem, daß Sie es nicht sein können; ... hegen Sie aber in dieser Hinsicht Befürchtungen, so schreibe ich Ihnen noch heute, ich sehe mich durch wichtige Angelegenheiten genöthigt, mich von Ihnen zu trennen, und scheitert die Verschwörung, so fliehe ich, wie ich kann.

„„Wollen Sie mir dagegen bis zum Ende beistehen? Dann geben Sie mir Jean, der ein treuer Diener ist; er halte hier den ganzen Tag zwei Pferde gesattelt, von denen jedes fünfzigtausend Thaler in einem Felleisen tragen soll. Ich habe den ganzen Weg entlang, von hier bis Brest, Freunde, die uns verbergen werden; in Brest

schiffe ich mich nach Indien ein, und ich begebe mich den Befehlen meines Herrn gemäß nach Lahore, um mit dem General Lebastard de Prémont zusammenzutreffen.

„„Das ist es, was ich Ihnen zu sagen hatte, lieber Herr Gérard; nun halten Sie mein Leben in Ihren Händen. Beeilen Sie sich nicht, mir zu antworten. Ich gehe in mein Zimmer, bringe alle meine Angelegenheiten in Ordnung, verbrenne die Papiere, die mich gefährden können, und in einer Viertelstunde komme ich wieder, um Ihre Antwort zu holen.““

„Nach diesen Worten stand er auf und ging weg.

„In dem Augenblicke, wo er die Thüre vom Flurgange schloß, öffnete sich die vom Ankleidecabinet, und Orsola erschien. Natürlich hatte sie die ganze vertrauliche Mittheilung gehört.

„Ich befürchtete, Weib und wenig sympathetisch in Beziehung auf Herrn Sarranti, werde sie sich weigern, ihn bei seiner Flucht zu unterstützen; und ich wollte ihrer Weigerung begegnen, als sie auf die Frage, die ich an sie richtete:

„„Du hast Alles gehört, Orsola? was ist zu thun?““

„Zu meiner großen Verwunderung antwortete:

„„Man muß thun, was er von Dir verlangt.““

„Ich schaute sie erstaunt an.

„„Wie?““ versetzte ich.

„„Ich sage Dir, man muß ihm Jean geben, ihm zwei Pferde bereit halten, und Gott . . .““

„Sie wollte sagen: „„Gott bitten;““ doch sie unterbrach sich und sagte:

„„— Den Teufel bitten, er möge in seinem Plane scheitern; denn nie wird uns eine Gelegenheit wie diese, Millionäre zu werden, gegeben sein!““

„Ich schauerte, und sie sah mich erbleichen.

„„Oh!““ sagte sie, „„ich glaubte, das sei eine abgemachte Sache, und wir haben nie mehr hierauf zurückzukommen.““

„Dann sprach sie mit dem gebieterischen Tone, den sie zu gewissen Stunden annahm:

„„Bekümmern Sie sich nur um Eines: daß Sie Ihren Gegenschein von ihm zurückbekommen. Ich will ihn zu Ihnen schicken, damit keine Zeit verloren geht. Das Uebrige übernehme ich.““

„Und sie ging hinaus.

„Einen Augenblick nachher kam Herr Sarranti wieder.

„„Sie lassen mich rufen?““ fragte er.

„„Ja.““

„„Sie haben also überlegt?““

„„Jean ist zu Ihrer Verfügung, und morgen von Tagesanbruch an werden Sie die Pferde, mit dem Gelde in den Reisetaschen, gesattelt erwarten.““

„Herr Sarranti öffnete sein Portefeuille, zog ein Papier heraus und sagte:

„„Nehmen Sie, mein Herr, hier ist Ihr Gegenschein; von heute an betrachte ich mich als wieder im Besitze der hunderttausend Thaler, da sie vom Notar genommen sind. Sollten mich die Umstände verhindern, durch Viry zurückzukommen, so würde Ihnen eine Zeile von mir, wenn ich weder Gefangener, noch todt bin, sagen, wohin Sie mir das Geld zu schicken haben.““

„Ich nahm das Papier mit einer so heftig zitternden Hand, mein Gesicht hatte eine solche Blässe behalten, seitdem Orsola mich hatte erschauen lassen, sie zähle auf die Flucht von Herrn Sarranti für die Erfüllung ihrer entsetzlichen Projecte, daß ihr Vater meine Aufregung wahrnahm; er erklärte sie sich natürlich als ein Zögern von meiner Seite, ihm zu dienen.

„„Lieber Herr Gérard,““ sagte er zu mir, „„es ist noch Zeit, von Ihrem guten Entschlusse abzugehen. Ich kann zu dieser Stunde das Schloß verlassen, um nie hieher zurückzukehren, und, indem ich es verlasse, Ihnen

den Brief übergeben, den ich Ihnen angeboten, und der bestätigen wird, daß Sie außer allen meinen Plänen sind. Reden Sie, und ich gebe Ihnen Ihr Wort zurück.""

„Ich zögerte, doch diese Frau hatte eine solche Herrschaft über mich erlangt, daß ich nichts Anderes zu thun wagte, als das, was sie mir zu thun befohlen hatte.

„„Nein,"" sagte ich, „„Alles ist abgemacht; ändern wir also nichts an unsern Anordnungen.""

„Herr Sarranti glaubte, ich bleibe aus reiner Ergebenheit beharrlich, und drückte mir liebreich die Hand.

„„Ich werde in Paris erwartet,"" sagte er. „„Vielleicht nehme ich Abschied von Ihnen, um Sie nie wiederzusehen; vielleicht komme ich und drücke Ihnen die Hand zum letzten Male. In jedem Falle, mein lieber Herr Gérard, zählen Sie auf meine ewige Dankbarkeit!""

„Und er ging ab.

„Am Abend speiste ich wie gewöhnlich mit Orsola. Ich wage es nicht, Ihnen zu sagen, was ich ihr in meiner Trunkenheit versprach, und welches schändliche Verbrechen wir mit einander beschloßen! Meine einzige Entschuldigung ist, daß ich nicht bei Sinnen war, daß ich meinen freien Willen verloren hatte.

„Kurz, um mich des Ausdruckes von Orsola zu bedienen, am Morgen des 19. August 1820 war es entschieden, daß wir am Abend, um welchen Preis es auch sein möchte, Millionäre sein sollten!"

———

LXIX.

Der 19. August 1820.

„Der andere Tag," fuhr Herr Gérard fort, „verging für mich bewegt von entsetzlichen Schauern, und so fremd ich der Politik war, so hegte ich doch die heißesten Wünsche, es möge die Verschwörung einen glücklichen Erfolg haben: mir schien, Orsola habe von einem Verbrechen nur für den Fall gesprochen, daß diese Verschwörung scheitern würde, oder daß Herr Sarranti zu fliehen genöthigt wäre. Bis um vier Uhr Nachmittags zählte ich jede Vibrirung der Glocke, und jede dieser Vibrirungen wiederhallte in der Tiefe meines Herzens. Hundertmal befragte ich auch meine Taschenuhr. Der Tag rückte vor, und nichts störte die gewöhnliche Ruhe der Einsamkeit, in der wir lebten.

„Endlich war es vier Uhr Nachmittags; wir sollten uns zu Tische setzen... Ich hatte schon bemerkt, daß die Gedecke der Kinder fehlten: Orsola hatte beschlossen, sie werden allein speisen... Plötzlich hörte ich den Lärm eines Galopps. Ich eilte aus dem Salon. Ihr Vater ritt auf einem von Schaum ganz weißen Pferde in den Hof ein. Als er an die Freitreppe kam, stürzte das Pferd nieder.

„„Verrathen! denuncirt! ich habe nur noch zu fliehen!"" sagte Herr Sarranti. „„Ist Alles bereit?""

„„Alles!"" antwortete Orsola.

„Ich konnte nicht antworten: etwas wie eine blutige Wolke schwebte vor meinen Augen.

„Herr Sarranti machte sich aus den Steigbügeln los, kam auf mich zu und drückte mir die Hand.

„„Verrathen! verrathen!"" wiederholte er. „„Oh! die Elenden! ein so gut angelegtes Complott! eine so wohl organisirte Verschwörung!""

„In diesem Augenblicke kam, auf den Ruf von Orsola, Jean mit den zwei frischen Pferden. Ich hatte nur die Kraft, sie Herrn Sarranti zu zeigen und zu ihm zu sagen:

„„Fliehen Sie auf der Stelle! fliehen Sie ohne Verzug! Ihre Sicherheit vor Allem!""

„Er drückte mir aufs Neue die Hand, schwang sich auf eines von den zwei Pferden, während Jean das andere bestieg, und auf Querwegen wandten sich Beide nach Orleans.

„„Gut!"" flüsterte Orsola mir ins Ohr; „„jeden Abend nach acht Uhr geht der Gärtner bei seinem Schwiegersohne, in Morsang schlafen: wir werden allein sein.""

„„Allein,"" wiederholte ich maschinenmäßig, „„allein . . .""

„„Ja,"" sagte Orsola, „„da wir, als hätten wir errathen können, was sich ereignet, die Vorsicht gebraucht haben, uns der Gertrud zu entledigen.""

„Das Wort wir erinnerte mich an das Verbrechen, während es mich zugleich zum Mitschuldigen machte. Ein kalter Schweiß floß über meine Stirne! Ich begriff, daß dies der Augenblick war, meine ganze Stärke zusammenzuraffen und zu kämpfen; doch längst war meine Stärke verschwunden! doch längst ließ ich mich fortreißen, und ich kämpfte nicht mehr!

„„Auf, auf, zu Tische!"" sprach Orsola zu mir; „„man darf die Gelegenheit, die sich bietet, nicht entschlüpfen lassen; sammeln wir Kräfte und benützen wir den Augenblick.""

„Ich wußte, was Orsola Kräfte sammeln oder vielmehr mir verleihen hieß. Das hieß mich den Schwindeln des Rausches preisgeben, während welcher ich aufhörte, Herr über mich zu sein, und wo es mir schien, als wäre

ich vom Dämon der Gewaltthätigkeit und der Tollheit besessen. Unter solchen Umständen mischte Orsola in meinen Wein ein Aphrodisiacum, das mich fast wahnsinnig machte. Hatte sie im Sueton gelesen, wenn die Schwester von Caligula, Vatermörderin nnd blutschänderische Geliebte, ihren Bruder zu einem Verbrechen habe bewegen wollen, so sei sie so zu Werke gegangen? oder hatte dieses Weib, das in sich die Wissenschaft und das Princip des Bösen trug, errathen, die Cantharide sei das Aequivalent der Hippomane?

„Ich hatte schon in der Nacht des Todes von Gertrud diese wüthende Trunkenheit gefühlt, die mich am Abend des 19. August nach dem Mittagsmahle ergriff. Ich stand um acht Uhr von Tische auf, in dem Augenblicke, wo vom Himmel die ersten Schatten der Nacht herabzufallen anfingen. Von Allem erinnere ich mich nur noch einer Stimme, die mir unabläßig in mein Ohr wiederholte:

„„Uebernimm Du den Knaben, ich übernehme das Mädchen.““

„Und zum Vieh geworden, wahnsinnig, schwankend, antwortete ich:

„„Ja... ja...““

„„Vorher aber,““ sagte die Stimme zu mir, „„triff alle Vorkehrungen, damit Herr Sarranti das Ansehen bekommt, als hätte er den Streich begangen.““

„„Ja,““ wiederholte ich, „„Herr Sarranti muß das Ansehen haben, als hätte er den Streich begangen.““

„Ich fühlte, daß man mich in das Cabinet fortzog, wo das Bureau war, an dem ich gewöhnlich schrieb, und in dessen Kasse ich die von Corbeil zurückgebrachten und Herrn Sarranti übergebenen dreimal hunderttausend Franken deponirt hatte. Orsola schloß die Thüre mit dem Schlüssel; dann sprengte sie mit einem Brecheisen das Schloß, so daß die Schublade aussah, als wäre sie mit Gewalt erbrochen worden.

„„Du begreifst?““ sagte sie.

„Ich schaute sie mit einem stieren Auge an.

„„Er hat Dir die Summe gestohlen, die Dir Dein Notar zurückgegeben; um sie Dir zu stehlen, hat er die Schublade aufgebrochen. Die Kinder traten ein, während er die Schublade sprengte, und aus Furcht, von ihnen angegeben zu werden, hat er sich ihrer entledigt.““

„„Ja,““ wiederholte ich, „„er hat sich ihrer entledigt.““

„„Begreifst Du?““ fragte Orsola ungeduldig und zugleich freudig, da sie sah, in welchen thierischen Zustand sie mich versetzt hatte.

„„Ja, ich begreife ... Doch er, er wird leugnen!““

„„Wird er wiederkommen, um zu leugnen? wird man ihn in Indien holen? wird er es wagen, nach Frankreich zurückzukehren, wenn er als Verschwörer, als Dieb und als Mörder zum Tode verurtheilt ist?““

„„Nein, er wird es nicht wagen.““

„„Ueberdies werden wir Millionäre sein, und man macht viele Dinge mit Millionen.““

„„Wie werden wir Millionäre sein?““ fragte ich mit weinschwerer Zunge.

„„Da Du den Knaben übernimmst und ich das Mädchen ...““ wiederholte Orsola.

„„Das ist wahr.““

„„Gehen wir also hinab.““

„Ich erinnere mich, daß ich Widerstand leistete, nicht aus Vernunft, sondern aus Instinct. Sie zog mich fort und nöthigte mich, die Freitreppe hinabzusteigen. Die Kinder saßen da und schauten nach der Sonne, welche langsam unterging.

„„Oh! wie sonderbar ist das!““ sagte ich; „„mir scheint, der Himmel ist ganz mit Blut überzogen.““

„Als sie mich erblickten, standen die zwei Kinder auf und kamen, sich an der Hand haltend, auf mich zu.

„„Sollen wir hineingehen, Oheim Gérard?““ fragten sie.

„Ihre Stimme brachte eine seltsame Wirkung hervor: ich konnte nicht antworten, ich erstickte.

„„Nein,““ erwiederte Orsola, „„spielt noch, meine lieben Kleinen.““

„Oh!“ fuhr der Sterbende fort, „das werde ich nie vergessen. In meinem Rausche sah ich sie so, wie ich sie noch Beide sehe, schön wie Engel des Herrn: der Knabe blond, frisch, rosig; das Mädchen ernst, braun, seinen verständigen Blick auf mich heftend und, wie es schien, fragend, warum ich, das Auge träg, die Hände zitternd, beim Gehen stolpere... In diesem Momente schlug es acht Uhr. Ich hörte das Gitter vom Parke schließen: es war der Gärtner, der wegging. Ich schaute umher und sah Orsola nicht mehr. Wo war sie? . . . Ich athmete, ich fühlte mich erleichtert, ich hatte Lust, die Kinder in meine Arme zu nehmen und mit ihnen zu fliehen; ich würde es vielleicht gethan haben, hätte ich nicht gefühlt, daß ich allein schon Mühe genug hatte, mich auf den Beinen zu halten. In dem Augenblicke, wo ich murmelte:

„„Meine Kinder! meine armen Kinder!““

„Erschien überdies Orsola wieder.

„Sie hielt meine Flinte in der Hand.

„„Hier ist Ihre Flinte, Herr Gérard,““ sagte sie.

„Und sie reichte mir das Gewehr; doch mein Arm weigerte sich, es zu nehmen.

„„Oh! mein Oheim,““ rief der kleine Victor, „„gehst Du auf den Anstand?““

„„Ja,““ antwortete Orsola, „„wir haben morgen Gäste, und Ihr Oheim muß ein paar Kaninchen schießen.““

„„Oh! nimm mich mit, Oheim!““ sagte das Kind.

„Ich schauerte.

„„So nimm doch Deine Flinte, Feiger!““ flüsterte Orsola mir zu.

„Ich ergriff sie.

„„Ah! lieber Oheim,““ wiederholte der kleine Knabe, „„ich werde hinter Dir bleiben; ich werde keinen Lärmen machen . . . sei unbesorgt!““

„„Hören Sie, um was Sie dieses Kind bittet?““ sprach Orsola laut.

„Ich schaute den kleinen Knaben an und fragte:

„„Du willst also mit mir gehen?““

„„Ja, lieber Oheim, ich bitte darum! Du hast mir versprochen, wenn ich artig sei, wollest Du mich einmal mitnehmen.““

„„Das ist wahr; doch bist Du artig gewesen, Victor?““ sagte Orsola.

„„Oh! ja, Madame,““ antwortete gewissenhaft das Kind; „„und wäre Herr Sarranti da, so würde er Ihnen sagen, daß er sehr zufrieden mit mir ist.““

„Man hatte die Kinder in Unwissenheit darüber gelassen, daß ihr Hofmeister auf immer abgegangen war.

„„Nun wohl, wenn er wirklich artig gewesen ist, so nehmen Sie ihn mit, Herr Gérard.““

„„Nimmt man Victor mit,““ sagte Leonie, „„so will ich auch mitgehen.““

„„Oh! nein, nein!““ rief ich lebhaft, „„es ist schon genug, es ist schon zu viel an Einem!““

„„Sie hören, Mademoiselle?““ sprach Orsola; „„wir werden Sie zu Bette bringen.““

„„Warum mich zu Bette bringen?““ versetzte das Mädchen; „„ich will lieber die Rückkehr meines Bruders abwarten, und man bringe mich zu gleicher Zeit mit ihm zu Bette.““

„„Sagen Sie doch ein für alle Male diesem Kinde, Sie wünschen, daß es gehorche und nicht mehr erwiedere: „— Ich will. —“

„„Geh mit Orsola,““ sagte ich zu dem Kinde.

„„Und ich,"" rief Victor ganz freudig, „„und ich gehe mit Dir, nicht wahr, lieber Oheim?""

„„Ja, komm!"" antwortete ich.

„Er gab mir die Hand; ich hatte nicht die Kraft, in der meinigen dieses gute Händchen zu behalten, das er mir anvertraute, und ich schob es zurück.

„„Geh an meiner Seite,"" sagte ich zu Victor.

„„Voraus! voraus!"" rief Orsola, während sie Leonie wegführte, welche, den Kopf gegen uns umgewendet, mit einem Ausdrucke, den ich nie vergessen werde, uns zurief: „„Kommen Sie sehr schnell wieder, mein Oheim! . . . Komm sehr schnell wieder, Victor!"

„Ich wandte auch den Kopf um und sah die Kleine im Schlosse verschwinden. Dann ging ich, längs dem Teiche hinschreitend, ebenfalls in den Park. Victor marschirte, wie es ihn Orsola geheißen hatte, etwa zehn Schritte vor mir.

„Die Nacht war düster, und unter den großen Bäumen des Parkes war die Finsterniß dichter, als irgend anderswo. Meine Stirne troff von Schweiß, und mein Herz schlug so heftig, daß ich von Zeit zu Zeit genöthigt war, still zu stehen.

„Jeder Lauf meiner Flinte war mit einer Kugel geladen. Es war in den letzten vierzehn Tagen sehr heiß gewesen; man hatte von wüthenden Hunden, die in der Gegend herumschweifen, gesprochen, und aus Furcht, es könnte ein Hund entweder bei Tag durch das offene Gitter oder bei Nacht durch eine Bresche, die sich in einer Mauer des Parkes gebildet, hereinkommen, hatte ich die Vorsicht gebraucht, meine Flinte mit Kugeln zu laden; Orsola wußte dies, als sie mir das Gewehr in die Hände gab. Der Knabe schritt mir, wie gesagt, voran; ich brauchte also nur die Flinte an meine Schulter zu legen, loszudrücken, und Alles war geschehen!

„Mein Gott! Du hattest mir zum Voraus den Gewissensbiß über diese schändliche Handlung gegeben; denn

zwei- oder dreimal hob ich den Kolben der Flinte an meine Schulter empor, zwei- oder dreimal setzte ich den Finger an den Drücker des Gewehrs, und zwei- oder dreimal senkte ich den Lauf wieder und murmelte:

„„Unmöglich! unmöglich!““

„Während einer dieser Bewegungen wandte sich der kleine Victor um; so schnell ich auch das Gewehr gesenkt hatte, er sah, daß ich es an die Backe gelegt...

„„Lieber Oheim,““ bemerkte er, „„ich glaubte, Du habest mir gesagt, man dürfe nie auf Jemand anschlagen, selbst nicht einmal im Scherze, und es habe ein kleiner Knabe seine Schwester so scherzend getödtet?““

„„Ja, ja, Du hast Recht, mein Kind!““ rief ich. „„Ich wollte scherzen, doch ich hatte Unrecht.““

„„Ich weiß wohl, daß Du scherzen wolltest,““ erwiederte das Kind; „„warum solltest Du mich denn tödten, Du, der Du unsern armen Vater so sehr liebtest?““

„Ich stieß einen Schrei aus. Es hatte meinen Geist ein Schein wie der eines Blitzes durchzuckt; ich glaubte, ich werde ein Narr werden.

„„Oh! ja, Victor,““ sagte ich, während ich mein Gewehr wieder über meine Schulter hing; „„ja, ich liebte Deinen Vater sehr!... Komm nach Hause zurück, Victor! komm, wir werden heute Abend nicht jagen!...““

„„Wie Du willst, Oheim,““ erwiederte der Knabe erschrocken über den Ausdruck meiner Stimme.

„Ich ging auf ihn zu, nahm ihn bei der Hand und führte ihn quer durch das Gehölze nach dem Schlosse zurück. Ich hoffte zu rechter Zeit anzukommen, um mich der Ermordung des Mädchens zu widersetzen. Zum Unglücke befand ich mich beim Teiche: um nach Hause zurückzukommen, mußte ich das Wasser umgehen, was uns über zehn Minuten aufhielt, oder im Nachen hinüberfahren.

„„Oh! lieber Oheim, fahren wir im Nachen!““

rief der Knabe; „„es ist so lustig, im Nachen zu fahren!““

„Und er sprang zuerst in die kleine Barke. Ich folgte ihm schwankend.

„Das Wasser war tief, ruhig, glatt wie ein Spiegel, beleuchtet vom Monde, der so eben aufgegangen. Ich ergriff beide Ruder und ruderte rasch.

„Ich hatte in diesem Augenblicke nur einen Gedanken: zeitig genug ankommen, um das Verbrechen zu verhindern und, was auch daraus entstehen dürfte, sagen: „„Nein, nein, ich will nicht!““

„Wir waren ungefähr mitten auf dem Teiche, als ich einen entsetzlichen Schrei hörte. Ich erkannte die Stimme von Leonie. Zu gleicher Zeit erscholl das Gebell von Brasil in der Nacht: er hatte ohne Zweifel auch von seiner Nische, wo er zurückgehalten wurde, wie ich diesen Schrei gehört und erkannt.

„Zwei weitere Schreie, noch herzzerreißender als der erste, machten sich ein paar Secunden von einander hörbar.

„Ich schaute den kleinen Victor an: er war sehr bleich.

„„Mein Oheim, mein Oheim,““ sagte er, „„man tödtet meine Schwester!““

„Dann rief er:

„„Leonie! Leonie!““

„„Willst Du wohl schweigen, Unglücklicher!““ sagte ich.

„„Leonie! Leonie!““ rief fortwährend der Knabe.

„Ich ging mit ausgestreckter Hand, mit flammendem Blicke auf ihn zu; er war dergestalt erschrocken über den Ausdruck meines Gesichtes, daß er sich besann, ob er sich nicht ins Wasser werfen söllte; — der Arme konnte nicht schwimmen; er fiel, die Hände faltend, auf die Kniee und rief:

„„Oh! mein guter Oheim, laß mich nicht sterben!

Ich liebe Dich so sehr, ich liebe Dich von ganzem Herzen, mein Oheim! Oh! ich habe nie einem Menschen etwas zu Leide gethan!""

„Ich hatte ihn beim Kragen seiner Jacke gepackt.

„„Mein Oheim, mein Oheim, haben Sie Mitleid mit Ihrem kleinen Victor! . . . Zu Hülfe! herbei! zu Hülfe!""

„Die Stimme stockte: meine Hand hatte wie ein eiserner Ring den Hals des Knaben umschlossen. Ich war vom Schwindel erfaßt und hatte das Selbstbewußtsein verloren.

„„Nein, nein,"" sagte ich, „„Du bist verurtheilt; Du mußt sterben!""

„Er hörte es, denn er raffte alle seine Kräfte zusammen, um mir zu entkommen.

„In diesem Augenblicke verbarg sich der Mond hinter einer Wolke, und ich befand mich in der Finsterniß; überdies schloß ich die Augen, um nicht zu sehen.

„Ich hob den Knaben bis über meinen Kopf empor, und, als sollte sein Gewicht nicht genügen, um ihn unter dem Wasser verschwinden zu machen, schleuderte ich ihn mit meiner ganzen Kraft in den Teich!

„Das Wasser brudelte, öffnete sich wie ein Schlund und schloß sich wieder.

„Ich warf mich auf die Ruder, um das Ufer zu erreichen, doch in dem Momente, wo ich eines mit jeder von meinen Händen ergriff, erschien der Knabe, der sich entsetzlich zerarbeitete, wieder . . . Was soll ich Ihnen sagen, mein Vater?" rief schluchzend der Sterbende; „ich war trunken, ich war wüthend, ich war wahnsinnig! . . . Ich hob das Ruder auf . . ."

„Oh! Elender!" rief Bruder Dominique, indem er aufstand, als hätte er, ein einfacher Zuhörer, nicht die Kraft gehabt, mehr zu vernehmen.

„Ja, ja, ich Elender! ich Schändlicher! denn der

arme Knabe sank diesmal unter, um nicht wiederzuerscheinen, und als der Mond hinter der Wolke hervorkam, beleuchtete er die bleiche Stirne eines Mörders!"

Der Mönch war auf die Kniee gefallen und betete, die Stirne an den Marmor des Kamins angelehnt.

Es herrschte eine grauenvolle Stille in diesem Zimmer.

Diese Stille wurde unterbrochen durch eine Art von Röcheln, das aus der Kehle des Kranken kam.

„Ich sterbe, frommer Vater! ich sterbe!" seufzte er; „und ich habe Ihnen doch noch für die Ehre Ihres Vaters auf dieser Welt, für mein Heil in jener so viele Dinge zu sagen!"

LXX.

Die Nacht des 19. Augusts.

Der Mönch stand bei diesem Angstschrei rasch auf, kam zum Bette zurück, schob seinen rechten Arm unter dem Kopfe des Sterbenden durch und ließ ihn Salze einathmen.

Es wäre schwierig gewesen, zu sagen, welcher der Bleichere war, der Priester oder der Sterbende.

Die Schwäche dauerte lange und ging fast bis zur Ohnmacht. Dann, endlich, bedeutete Herr Gérard durch ein Zeichen, er glaube, er könne fortfahren, und der Dominicaner nahm wieder Platz oben am Bette.

„Ich sprang vom Nachen auf den Grasplatz und lief nach Hause. Geschrei des Kindes, Gebell des Hundes, Alles hatte aufgehört.

„Es hatte mir geschienen, das Geschrei komme aus

einem der unteren Räume. Ich rief Orsola Anfangs mit furchtsamem Tone, sodann lauter und endlich mit der ganzen Kraft meiner Stimme: Niemand antwortete mir. Es kam mir sodann der Gedanke, Leonie zu rufen; doch ich wagte es nicht, aus Angst, einen Schatten heraufzubeschwören!

„Ich hatte kein Licht und stieg im Finstern tappend hinab... Ein Ueberrest von Feuer brannte in der Küche, und so schwach der Schein, den es von sich gab, es ließ sich doch leicht sehen, daß Alles in Ordnung und nichts hier vorgefallen war. Von der Küche ging ich in die Küchenstube und rief dabei fortwährend Orsola: Niemand antwortete. Mir schien indessen, es sei doch von hier das Geschrei gekommen.

„Es fiel mir ein kleiner Speisekeller ein, der hinter der Küchenstube lag, und in dem ich noch nachsehen mußte; ich versuchte es, die Thüre aufzudrücken, doch ich hatte gegen ein Hinderniß zu kämpfen. Abermals rief ich Orsola: keine Antwort.

„Eines fiel mir indessen auf: beim Mondscheine sah ich das Fensterwerk des Speisekellers ganz zerbrochen; dieses Fensterwerk ging auf den Garten. Zu gleicher Zeit stieß ich mit dem Fuße an etwas. Ich bückte mich und fühlte einen auf der Erde liegenden Körper; nach der lauen Feuchtigkeit der Platte zu urtheilen, schien es mir, dieser Körper schwimme im Blute... Ich betastete: das war nicht der Körper eines Kindes... Was war es denn? Ich ging rückwärts bis zur Thüre, dann durchschritt ich die Küchenstube und trat wieder in die Küche ein; ich zündete eine Kerze an und kam, zum Voraus erschrocken über das, was ich sehen sollte, zu dem Leichname zurück.

„Was war denn vorgefallen? Dieser Leichnam war der von Orsola! dieses Blut, in dem er schwamm, war ihr Blut! es lief aus einem entsetzlichen Bisse hervor, der die Halspulsader geöffnet und durch den Blutfluß

faſt augenblicklich den Tod zur Folge gehabt hatte. Ein langes Küchenmeſſer lag bei der Todten und ſchien ihrer Hand entſchlüpft zu ſein.

„Meine erſte Bewegung war, daß ich glaubte, ich ſei wahnwitzig geworden, ich ſei einer entſetzlichen Sinnentäuſchung preisgegeben! . . . Doch nein, Alles war Wirklichkeit: es fand ſich hier eine Leiche, es fand ſich Blut, und dieſes Blut und dieſe Leiche waren das Blut und die Leiche von Orſola.

„Ich erinnerte mich nun des Geſchreis vom Kinde, des Gebelles vom Hunde, und es ward ein erſchreckliches Licht in meinem Geiſte. Ich ging an das zerbrochene Fenſter und hatte keinen Zweifel mehr. Folgendes war vorgefallen; — das ſchien mir wenigſtens klar wie das Tageslicht.

„Orſola hatte, ins Haus zurückkehrend, ein Meſſer ergriffen und, freiwillig oder mit Gewalt, Leonie in den Speiſekeller geführt. Hier wollte ſie das Mädchen tödten; erſchrocken, rief es um Hülfe, ſchrie es: das war das Geſchrei, das ich gehört hatte, und worauf das Geheul von Braſil antwortete. Der Hund liebte das Kind unendlich, wie ich ſchon geſagt habe; — er begriff, daß ſeine kleine Freundin in Todesgefahr war: ohne Zweifel machte er eine furchtbare Anſtrengung, und es gelang ihm, ſeine Kette zu zerbrechen; ſobald ſie gebrochen, machte er nur einen Sprung von ſeiner Niſche zum Fenſter, und mit einem wüthenden Satze fiel er in den Speiſekeller ein und ſtürzte Orſola an den Hals. Seine eiſernen Kinnbacken öffneten die Gurgel von dieſer und zwangen ſie, zugleich das Kind und das Meſſer loszulaſſen.

„Was war nun aus dem Kinde und aus dem Hunde geworden? Sie waren weder das eine, noch der andere mehr da. Man mußte ſie um jeden Preis wieder auffinden.

„Der Anblick der Leiche von Orſola hatte mich mit

Schrecken und Zorn erfüllt; ich ging durch die äußere Thüre des Speisekellers, welche offen geblieben, hinaus. Durch diese Thüre war ohne Zweifel Leonie entflohen. Ich beschloß, ihr sogleich nachzusetzen; traf ich sie, so verlangte meine eigene Sicherheit, daß ich sie tödtete, wie ich ihren Bruder getödtet hatte . . ."

Der Mönch schauerte.

„Was wollen Sie, mein Vater?" sprach der Sterbende; „das ist die verhängnißvolle Verzahnung des Verbrechens! der Mörder ist in einer eisernen Hand, und er muß tödten, einzig und allein, weil er getödtet hat.

„Ich eilte zuerst in die Hauptallee des Parkes mit meiner Flinte in der Hand, durchforschte die Finsterniß mit meinen Blicken, lief dahin, wo ich Geräusch hörte, und hielt jeden Mondstrahl, der durch das Blätterwerk drang, für das weiße Kleid des Kindes. In diesem Augenblicke war ich wahnsinnig, trunken vor Wuth, berauscht von Blut. Bei jedem Getöse, das ich hörte, hielt ich an, legte mein Gewehr an meine Schulter, rief Brasil und schrie:

„„Bist Du es, Leonie?""

„Doch es antwortete nichts; Alles blieb ruhig und düster; der Park war still wie das Grab, leer und leblos wie das Nichts.

„Plötzlich befand ich mich am Rande des Teiches. Ich blieb erschrocken stehen; meine Haare sträubten sich auf meinem Haupte, ich stieß einen Schrei aus, der nichts Menschliches hatte, und nahm meinen Lauf in entgegengesetzter Richtung . . . Es war in der That mehr ein Laufen, als ein Gehen, ein rascher, fieberhafter, ungeordneter Lauf, bei welchem ich, würde ich das Ziel erschaut haben, Alles niedergeworfen hätte, was mir in den Weg gekommen wäre.

„Nichts! . . . Fast eine Stunde irrte ich so von Allee zu Allee, von Gebüsche zu Gebüsche, von Baum zu Baum; keine Spur, kein Anzeichen; Alles war still, öde,

Ich hatte einen Augenblick den Gedanken, mein Gewehr loszuschießen, so sehr schien mir dieses Stillschweigen der Bruder des Todes zu sein!

„Erschöpft, sterbend, in Schweiß gebadet, verlor ich endlich jede Hoffnung, die Spur des Kindes und des Hundes zu entdecken; ich befand mich wieder vor dem Schlosse, am Fuße der Freitreppe, hundert Schritte vom Teiche . . . Dieses finstere, kalte, unbewegliche Wasser erschreckte mich: ich wandte die Augen ab; doch unwillkürlich kehrten meine Blicke immer wieder auf dieselbe Seite zurück. Ich sah am Ufer, im Schilfrohre, die Barke, einem großen gestrandeten Fische ähnlich, und auf dem Rasen das Ruder . . . Ich konnte diesen Anblick nicht ertragen und trat ins Haus ein.

„Ich wagte es nicht, zur Leiche von Orsola hinabzusteigen, und kehrte in mein Zimmer zurück; die Fenster standen weit offen: sie gingen auf den Teich . . . Alles ging auf diesen elenden Teich! Ich trat an die Fenster, um die Läden zu schließen; doch in dem Augenblicke, wo ich mich hinausneigte, um sie an mich zu ziehen, blieb ich versteinert; — ein Thier streifte um den Teich, mit der Nase auf der Erde, als verfolgte es eine Spur; es war Brasil! Was suchte er denn?

„Er vollführte, immer laufend, einen vollkommenen Kreis: sodann blieb er bei dem Orte stehen, wo wir, Victor und ich, in den Nachen gestiegen waren, hob den Kopf empor, zog die Luft ein, schaute nach allen Seiten, gab ein klägliches Geheul von sich und sprang ins Wasser . . . Entsetzlich! er folgte schwimmend demselben Wege, dem die Barke gefolgt war; man hätte glauben sollen, der Sog sei sichtbar geblieben, und er folge diesem Soge. An der Stelle angelangt, wo ich das Kind ins Wasser geschleudert hatte, drehte er sich einen Augenblick um sich selbst; dann tauchte er unter.

„Ich hatte alle Evolutionen des Hundes mit star-

rem Auge, mit stockendem Athem beobachtet; ich hatte momentan zu leben aufgehört.

„Das Wasser wirbelte über der Stelle, wo der Hund untergetaucht war; zweimal erschien sein Kopf an der Oberfläche des Wassers, und ich hörte ihn geräuschvoll athmen; das dritte Mal hielt er in seinem Rachen einen formlosen Gegenstand, den er schwimmend nach dem Ufer fortzog; so erreichte er den Rasen und stieg, immer den Gegenstand anziehend, den abschüssigen Rand hinauf. Oh! wie gräßlich! dieser Gegenstand, den er so fortzog und nach unerhörten Anstrengungen auf das Ufer zu schleppen vermochte, war die Leiche des kleinen Knaben! . . .“

„Entsetzen!“ murmelte der Mönch.

„Oh! sprechen Sie,“ rief der Sterbende, „begreifen Sie, was bei diesem Anblicke in mir vorging? Wie am Tage des jüngsten Gerichtes gab der Abgrund seine Todten zurück! . . . Ich stieß ein Wuthgeschrei aus, nahm wieder meine Flinte und sprang zu vier und vier die Treppe hinab. Warum rollte ich nicht über die Stufen? warum zerschmetterte ich nicht die Stirne auf den Platten der Hausflur? ich weiß es nicht. Ich erreichte die Freitreppe. Eine dichte Baumgruppe entzog mir den Anblick des Hundes und des Kindes; ich ging in der Richtung der Baumgruppe, um so nahe als möglich zu dem Thiere zu kommen, ohne von ihm gesehen zu werden. Bei der Baumgruppe angelangt, war ich nur noch dreißig Schritte vom Hunde: er schleppte den Leichnam nach der dem Schlosse entgegengesetzten Seite.

„Ich dachte an die Bresche. Ah! ohne Zweifel war Leonie durch diese Bresche entflohen: durch diese Bresche wollte der Hund den Leichnam fortschleppen. Hätte es der Zufall nicht gefügt, daß ich gesehen, was vorgefallen, so verrieth dieser elende Hund Alles.

„In dem Augenblicke, wo ich jenseits der Baumgruppe erschien, witterte er mich. Da ließ er das Kind

los und drehte gegen mich seinen blutigen Rachen und seine Flammenaugen, welche wie Kohlen funkelten.

„Ich ergriff den Augenblick, wo er zögerte, ob er das Kind weiter gegen die Bresche fortschleppen oder auf mich losstürzen sollte; ich zielte mit der Sorgfalt eines Menschen, der um sein Leben spielt, und drückte los. Der Hund bog sich auf seinen vier Beinen und drang, ein langes, unheimliches Geheul ausstoßend, in das Gehölze ein. Ich eilte ihm nach, in der Hoffnung, ihn einzuholen und ihm mit einem zweiten Schusse den Garaus zu machen. Er war grausam getroffen; denn beim Mondscheine sah ich eine Blutspur auf dem Rasen. Ich folgte dieser Spur, so lange ich auf einem freien Boden war; als ich aber in das Gehölze gelangte, verlor ich sie.

„Nichtsdestoweniger lief ich bis zur Bresche. Durch diese Bresche hatte er hinausgehen müssen; durch diese Bresche war in jedem Falle Leonie weggegangen: ein Fetzen von ihrem Halskragen hing an einem wilden Rosenstocke. Was war aus ihr geworden? Schon über eine Stunde war sie durch die Mauer entflohen; die Straße von Fontainebleau nach Paris lief kaum auf eine Viertelmeile vorüber. Wer würde mir sagen, nach welcher Seite sie sich gewendet? ob sie Jemand begegnet? wohin sie geführt worden war? Sodann, wenn man, während ich außerhalb der Mauern suchte, ins Schloß hineinkäme und den Leichnam von Victor fände! Wichtig vor Allem war es, diesen Leichnam verschwinden zu machen.

„In diesem Augenblicke kamen bei mir wieder die Selbsterhaltungsgedanken. Warum war ich so wahnsinnig gewesen, den Leichnam im Teiche zu lassen? wußte ich nicht, daß nach Verlauf einer gewissen Zeit die Ertrunkenen wieder auf das Wasser kommen? Es war im Ganzen ein Glück, daß Brasil den Knaben aus dem Teiche [illegible] und auf den Grasplatz geschleppt hatte; ich wollte

ihn an einem abgelegenen Orte des Parkes begraben, und jede Spur des Verbrechens würde verschwinden.

„Ich kehrte in den Park zurück, nachdem ich von den Dornen den erwähnten Fetzen vom Halskragen abgerissen hatte, und schlug in aller Hast den Weg nach dem Teiche ein. Während ich lief, hatte ich einen entsetzlichen Gedanken, einen Gedanken, der mir den Schwindel gab. „„Finde ich den Leichnam nicht mehr am Ufer, wo ihn suchen?““ sprach ich zu mir selbst. Zum Glücke war er da... Zum Glücke! begreifen Sie? es ist gräßlich, was ich Ihnen da sage!“

„Oh! ja, ja, gräßlich!“ murmelte der Priester, der bei dieser Erzählung seine Haare sich auf seinem Haupte sträuben fühlte.

Der Sterbende fuhr fort:

„Um den Knaben zu begraben, brauchte ich einen Spaten; doch ich hatte zu viel gelitten während der paar Augenblicke, die ich mich von dem Leichname entfernt, um mich aufs Neue davon zu entfernen. Ich hing das Gewehr über meinen Rücken, ich lud den Knaben auf einen von meinen Armen und ging bis zu dem Schoppen, wo der Vater Vincent sein Gärtnergeräth einschloß, um hier einen Spaten zu holen. Ich fand das Werkzeug, das ich suchte. Das kleine Gebäude war im Küchengarten; so weit als möglich vom Küchengarten entfernt, am ödesten Orte des Parkes sollte ich den Knaben beerdigen. Ich schritt aufs Neue über den Grasplatz hin und sah beim Mondscheine die häßliche Silhouette eines Mannes sich ausstrecken, der unter seinem Arme den Leichnam eines Kindes trug: seine Beine bammelten vorwärts, sein Kopf hing rückwärts.

„Ich beschleunigte meine Lauf und drang in das Gehölze ein. Die Reise, die ich in der Ewigkeit vom Tage meines Todes bis zu dem des jüngsten Gerichtes machen werde, wird nicht erschrecklicher für mich sein, als dieser nächtliche Lauf durch die Finsterniß, welche die

großen Bäume verbreiteten! Meine Beine zitterten; ich keuchte und war manchmal genöthigt, meinen Marsch zu hemmen, um Athem zu schöpfen.

„Plötzlich fühlte ich mich angehalten. Ich wollte meinen Lauf fortsetzen, doch ich wurde zurückgezogen. Es erfaßte mich ein Schauer, meine Beine bogen sich unter mir; der Schwindel mit seinem Gefolge von Gespenstern zog vor meinen Augen vorüber; ich fühlte mich dem Sterben nahe!

„Endlich machte ich eine Anstrengung, und ich hatte den Muth, zurückzuschauen: die blonden Locken des Knaben hatten sich mit einem gebrochenen Aste verschlungen: das war das Hinderniß. Alles dies hatte nur eine Secunde gedauert; doch während dieser Secunde hatte ich über meinem Haupte das Messer der Guillotine funkeln sehen! Ich schlug ein entsetzliches Gelächter auf; ich gab dem Leichname eine Erschütterung, ein Theil der Haare blieb am Aste; doch ich ging weiter.

Ich glaubte endlich den Ort gefunden zu haben, der mir zusagte: es war unter einer Dickung, ein paar Schritte von einer Rasenbank, auf die ich mich vielleicht in den vier Jahren, seitdem ich das Schloß bewohnte, nicht zweimal gesetzt hatte. Es fand sich hier zwischen den Stämmen von Eichen ein Raum von ungefähr drei Fuß im Durchmesser; senkrecht die Erde ausgrabend, konnte ich in einer oder anderthalb Stunden fertig sein. Ich schritt zum Werke.

„Welche Stunde, mein Vater, welche Stunde brachte ich mit dem Bereiten dieses Grabes zu! . . Es war ungefähr zwei Uhr Morgens, als ich anfing; das ist der Augenblick, wo im Monat August die ersten Schauer der Natur, die Vögel auf den Bäumen, das Rothwild in den Gebüschen erwachen. Beim geringsten Geräusche wandte ich mich um, im Glauben, ich höre Tritte; das Wasser rieselte von meinem Gesichte; mein Athem drang

pfeifend aus meiner Brust hervor. Ich fühlte den Tag kommen!

„Endlich war das finstere Werk beendigt. Ich legte den Leib des Kindes in dieses Loch, das keine vier Fuß Tiefe hatte; dann ließ ich die Erde darauf rollen, die ich am Rande des Grabes angehäuft hatte, und trat sie mit den Füßen, damit der Boden keine Erhöhung biete; und da nicht alle Erde Raum fand, wegen des Platzes, den der Leichnam eingenommen, so streute ich den Rest in der Gegend umher. Wonach ich hundert Schritte von da eine große Mooslage holte, die ich, zum Grabe zurückkehrend, auf die Stelle legte, wo die Erde frisch aufgewühlt worden war. Vermöge dieser Vorsichtsmaßregel blieb keine Spur mehr von der gräßlichen Arbeit.

„Es war Zeit! als ich eben geendigt hatte, öffnete die Sonne die Wolken, und auf dem Gipfel einer Eiche, deren Aeste sich über meinem Haupte ausstreckten, sang eine Nachtigall."

LXXI.

Ende der Beichte.

„Die Sonne, das Licht brachten die zwei erschrecklichen Gespenster des Tages: die Erinnerung und die Ueberlegung! Ich sah die Sonne mit der Angst des Verurtheilten kommen, der am Morgen in sein Gefängniß den Kerkermeister eintreten sieht, welcher beauftragt ist, ihm die Stunde der Hinrichtung anzukündigen.

„Es handelte sich darum, einen Entschluß zu fassen;

doch Alles in mir war Angst, Ungewißheit, Chaos, und ich hätte nicht die Geistesgegenwart gehabt, um zwei Rechtfertigungsmittel zu combiniren, wäre nicht fast Alles zum Voraus von Orsola geordnet gewesen; selbst der Tod von dieser warf auf alle Ereignisse der unseligen Nacht eine noch größere Unbestimmtheit und entfernte von mir den Verdacht; meine Anbetung für diese Creatur war sprüchwörtlich: man konnte mich also nicht beargwohnen, ich habe zu ihrem Tode beigetragen. Ueberdies würde der Hund, den man irgendwo todt fände, ein Beweis sein, daß ich, da ich nicht zeitig genug gekommen, um ihr beizustehen, sie gerächt habe.

„Ich hatte an mir keine Spur von dem fürchterlichen Zeugen, den nichts verschwinden macht: — das Blut! Mit einigen Anstrengungen der Vernunft gelang es mir auch, wieder ein wenig Ruhe zu gewinnen.

„Nur, was mich mit Angst erfüllte, das war die Flucht von Leonie; angenommen aber, Leonie werde sprechen, so konnte sie nur Orsola anklagen, und Orsola war todt.

„Ich ging in mein Zimmer hinauf, ich verwischte alle Spuren von der Orgie des vorhergehenden Tages, ich verschluckte mit einem Zuge, was in der Flasche blieb, ich brachte meinen Anzug wieder in Ordnung, und lief in aller Eile zum Maire des Dorfes. Das war ein wackerer Mann, ein schlichter Bauer, ein Arbeiter, wie ich es auch gewesen, ein Mann, dem diese Gemeinschaft der Arbeiten unserer Jugend eine große Sympathie für mich, ein tiefes Zutrauen zu mir eingeflößt hatte. Ich trug ihm die Fabel vor, welche Orsola und ich in Bereitschaft gehalten hatten, nämlich die zwei Kinder seien verschwunden, und ihre Flucht falle so sehr mit der Abreise von Herrn Sarranti und dem Diebstahle der am Tage vorher vom Notar zurückgeholten und aus meinem erbrochenen Secretär geraubten hunderttausend

Thaler zusammen, daß ich keinen Anstand nehme, ihn dieses Diebstahles und dieses Mordes zu beschuldigen."

„Armer Vater!" murmelte Dominique, die Augen und die Hände zum Himmel erhebend.

„Ja; doch da der Himmel mich bestraft," rief der Sterbende, „da ich ihm selbst die Reinheit zurückgebe, die ich getrübt habe, so müssen Sie mir verzeihen, mein Vater! denn wie soll mir Gott verzeihen, wenn Sie mir nicht verzeihen?"

„Fahren Sie fort," sprach der Mönch.

„Meine verspätete Anzeige erklärte ich auf folgende Art. — Ich war am Tage vorher erst sehr spät nach Hause gekommen. Im Glauben, Jedermann habe sich zu Bette gelegt, war ich unmittelbar in mein Zimmer hinaufgegangen und hatte mich selbst niedergelegt. Am Morgen war ich mit Tagesanbruch erwacht; da ich kein Geräusch im Hause gehört, war ich aufgestanden; mein Cabinet durchschreitend, hatte ich die Schublade meines Secretärs erbrochen gesehen; ich war in das Zimmer von Orsola gegangen und hatte es verlassen gefunden; ich hatte mich in die Zimmer der Kinder begeben: sie waren leer; ich hatte gerufen: Niemand hatte geantwortet! Ich war die Treppe hinabgestiegen, ich hatte gesucht, und endlich im Speisekeller den Leichnam von Orsola in seinem Blute gebadet gefunden! Die Art der Wunde hatte mir keinen Zweifel über ihre Todesart gelassen: sie war erwürgt worden. Ich hatte sodann auf dem Grasplatze liegend den Hund bemerkt, der seine Kette zerbrochen, und in einer ersten Bewegung, in einer von den Bewegungen, die den Menschen außer sich bringen, hatte ich meine Flinte ergriffen und Brasil eine Kugel zugesandt, worauf dieser verwundet im Gehölze verschwunden war.

„Der Maire glaubte an diese Fabel; er setzte meine Zögerungen, meine Wiederholungen, meine Blässe auf Rechnung meines Schreckens; er gab mir auf seine Weise

alle mögliche Tröstungen, ließ durch seinen Adjuncten die competenten Behörden von dem, was vorgefallen, in Kenntniß setzen und ging mit mir ins Schloß zurück.

„Ich hatte mich wohl gehütet, zu sagen, nach welcher Grenze Herr Sarranti entflohen; ich hegte, wie Sie begreifen, nur einen Wunsch: daß er aus Frankreich entkommen könne.

„Ich schloß mich in mein Zimmer ein, überließ das Schloß den Nachforschungen der Justiz, und bat nur meinen Freund, den Maire von Viry, zu bewirken, daß man meinen Schmerz so viel als möglich schone. Der wackere Mann übernahm Alles und hielt mir Wort; sodann traf am Tage die Nachricht von der entdeckten Verschwörung ein: da ich hierauf gerechnet hatte, so kam mir diese Nachricht zu Hülfe. Als man erfuhr, Herr Sarranti sei einer der fanatischsten Agenten der Bonapartistischen Partei, da verfehlten die Blätter der Regierung nicht, diese Beschuldigung des Mordes und des Diebstahls aufzugreifen, um sie der ganzen Partei an den Kopf zu werfen. Die Polizei wäre sogar, — angenommen, sie hegte einige Zweifel, — in Verzweiflung gewesen, hätte sie den wahren Schuldigen entdeckt: man war 1820 glücklich, die Bonapartisten mit dem Namen Mörder und Diebe zu brandmarken, wie man sie 1815 mit dem Namen Räuber gebrandmarkt hatte; und es war für die Regierung eine Wonne, daß sie eine solche Anklage auf dem Haupte eines Mannes, der von St. Helena kam und mit dem Kaiser in vertrautem Umgange gelebt hatte, konnte lasten lassen.

„Ich hatte also keine wirklich ernste Furcht; aller Verdacht umging den Schuldigen, um den Unschuldigen zu verfolgen; und so unschuldig er war, ich bezweifle, daß sich Ihr Vater, wäre er verhaftet worden, dem Schaffot hätte entziehen können . . .“

Der Priester stand auf; er war bleich wie die Leilacken des Sterbenden. Der Gedanke, sein Vater fal-

lend als das Opfer einer falschen Anklage und mit allem Anscheine der Schuldhaftigkeit, erschreckte ihn, um wahnsinnig zu werden.

„Oh! ich wußte wohl, daß er nicht schuldig war!“ sagte er; „und dennoch hätte ich ihn sterben sehen, ohne ihn retten zu können! . . Oh! mein Herr, Sie sind sehr . . .“

Er hielt inne; er wollte sagen: „Sehr niederträchtig!“

Der Sterbende beugte das Haupt; was er verlangte, war, es möge sich dieser Schmerz im Menschen in Worten ausathmen, damit im Sohne nur noch die Barmherzigkeit des Priesters bleibe.

„Aber,“ fuhr der Mönch fort, „trotz des Geständnisses, das Sie mir machen, mein Herr, wird nichtsdestoweniger eine entsetzliche Anklage ewig auf dem Haupte meines Vaters lasten.“

„Bin ich nicht nahe daran, zu sterben?“ stammelte der Kranke.

„Nach Ihrem Tode wird es mir also erlaubt sein, Alles zu offenbaren?“ rief Dominique.

„Alles, mein Herr! Pries ich nicht deshalb die Vorsehung, daß sie Sie an mein Bett geführt?“

„Ah!“ sprach der Priester athmend, „mein Vater! mein armer Vater! Wissen Sie, mein Herr, daß er, hätte er die Anklage gekannt, welche auf ihm lastete, auf die Gefahr, hiebei seinen Kopf zu verlieren, zurückgekommen wäre, um seine Unschuld zu betheuern?“

„Ja, mein Vater . . . Nun, sobald ich todt bin, werden Sie ihm schreiben, und er kann zurückkommen; doch um des Himmels willen! werfen Sie nicht die Angst und die Verzweiflung auf die paar Stunden, die mir noch zu leben bleiben!“

Der Priester antwortete durch ein Zeichen, um den Sterbenden zu beruhigen.

„Lassen Sie mich Ihnen ein Geständniß machen,“

fuhr der Sterbende fort. „Seit den sieben Jahren, daß das Verbrechen begangen worden, — nicht wahr, ich muß von einer abscheulichen Natur sein? — habe ich nicht einen Augenblick das Gefühl des reinen, isolirten Gewissensbisses gehabt. Nein, nein, mit dem Gewissensbisse allein hätte ich geschlafen, ruhig, glücklich vielleicht gelebt; doch die Furcht vor den Gerichten, die Angst vor der Strafe, das ist es, was meine Tage beunruhigt, meine Nächte gequält hat! .. Oh! wie oft bin ich in meinen Träumen vor einem Tribunal erschienen! wie oft habe ich, trotz meiner Bitten, meiner Thränen, meiner Ableugnungen das Wort Mörder ertönen hören! wie oft habe ich auf meinem schauernden Halse die Kälte der Scheere gefühlt, die meine Haare abschnitt, und gebebt bei den Stößen des unseligen Karrens! wie oft habe ich, in der Perspective am Horizont, das Eisen der häßlichen Guillotine funkeln sehen!“

„Unglücklicher!“ sprach der Priester, diesen Menschen, das lebendige Bild der Angst anschauend, der, man fühlte es, aus Angst grausam werden konnte.

„Darum habe ich mich von Viry verbannt; darum habe ich meinen Aufenthalt in Vanvres genommen; darum thue ich das Gute...“

Der Priester wandte sich bei diesen letzten Worten lebhaft um.

„Ja, ja, mein Vater,“ sprach der Sterbende, „das Almosen ist ein Mantel, mit dem ich mich bedecke, damit man die Blutflecken auf meinen Kleidern nicht sieht! wer würde es nun wagen, mich aus der Mitte dieses Geleites von guten Handlungen zu holen, welche um mich her wachen?“

„Derjenige, welcher kommt!“ sprach Dominique, seinen Finger zum Himmel erhebend; — „Gott.“

„Ja, ich weiß es,“ erwiederte der Sterbende, „derjenige, dessen man sich erinnert, wenn man sterben soll; derjenige, welcher das Blut durch den Mantel, das Ge-

sicht durch die Maske sieht! Doch bei diesem, mein Vater, werde ich zwei mächtige Vermittler haben: meine Furcht und Ihre Unschuld!“

Der Unglückliche wagte es nicht, zu sagen seine Gewissensbisse.

„Es ist gut!“ sprach der Priester; „vollenden Sie.“

„Ich habe nur noch ein paar Worte beizufügen, mein Vater. Wie ich Ihnen gesagt habe, war nicht meine einzige Besorgniß, aber meine Hauptbesorgniß das Verschwinden von Leonie. Ich ging auf die Polizeipräfectur; ich that alle erdenkliche Schritte und ließ alle thun: nie erhielt ich Nachricht von dem Kinde.

„Einen Augenblick hatte ich den Gedanken, nach Vic-Dessos zurückzukehren; dort hatte jedoch Herr Sarranti gewohnt, dort hatte man mich arm gekannt, und aus Neid konnte man zu den Quellen meines Vermögens zurückgehen: ich verzichtete also hierauf.

„Ich reiste; ich brachte ein Jahr in Italien zu, ein Jahr in Flandern; doch bei jedem Sonnenaufgange, der mich an die erschreckliche Morgenröthe vom 20. August erinnerte, fragte ich mich, ob man nicht in diesem Augenblicke in Frankreich irgend ein Anzeichen entdecke, das sich plötzlich in der Fremde gegen mich erheben werde. Ich kehrte nach Frankreich zurück; ich besuchte Burgund, sodann die Auvergne.

„Eines Tags hörte ich in einer Hütte, wo ich um Gastfreundschaft gebeten hatte, meine Wirthe das Leben eines Biedermanns in seinen kleinsten Einzelheiten erzählen. Es handelte sich um einen Edelmann aus der Gegend von Issoire, der sich in Folge eines ziemlich wichtigen Streites duellirt und seinen besten Freund getödtet hatte. Von diesem Tage an hatte er sein Schloß, seine Pachthöfe, seine Güter, seine Herden verkauft; er hatte sodann seine Habe unter die Armen vertheilt und von nützlichen Arbeiten und lobenswerthen Handlungen das Vergessen dieses unwillkürlichen Mordes gefordert; nur

that er es aus Gewissensbissen ... Ich sagte aber zu mir selbst: „„Müßte ein Mensch, der ein wirkliches Verbrechen, einen wahren Mord begangen hätte, nicht dem Verdachte dadurch entgehen, daß er sich einen Ruf ähnlich dem, welchen sich dieser Edelmann erworben, verschaffen würde? Thun wir also aus Vorsicht, aus Egoismus, aus Angst, was er durch Gewissensbisse angetrieben thut.““

„Ich kam nach Paris zurück; ich suchte einen Wohnort in der Umgegend; ich fand dieses Haus, das ich kaufte, und ich unternahm das große Werk der Philanthropie, das mir auch den Ruf eines Biedermannes, mit dem ich sterben werde, eingetragen hat; bin ich aber einmal todt, so gehört mein Andenken Ihnen: bringen Sie es Herrn Sarranti zum Opfer; verlangen Sie seine Begnadigung als Verschwörer; ich habe es übernommen, seine Unschuld als Mörder zu beweisen.“

„Wird man aber der Aussage eines Sohnes zu Gunsten seines Vaters glauben?“

„Ich habe diesen Einwurf vorhergesehen. ... Stehen Sie auf, nehmen Sie diesen Schlüssel ...“

Der Sterbende reichte dem Mönche einen Schlüssel, den er unter seinem Kopfkissen verborgen hielt.

„Oeffnen Sie die zweite Schublade des Secretärs,“ fügte er bei; „Sie werden dort eine mit drei Siegeln versehene Papierrolle finden.“

Dominique stand auf, nahm den Schlüssel, öffnete den Secretär und kam mit der Papierrolle zurück.

„Hier,“ sagte er.

„Steht nichts darauf geschrieben?“

„Doch, mein Herr; es steht hier:

„Dieses ist meine allgemeine Beichte vor Gott und „den Menschen, um, sollte es nöthig sein, nach meinem „Tode veröffentlicht zu werden.

„Unterzeichnet: Gérard Tardieu.“

„Das ist es, mein Vater. Dieses Papier enthält Wort für Wort und ganz von meiner Hand geschrieben die Erzählung, die ich Ihnen so eben gemacht habe. Bin ich nicht mehr, so verfügen Sie darüber: ich entbinde Sie des Geheimnisses der Beichte."

Mit einer Bewegung der Freude und unwillkürlichen Triumphes drückte der Mönch das Paquet an seine Brust.

„Werden Sie mich nun nicht durch einige Worte der Hoffnung trösten, mein Vater?" sagte der Sterbende.

Der Mönch näherte sich ernst und langsam; es war, als würde sein zum Himmel erhobenes Gesicht von einem göttlichen Lichte erleuchtet.

So gesehen, schien er das Ideal der Menschenliebe zu sein.

Der Sterbende, der die Verzeihung kommen fühlte, richtete sich auf, um ihr entgegen zu gehen.

„Mein Bruder," sprach der Dominicaner, „es bedürfte vielleicht beim Herrn einer höheren und mächtigeten Fürbitte als der meinigen, daß er Ihnen vergebe; doch ich, als Mensch, als Sohn, als Priester, ich vergebe Ihnen. Gott wolle die Sündenerlassung genehmigen, welche auf Ihr Haupt herabsenken zu machen ich ihn anflehe, — im Namen des Vaters, der die Güte ist, des Sohnes, der die Hingebung ist und des heiligen Geistes, der der Glaube ist!"

Und er legte sachte seine bleichen, weißen Hände auf den kahlen Schädel des Sterbenden.

„Was habe ich nun noch zu thun?" fragte der Sterbende.

„Beten Sie!" sprach der Mönch.

Und er ging langsam, mit gefalteten Händen, hinaus, den Herrn beschwörend, er möge gestatten, daß er mit sich nehme, was Schlechtes, Elendes und Niedriges in diesem Menschen, der dem Sterben nahe war.

Hinter ihm fiel der Sterbende, mit dem Gesichte gegen das Kopfkissen, auf sein Bett zurück und blieb so unbeweglich, als ob sich die Seele schon vom Leibe getrennt hätte.

LXXII.

Rückkehr zu Justin.

Lassen wir Bruder Dominique, fortan beruhigt über das Leben und die Ehre seines Vaters, rasch, das Herz voll Hoffnung und Freude, die kurze Entfernung zurücklegen, welche Vanvres vom Bas-Meudon trennt, wo er angespannt und zur Abfahrt bereit den Wagen finden wird, der den Leichnam von Colombau enthält, — und kehren wir zu Justin zurück, den wir mit verhängten Zügeln auf der Straße nach Versailles, ausgerüstet durch die Vermittlung von Salvator mit Instructionen von Herrn Jackal in Beziehung auf Madame Desmarets, haben hinjagen sehen.

Für diejenigen von unsern Lesern, denen der Charakter des Schulmeisters, nach oberflächlicher Beurtheilung an einer gewissen Schwäche leidend, nicht das ganze Interesse zu verdienen geschienen hat, das er Salvator, Jean Robert und uns selbst eingeflößt, sagen wir, daß diese Resignation, welche beim ersten Anblicke für Mangel an Energie gehalten werden konnte, uns im Gegentheile eine der schönsten Formen der Stärke zu sein scheint.

Man darf in der That die materielle Bewegung, die Thätigkeit des Körpers nicht mit der Thätigkeit und der Bewegung des Geistes verwechseln.

Der Mann, der sich sehr thätig glaubt, der alle Tage sich bewegt, geht, läuft, zwei Meilen zu Fuße oder im Wagen macht, bewegt sich viel mehr, handelt aber viel weniger, als der Mann, welcher, aus der Tiefe seines Arbeitscabinets, nach Verlauf von zehn Jahren einer scheinbaren Ruhe den Gedanken, der die Welt umwälzen soll, hervorgehen läßt.

Stellen Sie den Schulmeister, diesen an seiner Oberfläche so apathischen Menschen, in den Kampf mit der Nothwendigkeit, und Sie werden ihn aus seiner Apathie, völlig gerüstet, bereit zum Streiten, vorbereitet zum Tode, hervortreten sehen. Was ihn verringert in den Augen von denjenigen, welche bei ihm nicht mehr als die Oberhaut betrachten, — wir vermöchten es nicht zu oft zu wiederholen, denn wir beabsichtigen, es in diesem Buche zu beweisen, — ist das Familienleben, unter das er gebeugt ist; die kindliche Pietät, welche zuweilen die großen Handlungen hervorbringt, macht auch zuweilen die großen und dunklen Hingebungen. Unterdrücken Sie für Justin das heilige Wort, die fromme Sache, die auf ihm lastet, die Familie, und Sie werden ihn sogleich seinen Stein zu dem gesellschaftlichen Monumente, dem Antipoden des Thurmes zu Babel, bringen sehen, welches um eine Schicht zu erhöhen wir Alle geboren sind, und das man die allgemeine Harmonie nennt. Nehmen Sie an, er sei allein auf der Welt, mit Leidenschaften, für die er Niemand als sich selbst verantwortlich, und Sie werden ihn, wie jenes unter dem Scheffel verborgene Licht des Evangeliums, sobald der Scheffel weggenommen ist, auf der Stelle alle seine Strahlen um sich her verbreiten sehen.

Wer also Justin, an seine Jugenderinnerungen appellirend, als vollendeten Reiter auf dem Pferde von Jean Robert hätte hinjagen, die Entfernung durchfliegen, den Raum verschlingen sehen, hätte versichern können, es sei gewiß der Arm eines starken Mannes und das Knie

eines entschlossenen Mannes, welche in seinem wüthenden Laufe dieses Pferd lenken, das viel mehr einem seine Beute entführenden Vogel, als einem seinen Reiter tragenden arabischen Rosse ähnlich.

Nach einer Stunde rasenden Galopps, während welcher die Gedanken von Justin, etwas vom Laufe seines Pferdes entlehnend, sich rasch in seinem Gehirne drängten, hielt er keuchend vor der Thüre des Pensionnats an.

Er hatte, wie gesagt, etwas mehr als eine Stunde gebraucht, um fünf Meilen zu machen, und es war gerade halb neun Uhr, als er, von seinem Pferde springend, bei Madame Desmarets anläutete.

Man war längst im Hause auf; Madame Desmarets befand sich allein in ihrem Zimmer und hatte ihre Toilette noch nicht beendigt.

Justin ließ ihr sagen, er wünsche sie auf der Stelle zu sprechen.

Ganz verblüfft durch einen so frühen Besuch, ließ Madame Desmarets Justin bitten, er möge warten, und verlangte von ihm eine Viertelstunde, um sich in den Stand zu setzen, vor ihm zu erscheinen.

Justin antwortete aber, die Sache, die ihn zu ihr führe, leide in Betracht ihrer Dringlichkeit keinen Verzug, und er bitte daher die Vorsteherin der Pension inständig, ihn sogleich zu empfangen.

Sehr beunruhigt durch dieses entschiedene Beharren, zog Madame Desmarets einen Schlafrock an und öffnete ihre Thüre, um in den Salon hinabzugehen; Justin stand aber vor der Thüre.

Er nahm die erstaunte Frau bei der Hand und ließ sie in ihr Zimmer zurückgehen, dessen Thüre er hinter sich schloß.

Da erst schlug die Vorsteherin der Pension die Augen zu Justin auf, den das Licht der Fenster beleuchtete, und stieß einen Schrei aus. Sie war erschrocken zugleich

über die Todesblässe auf der Stirne des jungen Mannes und über die finstere Energie, welche den Hauptcharakter seiner, gewöhnlich so sanften und harmlosen, Physiognomie bildete.

„Oh! mein Gott! was ist denn geschehen?“ fragte sie.

„Ein schweres Unglück, Madame,“ antwortete Justin.

„Ihnen oder Mina?“

„Beiden, Madame.“

„Ah! mein Gott!.. Soll ich Mina allein rufen lassen, oder wünschen Sie sie selbst zu sehen?“

„Mina ist nicht mehr hier, Madame.“

„Wie, Mina ist nicht mehr hier? Wo ist sie denn?“

„Ich weiß es nicht.“

Madame Desmarets schaute Justin Corby an, wie sie einen Narren angeschaut hätte.

„Sie ist nicht mehr hier! Sie wissen nicht, wo sie ist! was will das besagen?“

„Das will besagen, Madame, daß sie heute Nacht entführt worden ist.“

„Gestern Abend habe ich sie aber selbst in ihr Zimmer begleitet, wo ich sie mit Fräulein Susanna von Valgeneuse ließ.“

„Nun, diesen Morgen, Madame, ist sie nicht mehr dort.“

„Oh! mein Gott!“ rief Madame Desmarets, die Augen zum Himmel erhebend, „sind Sie dessen, was Sie sagen, sicher, mein Herr?“

Justin zog aus seiner Tasche das mit Bleistift geschriebene Papier, das ihm Babolin übergeben.

„Hier,“ sagte er, „lesen Sie.“

Madame Desmarets las rasch das Billet.

Sie erkannte die Handschrift des Mädchens und, sich einer Ohnmacht nahe fühlend, gab sie einen Schrei

von sich und streckte die Arme aus, um eine Stütze zu suchen.

Justin sprang ihr bei, hielt sie auf und rückte ihr einen Lehnstuhl zu.

„Ah!“ sagte sie, „ist das wahr, so müßte ich Sie auf den Knieen um Verzeihung für den Schmerz bitten, den ich Ihnen verursache!“

„Es ist wahr,“ sprach Justin. „Doch lassen wir uns Beide nicht niederschlagen, Madame, so lange wir nicht sicher sind, daß es kein Mittel für diesen Schmerz gibt, und bleibt mir keine Hoffnung mehr auf die Menschen, so wird mir die Hoffnung auf Gott bleiben.“

„Was ist aber zu thun?“ fragte die Vorsteherin der Pension.

„Warten und mittlerweile darüber wachen, daß Niemand in das Zimmer von Mina eindringt, noch in den Garten kommt.“

„Warten, auf wen, mein Herr?“

„Auf den Agenten der Behörde, der sich in einer Stunde hierher begeben soll.“

„Wie!“ rief Madame Desmarets, mehr erschrocken als bewegt, „das Gericht wird hierher kommen?“

„Allerdings,“ antwortete Justin.

„Wenn dies geschieht, so ist aber mein Haus verloren!“

Dieser Egoismus verletzte Justin tief.

„Was soll ich denn thun, Madame?“ fragte er kalt.

„Mein Herr, gibt es ein Mittel, das Aergerniß zu vermeiden, so bitte ich Sie inständig, dasselbe anzuwenden.“

„Ich weiß nicht, was Sie ein Aergerniß nennen,“ versetzte Justin, die Stirne runzelnd.

„Wie, Sie wissen nicht, was ich ein Aergerniß nenne?“ sprach die Vorsteherin der Pension, indem sie ihre Hände faltete.

„Das Aergerniß für mich, Madame, ist,“ sagte

Justin, „daß eine Frau, der meine Mutter ihre Tochter anvertraut hat, der ich meine Frau anvertraut habe, es wagt, mir zu sagen, ich soll schweigen, wenn ich sie von ihr zurückverlange."

Die Erwiederung war so scharf, daß Madame Desmarets vernichtet schien.

„Aber, mein Herr," rief sie in Thränen zerfließend, „alle Mütter werden ihre Töchter von mir zurücknehmen!"

„Und ich, Madame," sprach Justin, empört über den Egoismus dieser Frau, welche vor einem Schmerze, wie der seine war, sich nur mit dem Nachtheile beschäftigte, den die Entfliehung von Mina ihrem Hause bringen konnte, „und ich, Madame, wäre ich Richter, so ließe an den Giebel Ihres Pensionnats eine infamirende Schrift setzen, welche von diesem Hause alle Mütter abwenden würde!"

„Aber, mein Herr, Ihr Unglück wird sich nicht mildern durch den Schaden, den Sie mir zufügen."

„Nein; doch der Schaden, den ich Ihnen zufüge, wird verhindern, daß Anderen ein dem meinen ähnliches Unglück widerfährt."

„Im Namen der Liebe, die ich für Mina hegte, mein Herr, richten Sie mich nicht zu Grunde!"

„Im Namen des Vertrauens, das ich zu Ihnen hegte, verlangen Sie nichts von mir!"

Es herrschte im Gesichte von Justin eine so verzweifelte Entschiedenheit, daß Madame Desmarets einsah, sie habe nichts von ihm zu erwarten.

Sie schien also ihren Entschluß zu fassen und sagte mit einer Miene der Resignation:

„Es wird geschehen, wie Sie wollen, mein Herr, und ich werde stillschweigend meine Strafe erdulden."

Justin bedeutete mit dem Kopfe nickend, das sei seiner Ansicht nach das Beste, was Madame Desmarets thun könne.

Sodann, nach einigen Minuten eines Schweigens, das wie Blei auf dem jungen Manne und der Vorsteherin der Pension lastete, sagte diese:

„Mein Herr, wollen Sie mir nun Ihrerseits auch erlauben, ein paar Fragen an Sie zu richten?“

„Thun Sie es, Madame.“

„Welcher Ursache schreiben Sie das Verschwinden von Mina zu?“

„Das weiß ich noch nicht; doch die Justiz wird mich hoffentlich hierüber unterrichten.“

„Sie wissen ganz gewiß, daß sie nicht freiwillig verschwunden ist?“

Das Herz von Justin schwoll an bei diesem Schimpfe, den man seiner weißen Braut anthat.

„Wie, Sie, die Sie Mina seit sechs Monaten vor den Augen haben, können eine solche Frage an mich richten?“

„Ich fragte Sie, ob Sie Ihrer Liebe sicher seien?“

„Sie haben ihren Brief gelesen: wen ruft sie denn zu Hülfe?“

„Sie wäre also mit Gewalt entführt worden?“

„Ohne allen Zweifel.“

„Aber, mein Herr, das ist unmöglich: die Mauern sind hoch, die Fenster fest geschlossen; Mina hätte geschrieen!“

„Madame, es gibt Leitern für alle Mauern, Brecheisen für alle Fenster, Knebel für jeden Mund.“

„Sind Sie im Zimmer von Mina gewesen?“

„Nein, Madame.“

„Ei! das war das Erste, was Sie hätten thun sollen! Gehen Sie auf der Stelle dahin, wenn Sie wollen.“

„Gehen wir im Gegentheile nicht dahin, Madame, ich bitte Sie inständig.“

„Das ist aber das einzige Mittel, um uns zu versichern, ob sie nicht dort ist.“

„Und dieser Brief?“

„Wenn man in Folge einer Berechnung, die ich mir nicht erkläre, wenn man, um einen lichtscheuen Plan zu vollbringen, Ihnen einen falschen Brief zugeschickt hätte, wenn Mina nicht entführt wäre, wenn sie in ihrem Zimmer wäre...“

Etwas einer Blendung Aehnliches zog vor den Augen von Justin vorüber.

Er begriff selbst so wenig von dem, was geschah, daß diese Hoffnung, so unsinnig sie auch war, in sein Herz einzudringen anfing. Dem zu Folge entschloß er sich, trotz der Ermahnungen von Salvator, mit Madame Desmarets hinabzugehen bis zur Thüre des abgesonderten Zimmers, welches das Mädchen bewohnte.

Vor dieser Thüre angelangt, klopfte Madame Desmarets, — während Justin, die Hand auf seiner Brust, die Schläge seines Herzens zurückdrängte, — Madame Desmarets klopfte sachte, dann stärker, dann immer stärker an; es war vergeblich: Niemand antwortete.

Sie versuchte es, die Thüre zu erschüttern; ebenfalls vergeblich: die Thüre war von innen geschlossen.

Madame Desmarets schlug nun vor, den Schlosser holen zu lassen; doch Justin, den diese Todesstille wieder in seine erste Verzweiflung zurückgeworfen hatte, erinnerte sich der Ermahnungen von Salvator und widersetzte sich förmlich, daß der Schlosser die Thüre öffne.

„Sehen wir wenigstens vom Garten aus, ob man nicht Jemand durch das Fenster erblickt,“ sagte die Vorsteherin der Pension.

„Verzeihen Sie, Madame,“ entgegnete Justin, „der Eintritt in den Garten ist vorläufig Jedermann verboten.“

„Selbst mir?“

„Ihnen wie den Andern, Madame.“

„Aber, mein Herr, ich bin in meinem Hause!“

„Sie irren sich, Madame; überall, wo das Gesetz

ist, ist das Gesetz zu Hause, und im Namen des Gesetzes verbiete ich Ihnen, in diesen Garten einzutreten."

Und zu größerer Sicherheit schloß er die Thüre doppelt, zog dann den Schlüssel ab und steckte ihn in seine Tasche.

Madame Desmarets hatte große Lust, zu appelliren, zu schreien, im Nothfalle sogar den Commissär zu holen, um Justin aus ihrem Hause bringen zu lassen; doch sie begriff, dieser junge Mann, den sie immer so demüthig und sanft gesehen, würde nicht so handeln, wäre er nicht der Unterstützung sicher.

„Was Justin betrifft, — er lehnte sich ruhig an die Gartenthüre an.

„Gedenken Sie lange als Schildwache vor dieser Thüre zu bleiben, mein Herr?" fragte die Vorsteherin der Pension.

„Bis die Leute, welche ich erwarte, angekommen sind."

„Und wann werden Sie ankommen?"

„Nie so schnell, als ich es wünsche, Madame."

„Und von wo kommen Sie?"

„Von Paris."

„Dann erlauben Sie, daß ich Sie einen Augenblick verlasse, mein Herr!" sagte Madame Desmarets.

„Thun Sie das, Madame," erwiederte Justin.

Und er verbeugte sich, als wollte er Madame Desmarets Urlaub geben.

Diese ging in ihr Zimmer hinauf und kleidete sich schleunigst an; sobald sie angekleidet war, öffnete sie ihr Fenster und schaute durch den Laden hinaus auf die Straße nach Paris.

Ungefähr nach einer halben Stunde sah sie einen Wagen erscheinen, der rasch herbeikam und vor der Thüre hielt.

Zwei Männer stiegen aus: Herr Jackal und Salvator.

Herr Jackal wollte anläuten, als sich die Thüre des Pensionnats von selbst öffnete oder vielmehr von Justin geöffnet wurde, der, da er das Geräusch eines Wagens gehört und vermuthet hatte, der Wagen bringe Herrn Jackal und Salvator, diesen in seiner Ungeduld entgegenlief.

Salvator, als er die Aufregung und die Blässe des jungen Mannes wahrnahm, ergriff seine Hand, drückte sie herzlich und sprach:

„Auf, Muth, mein armer Herr Corby! Glauben Sie mir, es gibt Mißgeschicke, welche noch größer sind, als das Ihrige."

Und er dachte an das Unglück von Carmelite, welche zu sich kam, ihre Vernunft wiedererlangte und erfuhr, Colombau sei todt.

LXXIII.

Die Haussuchung.

Herr Jackal, da er von Salvator erfahren hatte, Justin sei der Bräutigam von Mina, verbeugte sich tief vor dem jungen Manne und fragte ihn, ob Niemand in das Zimmer oder in den Garten gekommen.

„Niemand, mein Herr," antwortete Justin.

„Sie sind dessen sicher, mein Herr?"

„Hier ist der Schlüssel vom Garten."

„Und der vom Zimmer von Mademoiselle Mina?"

„Die Thüre ist von innen geschlossen."

„Ah!" machte Herr Jackal.

Und eine ungeheure Prise schlürfend, sagte er:

„Wir werden das sehen.“

Geleitet von Justin, kam er sodann in eine Art von Sprachzimmer, das zwischen dem Hofe und dem Garten lag, und von wo der nach dem Zimmer von Mina führende Corridor ausging.

Umherschauend, fragte nun Herr Jackal:

„Wo ist die Vorsteherin der Anstalt?“

In diesem Augenblicke trat Madame Desmarets ein.

„Hier bin ich, meine Herren,“ sagte sie.

„Die Personen, welche ich von Paris erwartete,“ sprach Justin.

„Wußten Sie etwas vom Verschwinden von Mademoiselle Mina vor der Ankunft dieses Herrn?“ fragte Herr Jackal auf Justin deutend.

„Nein, mein Herr,“ antwortete Madame Desmarets mit bewegter, zitternder Stimme; „ich habe sogar noch keine Gewißheit über dieses Verschwinden, da wir nicht in das Zimmer von Mina eingetreten sind.“

„Seien Sie unbesorgt, wir werden sogleich eintreten,“ versetzte Herr Jackal.

Und seine Brille bis zum Niveau seiner Nasenspitze niederlassend, betrachtete er, nach seiner Gewohnheit, Madame Desmarets forschend über die zwei Gläser, welche, wie gesagt, mehr bestimmt schienen, seine Augen zu verbergen, als seinen Blick aufzuhellen, worauf er seine Brille wieder zurecht setzte und den Kopf schüttelte.

Salvator und Justin erwarteten mit Ungeduld die Fortsetzung des Verhörs.

„Wenn diese Herren in den Salon eintreten wollten?“ sagte Madame Desmarets; „sie wären dort besser, als in diesem Sprachzimmer.“

„Ich danke,“ erwiederte Herr Jackal, der, aufs Neue umherschauend, bemerkte, er habe instinctartig und als ein vollendeter General sein Lager in einer vortrefflichen Position aufgeschlagen. „Seien Sie nur wohl durch-

drungen, Madame, von der Verantwortlichkeit der Vorsteherin einer Pension, der eine ihrer Pensionnaires fehlt, und überlegen Sie, ehe Sie auf meine Fragen antworten."

„Oh! mein Herr, ich kann nicht schmerzlicher angegriffen sein, als ich es bin," erwiederte Madame Desmarets ihre Thränen abwischend, „und das Ueberlegen, ehe ich antworte, ist unnöthig, da ich nur die Wahrheit antworten werde."

Herr Jackal machte ein kleines Zeichen der Beistimmung und fuhr dann fort:

„Um welche Stunde gehen Ihre Pensionnaires zu Bette, Madame?"

„Im Winter um acht Uhr, mein Herr."

„Und die Unterlehrerinnen?"

„Um neun Uhr."

„Wachen Einige länger, als die Anderen?"

„Eine Einzige."

„Um wie viel Uhr geht sie zu Bette?"

„Um halb zwölf Uhr oder um Mitternacht."

„Wo schläft sie?"

„Im ersten Stocke."

„Ueber dem Zimmer von Mademoiselle Mina?"

„Nein; die Person, welche wacht, bewohnt ein Zimmer, das zugleich auf den Schlafsaal und auf die Straße geht, während das Zimmer der armen kleinen Mina auf den Garten geht."

„Und Sie, Madame, wo wohnen Sie?"

„In einem Zimmer des ersten Stockes, das an den Salon anstößt und auf die Straße geht."

„Folglich geht keines von Ihren Fenstern auf den Garten?"

„Nur mein Ankleidecabinet erhält das Licht von dieser Seite."

„Um wie viel Uhr sind Sie gestern eingeschlafen?"

„Ungefähr gegen elf Uhr."

„Ah!“ sagte Herr Jackal, „machen wir zuerst die Runde um das Haus; kommen Sie mit mir, Herr Salvator. Sie, Herr Justin, bleiben Sie hier und leisten Sie Madame Gesellschaft.“

Man gehorchte Herrn Jackal, wie man einem Heerführer gehorcht hätte.

Salvator folgte dem Polizeimanne. Justin blieb bei Madame Desmarets; sie fiel auf einen Stuhl und brach in ein Schluchzen aus.

„Diese Frau ist nicht bei der Sache betheiligt,“ sagte Herr Jackal, während er die Freitreppe hinabstieg und den Hof durchschritt, um die nach der Straße führende Thüre zu erreichen.

„Woran sehen Sie das?“ fragte Salvator.

„An ihren Thränen,“ antwortete Herr Jackal; „die Schuldigen zittern, sie weinen nicht.“

Herr Jackal untersuchte das Haus.

Es bildete eine Ecke an der Straße und an einem einsamen, aber gepflasterten Gäßchen.

Herr Jackal folgte diesem Gäßchen wie ein Leithund der Fährte des Wildes.

Links erhob sich in einer Länge von ungefähr fünfzig Fuß die Mauer des Gartens vom Pensionnat, über der man die Bäume erblickte.

Herr Jackal ging mit einer außerordentlichen Aufmerksamkeit am Fuße der Mauer hin.

Salvator folgte Herrn Jackal.

Der Polizeimann betrachtete das Gäßchen, den Kopf schüttelnd.

„Ein schlimmes Gäßchen bei Nacht,“ sagte er; „diese Gäßchen sind ausdrücklich gemacht für die Entführungen und die Diebstähle durch Einsteigung.“

Nach ungefähr fünfundzwanzig Schritten bückte sich Herr Jackal und hob ein Stückchen Gips auf, das sich von der Firste der Mauer abgelöst hatte, — sodann ein zweites, dann ein drittes. Er betrachtete diese Stückchen

einen Augenblick und wickelte sie dann mit der größten Sorgfalt in sein Taschentuch.

Hienach hob er ein Stück von einem zerbrochenen Ziegel auf und warf es über die Mauer, damit es jenseits niederfalle.

„Ist man hier passirt?“ fragte Salvator.

„Wir werden das sogleich sehen,“ erwiederte Herr Jackal. „Gehen wir ins Haus zurück!“

Salvator und Herr Jackal fanden Justin und Madame Desmarets auf demselben Platze wieder, wo sie dieselben verlassen hatten.

„Nun, mein Herr?“ fragte Justin.

„Das kocht,“ erwiederte Herr Jackal.

„Oh! ich bitte, mein Herr, haben Sie etwas gesehen, eine Spur erkannt?“

„Sie sind Musiker, junger Mann, und Sie kennen folglich das Sprüchwort: „„Gehen wir nicht schneller als der Geiger.““ Ich bin der Geiger; folgen Sie mir; laufen Sie mir aber nicht vor! . . . Herr Justin, den Gartenschlüssel, wenn's beliebt.“

Justin übergab den Schlüssel Herrn Jackal, ging in den Corridor und sagte:

„Hier ist die Thüre des Zimmers von Mina.“

„Es ist gut, gut; die Reihe kommt an Alles; wir werden uns später hiemit beschäftigen,“ erwiederte Herr Jackal.

Und er öffnete die Gartenthüre; nun blieb er auf der Schwelle stehen und umfaßte mit einem Blicke das Ganze der Oertlichkeiten, die er im Einzelnen untersuchen sollte.

„Gut!“ sagte er, „hier muß man Vorsicht gebrauchen und marschiren, wie wenn die Hühner ins Feld gehen! Folgen Sie mir, wenn Sie wollen, jedoch in der Ordnung, die ich Ihnen angeben werde; ich als der Erste, Herr Salvator als der Zweite, Herr Justin

als der Dritte, Madame Desmarets als die Vierte . . . Das ist es! und nun lassen Sie uns ineinandertreten."

Herr Jackal wandte sich offenbar nach dem Theil der Mauer, welchen er schon von außen untersucht hatte; statt den Garten schräg zu durchschneiden, folgte er indessen der Allee, welche längs der Mauer hinlief, und ihn nöthigte, einen Winkel, dem ähnlich, den das Haus und die Mauer bildeten, zu beschreiben.

Ehe er sich entfernte, warf er über seine Brille einen Blick nach dem Zimmer von Mina: die Läden desselben waren geschlossen.

„Hm!" machte er.

Und er setzte sich in Marsch.

Die mit gelbem Sande überfahrene Allee bot nichts Außerordentliches; nachdem er aber innen fünfundzwanzig Schritte rückwärts von der Mauer gemacht hatte, blieb Herr Jackal stehen, hob das Stück Ziegel auf, das er über die Mauer geworfen, um sich desselben als eines Zeichens zu bedienen, zeigte Salvator eine frische, in die Rabatte eingedrückte Spur und sagte:

„Wir sind dabei!"

Nicht nur die Blicke von Salvator, sondern auch die von Justin und von Madame Desmarets senkten sich der Richtung des Fingers von Herrn Jackal folgend.

„Sie glauben also, hierdurch sei das arme Kind entführt worden?" fragte Salvator.

„Das unterliegt keinem Zweifel," erwiederte der Polizeimann.

„Mein Gott! mein Gott!" murmelte Madame Desmarets, „eine Entführung in meinem Pensionnat!"

„Mein Herr," sprach Justin, „geben Sie uns um des Himmels willen irgend eine Gewißheit!"

„Oh! die Gewißheit; schauen Sie selbst, mein lieber Freund, und Sie werden sie haben."

Und indeß Justin schaute, zog Herr Jackal, der sich endlich auf einer sichern Spur fühlte, seine Dose aus

seiner Tasche und stopfte sich die Nase mit Tabak voll, während er zugleich die Erde unter seiner Brille durch und Madame Desmarets über seine Brille hin anschielte.

„Aber, mein Herr, was bemerken Sie?" fragte Justin ungeduldig.

„Diese zwei Löcher in der Erde, verbunden, wie Sie sehen, durch eine gerade Linie."

„Erkennen Sie nicht die Spur einer Leiter?" fragte Salvator Justin.

„Bravo, das ist es!"

„Aber diese Querlinie?" fuhr Justin fort.

„Weiter, weiter," sagte Herr Jackal zu Salvator.

„Das ist," erwiederte dieser, „die letzte Sprosse, die sich, wegen der Feuchtigkeit des Bodens, einen Zoll tief in die Erde eingedrückt hat."

„Nun fragt es sich," sprach Herr Jackal, „wie viel Menschen auf einer Leiter lasten mußten, um die Stangen einen halben Fuß und das Querholz einen Zoll in die Erde eindringen zu machen."

„Untersuchen wir die Tritte," sagte Salvator.

„Oh! die Tritte, das ist sehr verworren! Es können übrigens zwei Menschen in denselben Tritten gegangen sein; wir haben Bursche, welche sich keines andern Systems bedienen, um ihre Spuren zu verbergen."

„Wie werden Sie es denn machen?"

„Das ist ganz einfach," erwiederte Herr Jackal.

Und er wandte sich gegen die Vorsteherin der Pension um, welche nicht viel mehr von Allem dem, was man sagte, verstand, als wenn man Arabisch oder Sanscrit gesprochen hätte, und fragte sie:

„Madame, ist eine Leiter im Hause?"

„Ja, die des Gärtners."

„Wo ist sie?"

„Unter dem Schoppen wahrscheinlich."

„Und der Schoppen?"

„Dort jenes kleine mit Stroh bedeckte Gebäude."

„Rühren Sie sich nicht: ich will die Leiter selbst holen.

Und Herr Jackal machte mit ziemlich viel Leichtigkeit einen Sprung von ungefähr fünf Fuß, um über die zahlreichen Spuren zu kommen, die man sowohl in den Sand der Alleen, als in den umliegenden Rabatten eingedrückt sah, und denen er, seinem methodischen Geiste zufolge, erst Aufmerksamkeit schenken zu wollen schien, wenn die Zeit, sie zu untersuchen, gekommen wäre.

Nach einer Minute lief er mit der Leiter herbei.

„Verschaffen wir uns vor Allem über Eines Sicherheit," sagte Herr Jackal.

Er richtete die Leiter auf und brachte die zwei Stangen mit den zwei Löchern in Verbindung.

„Gut!" sagte er, „hier ist schon ein Beweisstück: wir haben wahrscheinlich die Leiter, der man sich bedient hat: die Leiterstangen und die Löcher passen genau zusammen."

„Aber sind denn nicht alle Leitern ungefähr nach demselben Maße gemacht?" fragte Salvator.

„Diese ist breiter, als die Leitern gewöhnlich sind. Der Gärtner hat einen Lehrling, einen Zögling, einen Sohn, nicht wahr, Madame Desmarets?"

„Er hat einen Knaben von zwölf Jahren, mein Herr!"

„Gut! er läßt sich von dem Knaben helfen, den er wahrscheinlich seine Kunst lehrt, und er hat eine breitere Leiter gekauft, damit der Knabe zugleich mit ihm hinaufsteigen kann."

„Mein Herr," sagte Justin, „ich bitte Sie inständig, lassen Sie uns zu Mina zurückkehren!"

„Wir kehren zu ihr zurück, nur auf einem Umwege."

„Ja; doch dieser Umweg macht, daß wir Zeit verlieren."

„Mein lieber Herr," erwiederte der Polizeimann, „bei Angelegenheiten dieser Art liegt nichts an der Zeit;

von zwei Dingen eines: entweder bringt derjenige, welcher Ihre Braut entführt, diese aus Frankreich weg, und er ist schon zu weit, als daß wir ihn einholen könnten, oder er gedenkt sie in der Umgegend von Paris zu verbergen, und in diesem Falle werden wir, ehe drei Tage vergehen, wissen, wo er ist."

„Ah! Gott höre Sie, Herr Jackal! .. Sie sagten aber, Sie werden erfahren, wie viel Menschen zu der Entführung beigetragen."

„Ich beschäftige mich mit dieser Untersuchung."

Herr Jackal richtete in der That die Leiter an der Mauer in einer Entfernung von ungefähr drei Fuß von der Stelle auf, wo die erste Spur war: dann stieg er fünf bis sechs Sprossen hinauf, blieb aber auf jeder Stufe stehen, um zu sehen, bis zu welcher Tiefe die Leiterstangen sich eindrückten.

Die Stangen hatten sich nicht über drei Zoll tief eingedrückt.

Von der Mitte der Leiter überschaute Herr Jackal den Garten: er erblickte einen Menschen in einem Wammse auf der Thürschwelle am Corridor.

„Halt! mein Freund, wer seid Ihr?" rief er.

„Ich bin der Gärtner von Madame Desmarets," antwortete der gute Mann.

„Madame," sagte Herr Jackal, „constatiren Sie die Identität dieses Menschen und führen Sie ihn auf demselben Wege, den wir genommen hatten, hierher."

Madame Desmarets gehorchte.

„Ich sage es Ihnen, Herr Justin, – und ich wiederhole es Ihnen, Herr Salvator, — diese Frau hat keinen Antheil an der Entführung des Kindes."

Madame Desmarets kam mit dem Gärtner zurück, der ganz verwundert war, da er in seinem Garten einen auf seiner Leiter stehenden Mann fand.

„Mein Freund," fragte ihn Herr Jackal, „habt Ihr gestern im Garten gearbeitet?"

„Nein, mein Herr, es war gestern Fastnacht, und in einem Hause, das so wohlgeordnet ist, wie das von Madame Desmarets, arbeitet man an Festtagen nicht.“

„Gut! Und vorgestern?“

„Vorgestern war Montag vor Fastnacht, und an diesem Tage ruhe ich aus.“

„Und am vorhergehenden Tage?“

„Am vorhergehenden Tage war der Sonntag vor Fastnacht, ein größeres Fest als der Dienstag.“

„Ihr habt also seit drei Tagen nicht gearbeitet?“

„Mein Herr,“ antwortete der Gärtner, „ich habe nicht Lust, verdammt zu werden.“

„Gut! das ist Alles, was ich wissen wollte; somit ist Eure Leiter seit drei Tagen im Schoppen?“

„Meine Leiter ist nicht im Schoppen, da Sie daran hinaufgestiegen sind.“

„Dieser Bursche ist voll Verstand,“ sagte Herr Jackal; „doch es gibt etwas, wofür ich stehe: daß er die Entführung nicht prakticirt!“

Der Gärtner heftete seine Augen ganz starr und erstaunt auf den Polizeimann.

„Mein Freund,“ sagte Jackal zu ihm, „macht mir nur das Vergnügen, zu mir heraufzusteigen.“

Der gute Mann sah Madame Desmarets an, um in ihren Augen zu lesen, ob er den Befehlen dieses Eindringlings gehorchen sollte.

„Thut, was der Herr sagt,“ antwortete Madame Desmarets.

Der Gärtner stieg ein paar Sprossen hinauf.

„Nun?“ fragte Herr Jackal Salvator.

„Sie drückt sich ein, doch nicht bis zum Querholze,“ erwiederte dieser.

„Steigt hinab, mein Freund,“ sagte Herr Jackal zum Gärtner.

Der brave Mann gehorchte und rief dann:

„Ich bin herabgestiegen!“

„Bemerken Sie, wie wenig dieser Mensch sagt, wie aber Alles, was er sagt, gut gesagt ist," sprach Herr Jackal.

Der Gärtner lachte: das Compliment schmeichelte ihm.

„Nun, mein Freund," fuhr Jackal fort, „nun nehmt Madame Desmarets in Eure Arme."

„Ho!" machte der Gärtner.

„Was sagen Sie denn da, mein Herr?" fragte Madame Desmarets.

„Nehmt Madame in Eure Arme," wiederholte Herr Jackal.

„Ich werde nie so keck sein," sagte der Gärtner.

„Und ich, ich verbiete es Euch, Pierre!" rief die Vorsteherin der Pension.

Herr Jackal sprang von der Leiter herab.

„Steigt so hoch hinauf als ich war," sagte er zum Gärtner.

Der Gärtner stieg ohne Schwierigkeit hinauf und nahm Platz auf der Sprosse, welche Herr Jackal verlassen hatte.

Dieser näherte sich Madame Desmarets, schlang einen Arm unter den Schultern, den andern unter den Kniebeugungen durch, und hob sie von der Erde auf, ehe sie nur Zeit gehabt hatte, die Absicht von Herrn Jackal wahrzunehmen.

„Aber, mein Herr! aber, mein Herr!" rief Madame Desmarets, „was machen Sie denn?"

„Madame, nehmen Sie an, ich sei verliebt in Sie, und ich entführe sie."

„Das ist eine Annahme!" rief der Gärtner, der auf seiner Sprosse saß.

„Aber, mein Herr!" wiederholte Madame Desmarets; „aber, mein Herr! . ."

„Beruhigen Sie sich, Madame," erwiederte Herr Jackal; „das ist, wie unser Freund Pierre sagt, nur eine Annahme.

Und Madame Desmarets in den Armen haltend, stieg er vier bis fünf Sprossen hinauf.

„Sie drückt sich ein!“ rief Salvator, mit dem Auge den Leiterstangen folgend, welche wirklich im Boden verschwanden.

„Drückt sie sich bis an das Querholz ein?“ fragte Herr Jackal.

„Nicht ganz.“

„Stützen Sie den Fuß auf die zweite Sprosse,“ sagte Herr Jackal.

Salvator führte das befohlene Manoeuvre aus.

„Diesmal ist sie genau bei demselben Punkte wie die andere.“

„Es ist gut,“ erwiederte der Polizeimann; „steigen wir Alle hinab.“

Er stieg zuerst hinab, ließ Madame Desmarets wieder die senkrechte Linie nehmen, ermahnte Pierre, unbeweglich in der Allee zu bleiben, zog die Leiter aus dem Boden, wo sie eine Spur, dem benachbarten Eindrucke ähnlich, hinterließ, und sagte dann:

„Madame Desmarets ist, wie ich mir vorstelle, ein wenig schwerer, als Mademoiselle Mina; ich, ich bin ein wenig leichter, als der Mann, der Ihre Braut wegtrug: das gibt die Ausgleichung.“

„Und Sie schließen hieraus? . .

„Daß Mademoiselle Mina von drei Männern entführt worden ist, von denen sie zwei auf der Leiter trugen, während der dritte diese Leiter, den Fuß darauf stützend, hielt.“

„Ah!“ machte Justin.

„Nun wollen wir zu erfahren suchen, mein lieber Herr, wer diese drei Männer waren,“ sagte Herr Jackal.

„Ah! ich begreife,“ rief der Gärtner, „man hat eine von unseren Pensionnairen entführt.“

Herr Jackal senkte seine Brille, um Pierre nach

seiner Bequemlichkeit anzuschauen, und als er ihn wohl angeschaut hatte, sagte er:

„Madame Desmarets, entfernen Sie nie diesen Burschen von sich: das ist ein wahrer Schatz von Intelligenz.“

Sodann zum Gärtner:

„Mein Freund, Ihr könnt Eure Leiter unter den Schoppen zurücktragen; wir bedürfen ihrer nicht mehr.“

LXXIV.

Die Tritte.

Während sich der Gärtner in der Richtung des Schoppens entfernte, untersuchte Herr Jackal, der seine Brille bis auf die Stirne hinaufgeschoben hatte und seine Nase mit Tabak voll stopfte, die Spur der Füße.

Er zog aus seiner Tasche ein feines Messer, halb Federmesser, halb Gartenmesser, öffnete eine von seinen acht bis zehn Klingen, und schnitt einen Zweig ab, mit dem er die Tritte zu messen anfing.

„Hier sind die Spuren, die sich von der Mauer nach dem Fenster, und vom Fenster nach der Mauer wenden, — hin und zurück —“ sagte er. „Die Entführer waren, wie es scheint, von den Gewohnheiten des Pensionnats gut unterrichtet, und glaubten keine große Vorsichtsmaßregeln nehmen zu müssen; nun . . .“

Herr Jackal schien verlegen.

„Nun,“ wiederholte der Polizeimann, „sind hier Schuhe genau von derselben Länge und derselben Breite.

Sollte, einmal im Garten, ein einziger Mensch den Streich ausgeführt haben, und hätten die zwei Anderen gewartet?"

„Die Schuhe sind von derselben Breite und derselben Länge," sagte Salvator; „doch sie gehören nicht demselben Fuße an."

„Ah! ah! und woran sehen Sie das?"

„An den Nägeln der Sohle, welche auf verschiedene Art angebracht sind."

„Das ist, bei meiner Treue, wahr!" rief Herr Jackal; „von zwei zu zwei Schritten findet man einen Schuh mit Nägeln im Dreieck gestellt. Einer von unseren Leuten ist Freimaurer."

Salvator erröthete leicht.

Herr Jackal sah diese Röthe nicht, oder er wollte sie nicht sehen."

„Ueberdies," fügte Salvator bei, „überdies hinkte einer von den zwei Männern mit dem rechten Fuße: der Schuh ist, wie Sie sehen können, auf dieser Seite mehr übertreten, als auf der andern."

„Das ist abermals wahr," erwiederte Herr Jackal. „Sind Sie vom Handwerk gewesen?"

„Nein; ich bin oder ich war vielmehr einst Jäger."

„St!" machte Herr Jackal.

„Was?" fragte Salvator.

„Hier ist eine dritte Spur . . . Ah! ein ganz eigenthümlicher Fuß, der keine Aehnlichkeit mit den platten Füßen hat, die wir so eben untersucht; der wahre Fuß eines Weltmannes, eines Aristokraten, eines vornehmen Herrn oder eines Abbé."

„Eines vornehmen Herrn, Herr Jackal!"

„Warum bestehen Sie auf dem vornehmen Herrn? Ich würde sehr gern bei dieser Sache einen Abbé treffen," bemerkte der Voltairianer, Herr Jackal.

„Sie werden den Schmerz haben, dies nicht zu finden."

„Und warum dies?“

„Weil wir nicht mehr in der Zeit des Abbé von Gondy leben, in jener Zeit, wo die Abbé's ritten; der Mann aber, der die Spuren zurückgelassen, war ein Reiter: sehen Sie hinter dem Absatze seines Stiefels die kleinen Einschnitte, die von seinen Sporen herrühren?“

„Sie haben Recht!“ rief Herr Jackal. „Bei meiner Treue, mein lieber Herr Salvator, Sie sind fast so stark, als Einer vom Handwerk.“

„Ich bringe auch in der That einen Theil meines Lebens mit dem Beobachten zu,“ erwiederte Salvator.

„Helfen Sie mir nun der Spur der Tritte bis zum Fenster folgen.“

„Oh! das wird nicht schwierig sein,“ sagte Salvator.

Und das Aufdrücken der Schuhe und der Stiefel führte Salvator und Herr Jackal gerade zum Fenster.

Justin folgte ihnen, ihre Blicke auffangend, ihre Worte verschlingend.

Der arme junge Mann glich einem Geizigen, welchem man einen Schatz gestohlen, den er seit zehn Jahren mit den Augen gehütet, und der, nachdem er beinahe die Hoffnung verloren, ihn selbst wiederzufinden, Freunde, verständiger als er, die Spur seiner Diebe entdecken sieht.

Was Madame Desmarets betrifft, so war sie ganz niedergeschlagen, und schaute maschinenmäßig, das Auge starr, die Arme träge herabhängend.

Am Fenster angelangt, drückten sich die Tritte mit noch mehr Energie in den Boden ein, als irgend anderswo.

„Wer hat mir gesagt, Sie, Madame Desmarets oder Sie, Herr Justin, haben die Thüre von Mademoiselle Mina zu öffnen gesucht?“ fragte Herr Jackal.

Beide antworteten gleichzeitig:

„Wir, mein Herr.“

„Und Sie fanden sie mit dem Riegel geschlossen?“

„Es war die Gewohnheit von Mina, sich alle Abende einzuschließen," sagte Madame Desmarets.

„Man ist also durch das Fenster hineingekommen?" fragte Herr Jackal.

„Hm!" bemerkte Salvator, „der Laden scheint mir ziemlich fest geschlossen zu sein."

„Oh! es ist nicht schwer, einen Laden wieder zuzuschlagen," sagte Herr Jackal.

Er versuchte es, ihn zu öffnen.

„Ah! ah!" rief er, „der Laden ist nicht nur zugeschlagen, sondern auch von innen und mit dem Haken geschlossen."

„Mir scheint, das ist weniger leicht?" fragte Salvator.

„Sie sind sicher, daß die Thüre mit dem Riegel geschlossen war?" fragte der Polizeimann Justin.

„Oh! mein Herr, ich habe mit meiner ganzen Kraft gedrückt."

„Sie war vielleicht nur mit dem Schlüssel geschlossen."

„Die Thüre lag sowohl oben, als in der Mitte fest an der Einfassung an."

„Ti ti ti ti ti!" trällerte Herr Jackal, „soll sich der Laden mit dem Haken, die Thüre mit dem Riegel geschlossen finden, so müssen die Leute, welche hierher gekommen sind, wirklich sehr geschickt gewesen sein."

Er rüttelte auf's Neue am Laden.

„Ich kenne nur zwei Menschen, welche im Stande sind, durch eine geschlossene Thüre und ein geschlossenes Fenster hinauszugehen, und wäre der Eine nicht in Brest und der Andere in Toulon, so würde ich sagen: „„Es ist entweder Robichon oder Gibassier, der den Streich ausgeführt hat.""

„Es ist also möglich, durch eine geschlossene Thüre hinauszugehen?" fragte Salvator.

„Ei! mein lieber Herr, es gibt sogar Mittel, aus einem Orte wegzugehen, der keine Thüre hat, wie das

einer meiner Vorgänger, der selige Herr Latude bewiesen; glücklicher Weise sind aber diese Mittel nicht im Bereiche von Jedermann."

Sodann, nachdem er seine Nase wieder mit Tabak vollgestopft, sagte Herr Jackal:

„Gehen wir in's Haus zurück, Madame."

Und das Beispiel gebend, ging er, ohne sich darum zu bekümmern, ob die Höflichkeit gebot, daß man die Andern vor sich gehen ließ, zuerst, blieb dann vor der Thüre von Mina stehen und sagte:

„Sie müssen einen doppelten Schlüssel von jedem Zimmer haben, Madame?"

„Ja; doch das wird unnütz sein, wenn die Thüre von innen verschlossen ist."

„Gleichviel, liebe Madame; gehen Sie immerhin."

Madame Desmarets verschwand einen Augenblick, und kam mit dem verlangten Schlüssel zurück.

„Hier," sagte sie.

Herr Jackal steckte den Schlüssel in's Schloß und versuchte es, ihn sich drehen zu machen.

„Der andere Schlüssel ist innen," sagte er; „doch das Schloß ist nicht doppelt geschlossen."

Sodann wie zu sich selbst:

„Ein Beweis, daß die Thüre von außen geschlossen worden ist."

„Wenn aber der Riegel vorgeschoben ist," fragte Salvator, „wie konnten die Entführer, da sie außen waren, den Riegel innen vorschieben?"

„Man wird Ihnen das sogleich zeigen, junger Mann; das ist eine Erfindung von Gibassier, eine Erfindung, der es der Bursche zu verdanken hatte, daß er nur zu fünf Jahren Galeeren verurtheilt wurde, statt zu zehn: es war Rückfall, doch es war kein Einbruch. Lassen Sie mir einen Schlosser holen."

Man ließ einen Schlosser holen; dieser kam mit seinem Brecheisen und hob die Thüre auf.

Die Thüre gab dem Drucke nach.

Alle wollten in's Zimmer stürzen.

Herr Jackal hielt sie jedoch die Arme ausstreckend zurück.

„Sachte! sachte!" sagte er; „Alles hängt von einer ersten Untersuchung ab; unsere Entdeckung schwebt an einem Faden," fügte er lächelnd bei, als hätten diese letzten Worte einen Scherz enthalten.

Dann trat er allein ein, und untersuchte das Schloß und den Riegel.

Diese erste Untersuchung schien ihn nicht zu befriedigen.

Er nahm seine Brille, welche das einzige Hinderniß dagegen, daß sein Gesicht die Schärfe eines Luchses erlangte, zu sein schien, ganz ab; alsbald trat ein Lächeln des Triumphes auf seinen Lippen hervor, und mit dem Daumen und dem Zeigefinger ergriff er einen fast unsichtbaren Gegenstand, den er an sich zog und dann in die Luft emporhob.

„Ah! ah!" rief er mit einer freudigen Miene, „ich sagte Ihnen doch, unsere Entdeckung schwebe an einem Faden; nun hier ist dieser Faden!"

Und die Zuschauer erblickten in der That ein Stückchen von einem seidenen Faden, ungefähr fünfzehn Centimètres lang, das zwischen dem Eisen des Riegels und dem Holze der Thüre hängen geblieben war.

„Hiemit hat man die Thüre geschlossen?" fragte Salvator.

„Ja," antwortete Herr Jackal; „nur war der Faden ein halbes Mètre lang; was wir hier sehen, ist ein Stück, das abgerissen ist, und um das man sich nicht bekümmert hat."

Der Schlosser schaute Herrn Jackal mit Verwunderung an.

„Gut!" sagte er, „ich glaubte, ich kenne alle Mittel,

die Thüren zu öffnen und zu schließen; es scheint, ich war nur ein Kind."

„Ich fühle mich glücklich, Sie etwas zu lehren, mein Freund," erwiederte Herr Jackal; „Sie sollen sehen, wie das gemacht wird. Man nimmt den Kropf des Riegels in einen entzweigebogenen Faden; der Faden muß lang genug sein, daß, wenn die Thüre geschlossen ist, die zwei Enden außen hervorgehen; Sie schließen die Thüre, Sie ziehen den Faden an, Ihr Faden zieht den Riegel an, und der Streich ist gespielt. Nur zerreißt zuweilen der Faden, hängt sich an, bleibt am Riegel, und dann kommt Herr Jackal und sagt: „„Wäre dieser Teufels-Gibassier nicht auf der Wiese*), so wollte ich wetten, daß er den Streich vollführt hat.""

„Herr Jackal," fragte Justin, „der nur ein sehr secundäres Interesse an der Erklärung nahm, so kostbar sie aus dem Gesichtspunkte der Fortschritte der Wissenschaft war, „können wir eintreten?"

„Ja, lieber Herr Justin," antwortete der Polizeimann.

Und man trat ins Zimmer ein.

„Ah!" sagte Herr Jackal, „eine Spur von Tritten, von der Thüre zum Bette und vom Bette zum Fenster."

Einen Blick auf das Bett und den daran anstoßenden Tisch werfend, fügte er sodann bei:

„Gut! die Kleine hat sich zu Bette gelegt; sie hat Briefe gelesen."

„Ah! meine Briefe!" rief Justin; „theure Mina!"

„Dann hat sie ihr Licht ausgelöscht," fuhr Herr Jackal fort; „bis dahin ging Alles gut."

„Woran erkennen Sie, daß sie ihr Licht ausgelöscht hat?" fragte Salvator.

„Sehen Sie, der Docht ist noch gebogen vom

---

*) Im Bagno.

Hauche, und der Hauch kam, nach der Biegung des Dochtes zu urtheilen, von der Seite des Bettes ... Kehren wir zu den Tritten zurück, wenn es Ihnen beliebt, Herr Salvator; betrachten Sie das mit Ihren Jägeraugen."

Salvator verbeugte sich.

„Ah! ah!" rief er „etwas Neues, ein Frauenfuß!"

„Was sagte ich, mein lieber Herr Salvator? „Suchet die Frau!"" Nun, hatte ich Recht? ... Wir sagen also, es sei hier ein Frauenfuß ... Ja, und zwar der Fuß einer entschlossenen Frau, nicht nur auf der Zehe gehend, sondern die Fläche der Sohle und den Absatz aufdrückend.

„Fügen Sie bei," sagte Salvator, „daß die Frau coquette ist, denn sie ist den Alleen des Gartens gefolgt, aus Angst, ihre Stiefelchen zu beschmutzen. Sie sehen, daß die Spur in gelbem Sande, ohne irgend eine Mischung von Koth, gezeichnet ist."

„Herr Salvator! Herr Salvator!" rief der Polizeimann, „welch' ein Unglück, daß Sie den Stand gewählt haben, dem Sie angehören. Ich mache Sie, wann Sie wollen, zu meinem Adjutanten. Rühren Sie sich nicht von der Stelle."

Herr Jackal verließ das Zimmer, begab sich in den Garten, ging durch die mit Sand überfahrene Allee bis zum Fuße der Leiter und kam zurück.

„Es ist so," sagte er, „die Frau kommt vom Inneren des Hauses, sie geht hinaus, sie folgt der Allee, sie bleibt am Fuße der Mauer stehen, und kehrt auf demselben Wege, den sie genommen, ins Haus zurück. Nun will ich Ihnen erzählen, wie sich die Sache zugetragen hat: hätte ich es gesehen, ich wäre hierüber nicht sicherer."

Jedermann horchte.

„Mademoiselle Mina ist zur gewöhnlichen Stunde sehr traurig, aber ruhig in ihr Zimmer zurückgekommen: sie hat sich zu Bette gelegt: — sehen Sie, das Bett ist

kaum aus der Form gebracht! — sie hat die Briefe gelesen und, dieselben lesend, geweint: — hier ist ihr Taschentuch — es ist zerknittert wie das Taschentuch einer Person, welche weint."

„Oh! geben Sie, geben Sie!" rief Justin.

Und ohne abzuwarten, daß ihm Herr Jackal das Taschentuch gab, nahm er es und drückte es an seine Lippen.

„Sie hat sich also zu Bette gelegt," fuhr Herr Jackal fort, „sie hat also gelesen, sie hat also geweint; da man aber weder immer beten, noch immer weinen kann, so fühlte sie das Bedürfniß, zu schlafen, und sie blies ihr Licht aus . . . hat sie geschlafen? hat sie nicht geschlafen? das ist von keiner Bedeutung . . . Nur geschah, als das Licht ausgeblasen war, Folgendes; Man klopfte an die Thüre . . ."

„Wer, mein, Herr," fragte Madame Desmarets.

„Ah! Sie wollen mehr wissen, als ich selbst weiß, liebe Madame! Wer? Vielleicht werde ich es Ihnen sogleich sagen. Die Frau in jedem Falle."

„Die Frau?" murmelte Madame Desmarets.

„Die Frau, die Tochter, die Mutter; unter dem Namen Frau bezeichne ich hier nicht das Individuum, sondern die Gattung. Die Frau klopfte also an die Thüre; Mina stand auf und öffnete."

„Wie soll aber Mina geöffnet haben, ohne zu wissen, wer klopfte?" sagte Madame Desmarets.

„Wer sagt Ihnen, Sie habe das nicht gewußt?"

„Sie hätte einer Feindin nicht geöffnet."

„Nein; aber einer Freundin . . . Ah! Madame Desmarets, werde ich so glücklich sein, Sie davon zu unterrichten, daß wir in der Pension Freundinnen haben, welche furchtbare Feindinnen sind? Sie öffnete also ihrer Freundin, hinter der Freundin kam der junge Mann mit den kleinen Stiefeln und den Sporen; hinter dem

Manne mit den kleinen Stiefeln und den Sporen der Mann mit den im Dreiecke genagelten Schuhen . . . Wie legte sich die kleine Mina zu Bette?"

„Ich verstehe nicht," erwiederte Madame Desmarets, an welche die Frage gerichtet war.

„Ich frage, was für Kleider sie getragen habe."

„Im Winter das Hemd und ein großes Nachtgewand."

„Gut! man hat ihr ein Sacktuch um den Mund gebunden, man hat sie in einen Shawl oder in eine Decke gehüllt, — sehen Sie am Fuße ihres Bettes ihre Strümpfe und ihre Schuhe, auf diesem Stuhle ihr Kleid und ihre Unterröcke; — und man hat sie durch das Fenster weggeschleppt, wie sie war."

„Durch das Fenster?" fragte Justin; „warum nicht durch die Thür?"

„Weil man den Flurgang durchschreiten mußte, weil das Geräusch gehört werden konnte, und es überdies viel einfacher war, daß die zwei Männer, die sich im Zimmer befanden, das Kind zu dem Manne trugen, der im Garten wartete. Und dann," fuhr Herr Jackal fort, „so gut das Fenster und der Laden auch geschlossen sind, es findet sich der Beweis, daß die Kleine hier durchpassirt ist, und sogar, daß sie nicht freiwillig passirt ist."

Herr Jackal zeigte ein weites Loch am Mousselinevorhang; die Hand, die sich daran angeklammert, hatte das fehlende Stück herausgerissen.

„Die Kleine wurde also durch das Fenster und über die Mauer weggetragen; hienach brachte die im Hause gebliebene Person die Leiter wieder unter den Schoppen; sie kehrte dann zurück, schloß von innen den Laden und das Fenster, schlang einen seidenen Faden um den Knopf des Riegels, zog die Thüre zuerst an, den Faden sodann, und ging ruhig wieder hinauf, um sich zu Bette zu legen.

„Sie mußte aber in den Schlafsaal zurückkehrend, oder aus demselben weggehend, gesehen werden?"

„Sind in Ihrem Hause keine andere Pensionnaires, die ihr besonderes Zimmer haben, wie Mademoiselle Mina das ihre hatte?"

„Eine Einzige."

„Dann hat diese die Sache gemacht! Mein lieber Herr Salvator, die Frau ist gefunden."

„Wie, Sie nehmen an, die Freundin von Mina sei die Ursache dieser Entführung?"

„Ich sage nicht die Ursache, ich sage die Mitschuldige; ich nehme nicht an, ich versichere."

„Susanne!" rief Madame Desmarets.

„Madame," sprach Justin, „glauben Sie mir, das muß so sein."

„Was kann Ihnen aber einen solchen Gedanken eingeben, mein Herr?"

„Die Antipathie, die ich gegen die junge Person das erste Mal, da ich sie sah, empfunden. Oh! Madame, es war mir eine Ahnung, sie werde an einem großen Unglück, das mich treffe, Schuld sein. Sobald dieser Herr von einer Frau sprach," fuhr Justin auf Herrn Jackal deutend fort, „denke ich an Fräulein Susanna; ich hätte es nicht gewagt, sie anzuklagen, doch ich hatte sie im Verdachte. Um des Himmels willen, mein Herr, lassen Sie diese junge Person kommen, und bringen Sie sie zum Geständniß."

„Nein," erwiederte Herr Jackal, „lassen wir sie nicht kommen; gehen wir vielmehr zu ihr . . . Madame, wollen Sie uns in die Wohnung dieses Fräuleins führen."

Madame Desmarets hatte Herrn Jackal gegenüber jede Widerstandsvelleität verloren; sie machte auch nicht die geringste Bemerkung, ging voran und bezeichnete den Weg.

Das Zimmer von Fräulein Susanne lag im ersten Stocke, am Ende des Flurganges.

„Klopfen Sie an, Madame," sagte leise Herr Jackal.

Madame Desmarets klopfte an, doch es antwortete Niemand.

„Sie ist vielleicht in der Elf=Uhr=Recreation," sprach Madame Desmarets. „Soll ich sie rufen?"

„Nein," antwortete Herr Jackal; „treten wir zuerst in das Zimmer ein."

„Der Schlüssel steckt nicht in der Thüre."

„Sie haben aber, wie Sie uns sagten, einen zweiten Schlüssel von allen Zimmern?"

„Ja, mein Herr."

„Nun wohl, Madame, so holen Sie den zweiten Schlüssel vom Zimmer von Fräulein Susanne, und begegnen Sie dieser jungen Person, kein Wort von dem, was man von ihr will."

Madame Desmarets bedeutete durch ein Zeichen, man könne auf ihre Discretion zählen, und ging die Treppe hinab.

Nach einigen Secunden kam sie mit dem Schlüssel wieder herauf und übergab ihn Herrn Jackal.

Die Thüre öffnete sich.

„Meine Herren," sagte Herr Jackal, „erwarten Sie mich im Corridor; es genügt, daß Madame Desmarets und ich eintreten."

Der Polizeimann und die Vorsteherin der Pension traten allein ein.

„Wohin stellt Fräulein Susanne ihre Fußbekleidung?" fragte Herr Jackal.

„Dahin," antwortete Madame Desmarets ein Cabinet bezeichnend.

Herr Jackal trat in das Cabinet ein, nahm von einem Brette ein paar Stiefelchen von saphirblauem Lasting und betrachtete die Sohle.

Die Sohle hatte in ihrer ganzen Länge den gelben Sand der Allee an sich behalten.

„Kommen die Pensionnairs in den Obstgarten?" fragte Herr Jackal Madame Desmarets.

„Nein, mein Herr," erwiederte diese: „der Obstgarten, der auf das öde Gäßchen geht, ist zwar nicht sorgfältig verschlossen, aber den Pensionnaires streng verboten."

„Es ist gut," sagte Herr Jackal, während er die Stiefelchen wieder an ihren Platz stellte; „ich weiß, was ich wissen wollte. Wo denken Sie nun, daß Fräulein Susanne sei?"

„Aller Wahrscheinlichkeit nach im Recreationshofe."

„Welches Zimmer Ihrer Anstalt geht auf den Hof?"

„Der Salon."

„Gehen wir in den Salon, Madame."

Und er entfernte sich aus dem Zimmer von Susanne und überließ Madame Desmarets die Sorge, die Thüre zu schließen.

„Nun?" fragten gleichzeitig Salvator und Justin.

„Nun," antwortete Herr Jackal, eine colossale Prise Tabak in seine Nase stopfend, „ich glaube, wir haben die Frau!"

LXXV.

Die Valgeneuse.

Man stieg in den Salon hinab.

Der Salon ging auf den Recreationshof, wie Madame Desmarets gesagt hatte, und alle Pensionnaires

benützten einen Sonnenstrahl, so bleich er war, um ein wenig frische Luft im Hofe zu schöpfen.

Ein Mädchen größer als die andern ging beiseit spazieren.

Durch die Glasscheiben der auf die Freitreppe gehenden Thüre, umfaßte Herrn Jakal das Gemälde mit einem Blicke, die einsame Spaziergängerin zog sein Auge auf sich.

„Ist es nicht Fräulein Susanne, die ich dort unter jener Lindenallee erblicke?“ fragte er.

„Sie ist es,“ erwiederte Madame Desmarets.

„Nun, Madame, so haben Sie die Güte, ihr zu winken, daß sie komme.“

„Ich weiß nicht, ob sie kommen wird.“

„Wie, Sie wissen nicht, ob Sie kommen wird?“

„Nein.“

„Und warum würde Sie nicht kommen?“

„Susanne ist sehr stolz.“

„Winken Sie ihr immerhin, Madame,“ sagte Herr Jackal, „und kommt Sie nicht, so werde ich sie holen.“

Madame Desmarets trat auf die Freitreppe hinaus und machte mit der Hand Susanne ein Zeichen, sie möge kommen.

Susanne schien sie nicht zu sehen.

„Sie ist vielleicht nicht taub, wenn sie blind ist; rufen Sie.“

„Susanne!“ rief Madame Desmarets.

Das Mädchen wandte sich um.

„Haben Sie die Güte zu kommen, mein Kind,“ sagte die Vorsteherin der Pension; „man verlangt nach Ihnen.“

Fräulein Susanne näherte sich, aber langsam und mit einer sehr hoffärtigen Miene.

Herr Jackal und Salvator hatten alle Zeit, sie forschend durch die Oeffnung des Vorhangs zu betrachten.

Was Justin betrifft, er kannte sie.

„Es ist seltsam," sagte Salvator, „dieses Gesicht scheint mir nicht ganz unbekannt."

„Was sagen Sie von ihr!" fragte Herr Jackal, der über seine Brille mit nicht weniger Aufmerksamkeit als Salvator geschaut hatte.

„Ich wollte meine Hand ins Feuer strecken, daß diese Kleine eine boshafte Creatur ist."

„Ich würde meine Hand nicht ins Feuer strecken," sagte Herr Jackal, „weil es immer unklug ist, seine Hand ins Feuer zu strecken; doch ich bin darum nicht minder Ihrer Ansicht: der Mund ist zusammengepreßt, das Auge schön, aber starr und hart. Im Ganzen sehen Sie in diesem Momente, wo sie unruhig ist, den schlimmen Ausdruck, den ihre Physiognomie angenommen hat."

Mittlerweile stieg Susanne die Stufen der Freitreppe herauf und kam zu Madame Desmarets.

„Sie haben mir die Ehre erwiesen, mich zu rufen, Madame!" sagte die junge Person mit einer Miene, die ihren Worten die Bedeutung gab: „Ich glaube, Madame, Sie haben sich erlaubt, mich zu rufen!"

„Ja, mein Kind, denn es ist hier Jemand, der Sie zu sprechen wünscht."

Susanne ging an Madame Desmarets vorüber und trat in den Salon ein.

Als sie Justin in Begleitung von zwei Unbekannten erblickte, konnte sie sich eines leichten Bebens nicht erwehren, doch ihr Gesicht blieb unempfindlich.

„Mein Kind," sagte Madame Desmarets sichtbar in Verlegenheit gebracht durch den Zorn, den sie in den schwarzen Augen ihrer Pensionnaire glänzen sah. „Dieser Herr hat einige Fragen au Sie zu machen."

Und sie bezeichnete Herrn Jackal.

„Fragen an mich?" versetzte hoffärtig Susanne: „ei! ich kenne den Herrn nicht."

„Der Herr ist ein Repräsentant der Behörde," sagte rasch Madame Desmarets.

„Ein Repräsentant der Behörde," erwiederte Susanne „und was habe ich mit der Behörde zu thun?"

„Beruhigen Sie sich, meine liebe Susanne," sprach Madame Desmarets; „es handelt sich um Mina."

„Nun, was dann?"

Herr Jackal glaubte, es sei für ihn Zeit, sich in das Gespräch zu mischen.

„Was dann, mein Fräulein? dann wünschen wir einige Auskunft über Mademoiselle Mina zu erhalten."

„Ueber Mademoiselle Mina? Ich vermag Ihnen nur die Auskuft zu geben, die ihnen dieser Herr geben könnte."

Und sie deutete auf Justin.

„Das heißt, daß er sie einmal Abends in einem Kornfelde gefunden, daß er sie mit sich nach Hause genommen hat, und daß er auf dem Punkte war, sie zu heirathen, als von Rouen ich weiß nicht was für Nachrichten von einem unbekannten Vater ankamen, welche die Heirath verhinderten."

Herr Jackal hörte und betrachtete diese Creatur, die er zum Voraus als allen schlimmen Leidenschaften des Lebens hingegeben beurtheilte, mit einer Neugierde, welche bei jedem von ihr ausgesprochenen Worte einen Schritt auf dem Wege der Bewunderung machte.

„Nein, mein Fräulein," sagte er; „nicht hierüber wünschen wir Details zu erhalten, über etwas Anderes."

„Ist es etwas Anderes, so befragen Sie Mademoiselle Mina selbst, denn ich habe Ihnen soeben Alles gesagt, was ich von ihr weiß."

„Leider, mein Fräulein, können wir Ihren Rath nicht befolgen, so gut er auf den ersten Augenblick zu sein scheint."

„Und warum nicht?" fragte Susanne.

„Weil Mademoiselle Mina heute Nacht entführt worden ist."

„Ah! wahrhaftig? Arme Mina!" sagte Susanne

mit einem spöttischen Tone, der Justin einen Schrei des Zornes ausstoßen und Salvator die Stirne runzeln machte.

Herr Jackal, den diese Art, zu antworten, sichtbar reizte, bedeutete nichts desto weniger den zwei jungen Leuten durch ein Zeichen, sie mögen sich bewältigen.

„Und ich dachte," sprach er, „Sie, mein Fräulein, ihre vertraute Freundin, könnten uns einige Auskunft über ihr Verschwinden geben."

„Sie täuschen sich, mein Herr," erwiederte Susanne, „und ich habe Ihnen nichts über das Verschwinden meiner vertrauten Freundin zu sagen, da ich ebenso wenig von der Ursache und den Einzelnheiten dieses Verschwindens weiß, als ich vorher etwas vom Verschwinden selbst wußte."

„Mein Fräulein," sprach Salvator, „denken Sie an die Verzweiflung, in welche diese Entführung einmal einen Bräutigam und dann eine Mutter und eine Schwester versenkt, die sich daran gewöhnt hatten, Mademoiselle Mina als ihre Tochter und ihre Schwester zu betrachten."

„Ich begreife die Verzweiflung dieses Herrn und ich bemitleide ihn, sowie seine Familie von ganzer Seele; doch was soll ich hiebei machen! Ich habe Mademoiselle Mina gestern Abend um halb neun Uhr, das heißt in dem Augenblicke, wo sie in ihr Zimmer zurückkehrte verlassen, und ich habe sie seitdem nicht wiedergesehen. Wollen Sie nun so gut sein, mir zu sagen, meine Herren, ob das Alles ist, was Sie mich zu fragen haben."

„Dieser hoffärtige Ton steht einem Mädchen von Ihrem Alter schlecht an, mein Fräulein!" sprach mit strengem Tone Herr Jackal, indem er seinen Ueberrock öffnete und ein Ende seiner Schärpe sehen ließ, „und besonders wenn sich dieses Mädchen einem Manne, der das Gesetz repräsentirt, gegenüber befindet."

„Warum sagten Sie nicht sogleich, Sie seien Poli-

zeicommissär, mein Herr!“ versetzte Susanne mit einer bewunderungswürdig frechen Miene: „man hätte Ihnen mit allen Rücksichten geantwortet, die man einem Polizeicommissär schuldig ist.“

„Kürzen wir das ab, mein Fräulein,“ sagte Herr Jackal. „Ihr Name, Ihre Eigenschaften, Ihr Stand?“

„Das ist also ein Verhör?“ fragte Susanne.

„Ja, mein Fräulein.“

„Mein Name?“ sagte sie, „ich heiße Susanne von Valgeneuse; meine Eigenschaften? ich bin die Tochter des Herrn Marquis Denis Réné von Valgeneuse, Pair von Frankreich; Nichte von Herrn Louis Clément von Valgeneuse, Cardinal am römischen Hofe und Schwester des Grafen Lorédan von Valgeneuse, Lieutenant bei den Garden; mein Stand? ich bin Erbin von einer halben Million Einkünfte. Dies, mein Herr, sind mein Stand, meine Namen, und meine Eigenschaften.“

Diese mit einer wahrhaft königlichen Geringschätzung gegebene Antwort brachte eine verschiedene Wirkung auf die drei Männer hervor, die sie hörten, eine Wirkung, welche Madame Desmarets, ganz niedergeschlagen, durch das, was bei ihr vorging, nicht bemerkte.

Justin schauerte, denn er begriff seine, des armen, unbekannten, im Quartier Saint-Jacques verlorenen, Schulmeisters, Unmacht gegen diese hohe aristokratische Familie, an die er angestoßen.

„Susanne von Valgeneuse!“ sagte Herr Salvator, der einen Schritt vortretend, das Mädchen mit einem halb neugierigen, halb drohenden Auge betrachtete.

„Fräulein Susanne von Valgeneuse!“ wiederholte Herr Jackal zurückweichend, wie es ein Mensch hätte thun können, der bemerkt, daß er auf eine Schlange zu treten im Begriffe ist.

Dann knöpfte er langsam seinen Ueberrock zu und schien einen Augenblick nachzudenken.

Das Resultat seiner Reflexionen war, daß er ehr-

erbietig seinen Hut abzog und mit der höflichsten Miene, die er annehmen konnte, zu Susanne sagte:

„Verzeihen Sie, mein Fräulein, ich wußte aber nicht . . .“

„Ja, ich begreife, mein Herr: Sie wußten nicht, daß ich die Tochter meines Vaters, die Nichte meines Oheims, die Schwester meines Bruders war; gut, Sie wissen es nun; vergessen Sie es nicht.“

„Mein Fräulein,“ sprach Herr Jackal, „ich bedaure lebhaft, daß ich Ihnen mißfallen mochte. Ich bitte Sie, klagen Sie wegen meiner Beharrlichkeit nur die traurigen Pflichten an, welche zu erfüllen, meine Functionen mich nöthigen.“

„Schon gut! mein Herr,“ antwortete trocken Susanne. „Ist das Alles, was Sie mich zu fragen hatten?“

„Ja, mein Fräulein; doch lassen Sie mich Ihnen wiederholen, daß ich in Verzweiflung bin, Sie beleidigt zu haben, und erlauben Sie mir, zu hoffen, Sie werden keinen Groll gegen mich hegen wegen des albernen Handwerks, das die Justiz mich zu treiben verurtheilt.“

„Ich werde Sie zu vergessen suchen, mein Herr,“ sagte Susanne, indem sie sich zurückzog.

Und ohne Jemand zu grüßen, verließ sie den Salon, nicht um wieder in den Garten zu gehen, sondern um in ihr Zimmer hinaufzusteigen.

Herr Jackal, der sich an ihrem Wege fand, wich einen Schritt zurück und verbeugte sich tief.

Justin starb vor Begierde, Susanne zu erwürgen; denn mehr als je schien es ihm klar, daß Fräulein von Valgeneuse an der Entführung seiner Braut Theil gehabt hatte.

Salvator näherte sich ihm, ergriff seine Hände und sagte:

„Schweigen Sie; keine Bewegung, keine Geberde!“

„Es ist aber Alles verloren!“ flüsterte Justin.

„Nichts ist verloren, so lange ich Ihnen sage:

„„Hoffen Sie, Justin!““ Ich kenne diese Valgeneuse, und ich wiederhole Ihnen, nichts ist verloren; nur vergessen Sie den Namen Gibassier nicht.“

Sodann sich gegen Herrn Jackal umwendend, fragte er:

„Ich glaube, wir haben nichts mehr hier zu thun, nicht wahr, mein Herr?“

„In der That,“ antwortete Herr Jackal, ziemlich verlegen, indem er seine Brille in der Höhe der Augen befestigte, „in der That, ich glaube, wir werden nicht mehr erfahren, als was wir wissen.“

„Ja,“ sagte Salvator, „und wir wissen genug.“

Herr Jackal gab sich den Anschein, als hörte er nicht, näherte sich der Vorsteherin der Pension, die über die Wendung, welche die Sache genommen, ganz bestürzt war, und sprach zu ihr:

„Madame, ich habe die Ehre, Sie achtungsvoll zu grüßen.“

Sodann ganz leise:

„Wiederholen Sie Fräulein von Valgeneuse, ich sei gezwungen gewesen, zu thun, was ich gethan habe, und ich bitte Sie inständig, meinen Besuch als nicht geschehen zu betrachten.“

„Als nicht geschehen, ich verstehe, ja, mein Herr.“

Hienach verbeugte sich Herr Jackal zum zweiten Male vor Madame Desmarets, und ging dann ab, indem er Justin und Salvator ihm zu folgen winkte.

Salvator, wie man gesehen, ohne Zweifel in der Hoffnung, es werde ihm, ohne die Mitwirkung von Herrn Jackal gelingen, Justin mit Mina wieder zu vereinigen, schien seinen Entschluß hinsichtlich der Metamorphose des Polizeimanns gefaßt zu haben; nicht so war es aber bei Justin, der sich einen Augenblick, nach den Worten von Herrn Jackal selbst, auf der Spur seiner armen Entführten gesehen hatte.

An der Hausthüre sagte er auch:

„Verzeihen Sie, Herr Jackal . . :“

„Was steht zu Ihren Diensten, mein Herr?“ fragte der Polizeimann.

„Mir schien, nachdem Sie uns gesagt: „„Suchet die Frau!““ haben Sie gesagt: „„Wir haben die Frau!““ und Sie haben beigefügt: „Diese Frau ist Fräulein Susanne.““

„Habe ich das gesagt?“ fragte der Polizeimann mit erstaunter Miene.

„Sie haben es gesagt, mein Herr, und ich wiederhole nur Ihre eigenen Worte.“

„Herr Justin, Sie müssen sich täuschen.“

„Ich berufe mich auf Herrn Salvator.“

Herr Jackal warf Salvator einen Blick zu, der bedeutete: „Sie, der Sie mich begreifen, entziehen Sie mich der Verlegenheit.“

Salvator begriff wirklich Herrn Jackal, jedoch ohne ihn zu entschuldigen; er war daher unbarmherzig:

„Bei meiner Treue,“ erwiederte er, „mein lieber Herr Jackal, ich muß gestehen, daß Sie, wenn mein Gedächtniß genau ist, wirklich gesagt haben, was Ihnen von Herrn Justin wiederholt worden ist: Fräulein Susanne sei die Mitschuldige der Entführung.“

„Ich!“ versetzte Herr Jackal seine Lippen vorstreckend, „man hat immer Unrecht, dergleichen Dinge zu sagen, ehe sie bewiesen sind. Mitschuldig! habe ich gesagt, das Mädchen sei mitschuldig, so habe ich Unrecht gehabt.“

„Aber, mein Herr, Sie haben sie zuerst angeklagt!“ rief Justin; „erinnern Sie sich doch dessen, was Sie von ihr im Zimmer der armen Mina sagten?“

„Angeklagt ist nicht das richtige Wort; beargwohnt vielleicht, und auch dies . . .“

„Also Sie argwohnen nicht einmal mehr?“

„Das heißt, ich bin tausend Meilen davon entfernt,

sie zu beargwohnen! Die arme Unschuldige! Gott behüte mich hievor!“

„Und diese zusammengepreßten Lippen,“ sagte Salvator, „und dieses harte Auge, und diese schlimme Physiognomie?“

„Ich hatte sie so in der Entfernung gesehen; doch in der Nähe hat sich Alles verändert: die Lippe ist anmuthig, das Auge stolz, die Physiognomie würdig und erhaben.“

Sodann, da sich Justin nicht mit dieser Apologie zu begnügen schien, welche, nach der ersten von Herrn Jackal über Fräulein von Valgeneuse ausgesprochenen Meinung, seltsam erscheinen konnte, sagte er, während er sich in seinen Wagen flüchtete:

„Besuchen Sie mich, Herr Justin, besuchen Sie mich binnen acht Tagen auf der Polizeipräfectur: wahrscheinlich werde ich Ihnen eine gute Kunde zu geben haben; sogleich heute Abend, bei meiner Ankunft, werde ich alle meine Leute ins Feld rücken lassen.“

„Kehren Sie nach Hause zurück, Justin,“ sprach Salvator, dem armen Schulmeister herzlich die Hand drückend, „und ich übernehme es, Ihnen, ehe vierundzwanzig Stunden vergehen, zu sagen, was Sie zu hoffen oder zu fürchten haben.“

Als er sodann Herrn Jackal seinen Wagen schließen sah:

„Nun! Herr Jackal, was machen Sie denn? Sie haben mich hierher gebracht, Sie müssen mich wieder zurückführen. Ueberdies,“ fügte er bei, während er bei Herrn Jackal Platz nahm, und den Wagenschlag an sich zog, „überdies habe ich mit Ihnen über die Valgeneuse zu reden.“

„Nach Paris!“ rief Herr Jackal, der offenbar lieber den Weg ganz allein gemacht hätte.

Der Wagen ging in starkem Trabe der Pferde ab.

Justin kehrte traurig, niedergeschlagen, und nur schwach auf das Versprechen von Salvator zählend, zurück.

LXXVI.

Wo der Leser gebeten wird, nicht eine Zeile zu überspringen.

Herr Jackal hatte sich in eine Ecke des Wagens gedrückt; Salvator saß in der andern.

Der Wagen rollte rasch fort.

Salvator schien trotz dessen, was er Platz nehmend gesagt hatte, entschlossen, den Lauf der Reflexionen von Herrn Jackal nicht zu unterbrechen; nur hätte man glauben sollen, er bewache ihn unabläßig mit den Blicken: dieses spöttische, fast verächtliche Auge begegnete Herrn Jackal, so oft er seine Augen aufschlug.

Endlich kam ein Moment, wo die Erklärung, welche Salvator von ihm, zu verlangen geschienen hatte, dem Polizeimann weniger peinlich dünkte, als dieses Stillschweigen.

Nachdem er abwechselnd seine Brille emporgehoben und gesenkt hatte, nachdem er mit wachsender Energie ein paar Prisen Tabak genommen, entschloß er sich und fragte den Commissionär interpellirend:

„Sagten Sie mir nicht, lieber Herr Salvator, Sie haben mit mir über die Valgeneuse zu reden?“

„Ich wollte Sie fragen, mein lieber Herr Jackal, was Sie veranlaßt habe, so rasch Ihre Meinung, in Betreff der Kleinen, zu ändern . . . Soll ich das Wort sagen, Herr Jackal?“

„St! . . wir sind nun wir zwei: Sie sind ein verständiger Mann; nicht verliebt . . ."

„Wer sagt Ihnen das?"

„Wenigstens nicht verliebt in ein entführtes Mädchen; so daß Sie nicht den Kopf verloren haben und begreifen können."

„Ich habe auch vollkommen begriffen!"

„Was haben Sie begriffen?"

„Daß Sie Furcht hatten, lieber Herr Jackal."

„Dafür stehe ich Ihnen!" seufzte der Polizeimann, der wenigstens den Muth seiner Feigheit besaß; „als nämlich dieses Mädchen seinen Namen nannte, durchlief ein Schauer meine Adern."

„Herr Jackal, ich glaubte, der erste Artikel des Codex sei der: „„Alle Menschen sind gleich vor dem Gesetze.""

„Lieber Herr Salvator, man setzt dergleichen Artikel in alle Codices, wie man oben an die königlichen Ordonnanzen setzt. „„Karl von Gottes Gnaden, König von Frankreich und Marmora."" Ludwig XVI. gebrauchte auch diese Formel, und wer hat ihm den Kopf abgehauen? Wo sehen Sie denn die Gnade Gottes, mein lieber Herr Salvator, in dem, was auf dem Revolutionsplatze am 21. Januar 1793, Nachmittags um vier Uhr, vorfiel?"

„So daß Sie sich zum Voraus, — und zwar, weil sie einer Entführung, welcher Sie dieselbe vollkommen unschuldig wissen, eine junge Person anklagen, die Sie selbst für fähig halten, eines Tages ein großes Verbrechen zu begehen, — schon abgesetzt, eingekerkert, und, wer weiß? vielleicht in Ihrem Gefängniß erdrosselt sehen, wie Toussaint Louverture oder Pichegru."

„Scherzen Sie nicht, Herr Salvator: bei meinem Ehrenworte, ich habe an Alles das, was Sie sagen, gedacht."

„Diese Valgeneuse sind also sehr mächtige Leute?"

„Ei! mein lieber Herr, da ist vor Allem der Marquis, der das Ohr des Königs hat; sodann der Cardinal, der das Ohr des Papstes hat; ferner der Lieutenant . . ."

„Der das Ohr des Teufels hat!" unterbrach Salvator. „Ah! ich begreife. Ist nicht außerdem Alles das, ich weiß nicht welcher Gesellschaft, affiliirt?"

Herr Jackal schaute Salvator an.

„Ei! ja. Ist der Marquis nicht endlich einer der Protectoren von Saint-Acheul*), und hat er nicht bei den letzten Processionen eine der Troddeln vom Himmel getragen?"

Herr Jackal schüttelte den Kopf von oben nach unten.

„Wie seltsam ist das!" sagte Salvator; „und ich glaubte, die Jesuiten seien eine Erfindung des Constitutionnel!"

„Ah! mische!" rief Herr Jackal mit dem Tone eines Menschen, der sagen würde: „Armes Kind, wie naiv sind Sie!"

„So daß Sie glauben, lieber Herr Jackal," fuhr Salvator fort, „es wäre Gefahr dabei, sich an diesen Leuten zu reiben?"

„Sie kennen die Fabel vom irdenen Topfe und vom eisernen Topfe!"

„Ja."

„Nun, so machen Sie die Anwendung."

„Aber," fragte Salvator, „hatte denn der Chef der Familie, der vor fünf bis sechs Jahren starb, keine Kinder, daß das ganze Vermögen an seinen Bruder übergegangen ist?"

„Das heißt," erwiederte Herr Jackal, „er war nie verheirathet."

---

*) Saint-Acheul, bis zum Jahre 1830 Erziehungsanstalt der Jesuiten bei Amiens. Der Uebersetzer.

„Ah! ja, ich erinnere mich . . . Ist da nicht eine Geschichte von einem natürlichen Kinde, von einem natürlichen Sohne, welcher adoptirt, anerkannt werden sollte, der es aber nicht wurde!"

Herr Jackal schaute Salvator mit einem schiefen Auge an und fragte ihn:

„Woher wissen Sie das?"

„Ei!" erwiederte der Commissionär, „in unserem Stande erfährt man, wenn man ein wenig Beobachter ist, viele Dinge! Ich habe die Briefe einer schönen Dame einem gewissen Herrn Conrad von Valgeneuse gebracht, der in der Rue du Bac wohnte; bei meiner Treue, in demselben Hotel, das heute der Marquis bewohnt."

„So ist es, so ist es," sagte Herr Jackal.

„Das ist eine sehr dunkle Geschichte, nicht wahr?"

„Nicht für Jedermann," bemerkte Herr Jackal mit einer tief selbstzufriedenen Miene.

„Ich begreife," sagte lachend Salvator, „nicht für diejenigen, welche die Frau gefunden haben."

„Nun wohl, nein," erwiederte der Polizeimann, „außerordentlicher Weise war keine Frau bei dieser ganzen Angelegenheit."

„Was war denn dabei? Sie wissen, mein lieber Herr Jackal, hat man einen jungen Mann gekannt, der schön, reich, glücklich war, und dieser junge Mann ist plötzlich verschwunden, so ist es einem nicht unangenehm, zu erfahren, was aus ihm geworden?"

„Das ist nur zu richtig . . . um so mehr, als ich Ihnen Alles, oder beinahe Alles sagen kann."

„Da ist ein beinahe, das sehr einem geistigen Vorbehalte gleicht! Sollten Sie zugleich auch eine Troddel vom Himmel der berufenen Saint-Acheul-Procession gehalten haben?"

„Oh! bei Gott, nein!" rief Herr Jackal: „ich habe Angst vor den Jesuiten; ich beschütze sie unter der Be-

dingung der Wiedervergeltung; doch ich liebe sie nicht. Ich gebrauchte das Wort beinahe, weil man bei unserem Stande nicht immer Alles, was man weiß, sagen kann."

„Und dann weiß man zuweilen auch nicht Alles," erwiederte Salvator, auf die ihm eigenthümliche spöttische Weise lachend.

„Nun wohl, so hören Sie," sprach Herr Jackal, Salvator über seine Brille anschauend; „ich will Ihnen sagen, was ich weiß; sodann werden Sie mir sagen, was ich nicht weiß."

„Der Handel ist geschlossen."

„Nun denn! . . Der Chef der Familie, der Marquis Charles Emmanuel von Valgeneuse, Pair von Frankreich und Eigenthümer eines ungeheuren Vermögens, das er von einem mütterlichen Oheim geerbt, hatte nie heirathen wollen, und man gab die Ehre dieses Geschmacks von Herrn Emmanuel von Valgeneuse für das Cölibat einem schönen jungen Manne, der schlechtweg Herr Conrad hieß, den jedoch allmälig die Vertrauten des Hauses, sodann die Freunde des Marquis und endlich die Freunde Herrn Conrad von Valgeneuse nannten.

„War das nicht sein Name?"

„Durchaus nicht: der schöne junge Mann war ein Kind der Liebe, eine Jugendsünde des Marquis, der nur durch die Augen von Herrn Conrad sah."

„Aber, mein lieber Herr Jackal," fragte Salvator, „warum, wenn er den jungen Mann so sehr liebte, warum hinterließ er sein ganzes Vermögen dem Bruder, dem Neffen, der Nichte, während der schöne junge Mann, wie man mir gesagt hat, im Elend starb?"

„Ah! das kommt gerade davon her, daß ihn sein Vater zu sehr liebte! Sie wissen, es gibt ein Sprüchwort, welches sagt: „Das Uebermaß schadet in allen Dingen.""

„Ja, in der That, mir schien, der arme Marquis, — der plötzlich gestorben ist, nicht wahr?" fragte Salvator, — habe diesen jungen Mann sehr geliebt."

Herr Jackal schaute diesmal Salvator über seine Brille an.

„Er liebte ihn so sehr, mein bester Herr," erwiederte er, „daß, wie ich Ihnen sagte, diese zu große Liebe die Ursache vom Ruine des jungen Mannes war."

„Erklären Sie mir das."

„Es gibt zwei Arten, einem natürlichen Kinde gegenüber zu Werke zu gehen. Die erste, welche sehr einfach, und darum Jedermann zu Gebot steht, ist, daß man in dem Augenblicke, wo man das Kind auf der Mairie einregistriren läßt, erklärt, man sei der Vater desselben; oder, sind Sie durch irgend einen Grund verhindert worden, diese Förmlichkeit zu erfüllen, so suppliren Sie dadurch, daß Sie eine Anerkennungsurkunde vor dem Notar unterzeichnen; nur können Sie in diesem Falle dem Kinde, während Sie ihm Ihren Namen hinterlassen, nicht mehr, als den fünften Theil von Ihrem Vermögen hinterlassen. Die zweite Art ist, zu warten, bis man fünfzig Jahre zählt, und an dem Tage, wo man fünfzig Jahre alt ist, einen Notar kommen zu lassen und das Kind zu adoptiren, da nach dem Gesetze die Adoption nicht vor diesem Alter stattfinden darf, dann können Sie Ihrem Adoptivkinde nicht nur Ihren Namen, sondern auch Ihr Vermögen geben. Dieses letzte Mittel zog Herr von Valgeneuse vor; dem zu Folge ließ er an dem Tage, wo er sein fünfzigstes Jahr erreicht hatte, einen Notar kommen, schloß sich mit ihm in sein Cabinet ein und stellte die Adoptionsurkunde aus; doch in dem Augenblicke, wo er die Feder nahm, um zu unterzeichnen, wollte das Verhängniß, daß der Marquis Emmanuel vom Schlage gerührt wurde."

„In dem Augenblicke, wo er die Feder nahm, um zu unterzeichnen, oder in dem Augenblicke, wo er die

Feder niederlegte, nachdem er unterzeichnet hatte?" fragte Salvator.

Diesmal nahm Herr Jackal seine Brille ganz ab, schaute Salvator ins Gesicht und sagte:

„Bei meiner Treue, Herr Salvator, wenn Sie das wissen, so wissen Sie mehr, als ich, und mehr, als die ganze Welt; denn hier lag die Frage: war die Urkunde unterzeichnet oder zu unterzeichnen? That is the question! wie Hamlet sagt. Was den Marquis betrifft, — er konnte nichts mehr sagen, aus dem vortrefflichen Grunde, weil er, obschon er den Unfall drei Tage überlebte, nicht einen Moment mehr zum Bewußtsein kam."

„Nun wohl, Herr Jackal, sprechen Sie offenherzig, unter vier Augen, wie wir sind, was ist Ihre Ansicht?"

„Meine Ansicht ist," antwortete Herr Jackal, der Frage ausweichend, „daß die Familie ein wenig hart gegen den armen Herrn Conrad war."

„Ein wenig hart? Bah!" sagte Salvator; „sobald die Urkunde nicht unterzeichnet war, oder der Notar sie nicht wenigstens bestätigte, welche Rücksichten war man denn einem Bastard schuldig?"

„Es war weltkundig, daß dieser Bastard der Sohn des Marquis Emmanuel," bemerkte Herr Jackal.

„Ja; nun, wenn man dies zugestand, mußte man dem jungen Manne wenigstens den fünften Theil von diesem Vermögen geben, auf das er ein Recht gehabt hätte, wäre er anerkannt gewesen; und der fünfte Theil von diesem Vermögen mochte ungefähr zwei Millionen sein. Besser war es, Alles zu leugnen, den Sitz in der Kammer der Pairs erben, den Titel erben, das Vermögen erben und den Bastard fortjagen! .. That man das nicht, Herr Jackal, und jagte man den Bastard nicht fort?"

„Welcher übrigens sehr würdig abging, wie es scheint, denn er ließ seine Pferde in den Ställen, seine Wagen in den Remisen, seine Banquebillets im Secretär, und nahm nur, — selbst seine Feinde lassen ihm

diese Gerechtigkeit widerfahren, — zweitausend Franken mit, von denen er glaubte, sie gehören wirklich ihm, da er sie am Abend vorher im Ecarté gewonnen."

„Teufel!" rief Salvator, „ein junger Mann, an Ausgaben gewöhnt, wie es Herr Conrad war, kommt nicht weit mit zweitausend Franken."

„Nun, da täuschen Sie sich, mein lieber Herr," erwiederte der Polizeimann; „wir halten das Auge auf diese ruinirten Familiensöhne, wie Protectoren der Gesellschaft: mit diesen zweitausend Franken lebte er fünfzehn Monate, er suchte alle ehrlichen Mittel, um seinen Lebensunterhalt zu verdienen, als Musiklehrer, als Zeichnungslehrer, als Lehrer im Englischen und im Französischen, — denn er war sehr unterrichtet, der arme Junge! — doch nichts glückte ihm: er fand nirgends Beschäftigung, so daß er eines Tags, bei meiner Treue, auf das Aeußerste getrieben, wie es scheint, einsehend, daß es für ihn keine Möglichkeit mehr gab, zu leben, ohne ein unterhaltener Mensch, Dirnenwirth und Gauner zu werden, den Entschluß faßte, mit dem Dasein ein Ende zu machen, eine Pistole bei Lepage kaufte, — die Pistole wurde von demjenigen, welcher sie verkauft hatte, erkannt, — einen Gang nach den Tuilerien, den Champs-Elysée's und dem Bais unternahm, um von seinen alten Kameraden und seinen alten Geliebten Abschied zu nehmen, durch die Rue Saint-Honoré zurückkam, in die Kirche Saint-Roche eintrat, hier sein Gebet verrichtete, sich sodann nach der Rue de Buffon begab, wo er ein bescheidenes Stübchen hatte . . ."

„Und was that er, als er in diesem bescheidenen Stübchen war," fragte Salvator.

„Mein Gott, er that, was Colombau und Carmelite gethan haben. Er schrieb einen langen Brief, nicht an seine Freunde, — er hatte keine, oder wenigstens seit dem Tage, wo er von seinem Oheim und von seinen Vettern aus dem Hotel der Rue du Bac weggejagt wor-

den war, hatte er keine mehr, aber an den Polizeicommissär seines Quartiers; in diesem Briefe erzählte er Alles, was er seit fünfzehn Monaten gelitten, den Kampf, den er ausgehalten, die Unmöglichkeit, in der er sich befand, ihn länger fortzusetzen, und den Entschluß, den er gefaßt, sich eine Kugel vor den Kopf zu schießen, um ein ehrlicher Mann zu bleiben; wonach er sich zu Bette legte, sein Licht anzündete, ein paar Blätter der Neuen Héloise über den Selbstmord las und sich erschoß."

„Bei meiner Treue, Herr Jackal," sagte Salvator, „Sie sind ein wahres Tagebuch."

„Ah!" erwiederte der Polizeimann, „es ist kein großes Verdienst von mir, wenn ich Ihnen diese Einzelheiten gebe; die Selbstmorde gehören zu meiner Specialität, und ich habe das Protocoll über den Selbstmord von Herrn Conrad gemacht."

„Wahrhaftig!"

„Ja."

„Ihnen, mein lieber Herr Jackal, verdankt also der arme junge Mann die letzte Sorge, die ihm zu Theil wurde, und die Constatirung seines Todes?"

„Die Constatirung war nicht schwierig; die Pistole war unmittelbar am Kopfe losgedrückt worden; die Hälfte des Gesichtes war weggeschossen, und was davon übrig blieb, war verbrannt; die Constatirung geschah auch mehr durch den Brief, als durch die wegen der Verstümmelung des Körpers unmöglich gewordene Erkennung einer Identität."

„Die Valgeneuse wurden, denke ich, von der Katastrophe unterrichtet?"

„Ich brachte ihnen selbst die Nachricht mit einer Abschrift des Protocolls."

„Welche Nachricht und welches Protocoll einen tiefen Eindruck auf sie machen mußten."

„Ja, mein lieber Herr, einen tiefen Eindruck, tief angemessen."

„Ich begreife: die Existenz dieses jungen Mannes beunruhigte sie.“

„Sie baten mich auch, sorgsam über die letzten Einzelheiten zu wachen, und übergaben mir eine Summe von fünfhundert Franken, damit die Dinge anständig abgemacht würden.“

„Ah! die edlen Verwandten!“ rief Salvator.

„Sie ersuchten mich noch, ihnen das Duplicat vom Beerdigungsprotocoll zu bringen, wie ich ihnen das Duplicat vom Selbstmordsprotocoll gebracht hatte.“

„Was Sie hoffentlich thaten, Herr Jackal.“

„Gewissenhaft, ich darf es wohl sagen: ich führte den Leichenwagen nach dem Friedhofe des Père-Lachaise; ich ließ den Sarg in meiner Gegenwart in ein auf ewige Zeiten gekauftes Terrain versenken; ich gab Befehl, auf das Grab einen Stein zu setzen, in den der einfache Name: **Conrad**, gegraben war, und ich sagte dem Marquis, er könne ruhig sein bis zum Tage der ewigen Auferstehung, und er werde wahrscheinlich seinen Neffen erst im Thale Josaphat wiedersehen.“

„Und in diesem Glauben schläft die ganze Familie auf beiden Ohren?“ sprach Salvator.

„Was sollen sie befürchten?

„Ei! ei! man hat so außerordentliche Dinge gesehen.“

„Was kann geschehen?“

„Lieber Herr Jackal, wir sind im Bas-Meudon; würden Sie die Güte haben, halten zu lassen?“

„Herr Jackal zog die Schnur, welche dem Kutscher das Zeichen, Halt zu machen, gab.

Der Kutscher hielt seine Pferde an.

Salvator öffnete den Schlag und stieg aus.

„Verzeihen Sie,“ sagte Herr Jackal, „Sie haben nicht geantwortet.“

„Worauf?“ fragte Salvator.

„Auf die Frage: „„Was kann geschehen?““

„In Betreff Conrads?“

„Ja.“

„Nun wohl, lieber Herr Jackal, es kann geschehen, daß Conrad nicht todt ist; daß er folglich, um wiederzuerscheinen, nicht den Tag der ewigen Auferstehung abwartet und daß ihm der Herr Marquis von Valgeneuse anderswo, als im Thale Josaphat begegnet . . . Gott befohlen, lieber Herr Jackal!“

Und den Wagenschlag schließend, ließ Salvator Herrn Jackal so betäubt zurück, daß er es war, der, statt des Polizeimanns, sagen mußte:

„Kutscher, Rue de Jerusalem!“

LXXVII.

Die feindlichen Collegen.

Während Herr Jackal, seine Nase mit Tabak vollstopfend, in der Absicht, seine Idee aufzuklären und etwas von dem Räthsel zu begreifen, das ihm Salvator, indem er sich entfernte, zugeworfen hatte, im starken Galopp seiner Pferde nach Paris zurückkehrte, suchte Salvator Jean Robert wieder im Leichenhause auf.

Das war gerade in dem Augenblicke, wo Carmelite allmälig wieder zu Verstande kam und ihre drei Freundinnen, die sie nicht einen Moment verlassen, sich der schmerzlichen Aufgabe unterzogen, ihr die Unglückskunde zu eröffnen.

Dominique war seit einer Viertelstunde, den Leib von Colombau mit sich führend, nach Penhoël abgegangen.

Ludovic, nachdem er eine strenge Verordnung hinterlassen und am andern Tage wiederzukommen versprochen,

kehrte seinerseits nach der Rue Notre-Dame-des-Champs, wo er wohnte, zurück.

Jean Robert endlich erwartete Salvator, um sich mit ihm nach Paris zu begeben.

Folgen wir der von unseren Personen, mit welcher für den Augenblick das größte Interesse verknüpft sein soll, nämlich Ludovic; wir werden zu den Anderen später zurückkommen.

Ludovic, dessen Kopf ein wenig durch den Tag und die Nacht, die er zugebracht, beschwert war, beschloß, zu Fuße nach Paris zu gehen.

Der Weg vom Bas-Meudon nach der Rue Notre-Dame-des-Champs, wenn man durch Vanvres geht, ist nur eine Promenade.

Ludovic kehrte also spazierend zurück und durchschritt das Dorf Vanvres, als er vor einem Hause, in das wir schon einen unserer Helden geführt haben, etwa fünfzig knieende Personen, Männer, Weiber und Kinder, erblickte, alle betend, die Thränen in den Augen, daß ein Wunder das Leben dem guten, dem redlichen, dem wohlthätigen Herrn Gérard wiedergebe, dem der Pfarrer vom Bas-Meudon, von seinem Gange nach Bellevue zurückgekehrt, das Abendmahl reichte.

Bei diesem ziemlich seltenen Schauspiele blieb Ludovic stehen, näherte sich der Gruppe, die ihm die trostloseste zu sein schien, und fragte:

„Warum weinet Ihr, meine Freunde?"

„Ach!" antwortete eine Stimme, „wir weinen um den Vater der ganzen Gegend."

Ludovic erinnerte sich, daß man wirklich den Abbé Dominique geholt hatte, um die Beichte eines Sterbenden zu hören.

„Ah! ja," sagte er „Ihr beweint Herrn Gérard!"

„Den Freund der Unglücklichen, den Wohlthäter der Armen."

„Ist er gestorben?" fragte Ludovic.

„Nein; doch in Folge einer Unterredung, die dieser würdige Mann mit einem Mönche gehabt, fühlte er sich so geschwächt, daß man nach dem Abendmahle geschickt hat, und daß ihn in diesem Augenblicke der Herr Pfarrer von Meudon mit dem Sterbsacramente versieht.“

„Ach!“ riefen im Chore die Dorfbewohner, Seufzen und Schluchzen verdoppelnd.

Ludovic war, unter seiner Skeptikermaske, mit einer weiblichen Empfindsamkeit begabt; die aufrichtigen Thränen gingen ihm gerade zum Herzen, und zogen unmerklich seine Thränen an.

„Wie alt ist denn der Kranke!“ fragte er.

„Kaum fünfzig Jahre, Herr,“ antwortete ein Bauer.

„Ah!“ sagte ein Anderer, „es ist wahrlich keine Barmherzigkeit vom guten Gott, daß er ihn uns so jung nimmt, während es so viele böse Leute gibt, die er auf der Erde läßt.“

„In der That,“ sprach Ludovic, „fünfzig Jahre, das ist kein Alter, um zu sterben, besonders, wenn man beklagt wird, wie das bei Herrn Gérard der Fall zu sein scheint.“

Sodann, nachdem er einen Augenblick unschlüssig gewesen, fügte er bei:

„Kann man den Kranken sehen?“

„Sollten Sie zufällig Arzt sein?“ fragten alle Anwesenden.

„Ja,“ antwortete Ludovic.

„Arzt von Paris?“

Ludovic lächelte.

„Arzt von Paris.“

„Oh! dann treten Sie geschwinde ein,“ sprach ein alter Bauer.

„Der Himmel schickt Sie,“ sagte ein Weib.

Und zu gleicher Zeit umringten ihn die Bauern, die Einen ihn bittend, die Andern ihn fortschiebend, so daß er sich fast ins Haus getragen sah.

Außer den auf der Straße knieenden Personen waren Leute in der Hausflur, auf der Treppe, im Vorzimmer, sogar im Schlafzimmer des Sterbenden.

Doch bei den Worten: „Es ist ein Arzt von Paris! es ist ein Arzt von Paris!“ trat Jeder auf die Seite, um Ludovic vorbeigehen zu lassen.

Der Sterbende hatte soeben communicirt, und das Glöckchen ertönte verkündigend, das heilige Werk sei vollbracht.

Ludovic verbeugte sich wie die Anderen, so wenig gläubig er war, als der Priester vorüberkam, dem der Kirchendiener und Chorknaben voranschritten, und fremde Personen folgten, welche in einer frommen Absicht ihre Gebete mit denen der Kirche vermengt hatten.

Als er sodann den Kopf wieder aufrichtete, fand er sich, er, der Dritte, im Zimmer des Sterbenden.

Die zwei anderen Personen waren Herr Gérard, der, völlig vernichtet, auf seinem Bette mit dem Tode zu ringen schien, und ein Mann von ungefähr fünfzig Jahren, mit grauen Haaren und grauem Schnurrbarte, an seinem Knopfloche das Kreuz der Ehrenlegion tragend, welcher, auf das Bett gestützt, mit einem wirklichen Interesse den beinahe sichtbaren Fortschritten des Todes auf dem Gesichte des Sterbenden zu folgen schien.

Als sich die zwei Männer einander gegenüberstanden, fingen sie damit an, daß sie sich anschauten, Jeder von ihnen wahrscheinlich, um zu wissen, mit wem er es zu thun hatte; sodann, da ihn diese forschende Beschauung für seinen Theil durchaus nichts gelehrt hatte, trat Ludovic näher hinzu, und sagte mit der Höflichkeit eines jungen Mannes einem Manne gegenüber, der noch einmal so alt ist als er:

„Der Herr ist wohl der Bruder des Kranken?“

„Nein, mein Herr,“ antwortete der Mann mit dem grauen Schnurrbarte, indem er Ludovic fortwährend aufmerksam betrachtete; „ich bin sein Arzt. Und Sie?“

„Ich, mein Herr," sprach Ludovic sich verbeugend, „ich habe die Ehre, Ihr College zu sein."

Der Mann mit dem grauen Schnurrbarte faltete leicht die Stirne und erwiederte:

„Ja, soweit ein junger Mann von fünfundzwanzig Jahren der College von einem Manne sein kann, der zehn Jahre seines Lebens auf den Schlachtfeldern und fünfzehn Jahre am Krankenbette zugebracht hat."

„Verzeihen Sie, mein Herr," versetzte Ludovic, „ich sehe, daß ich die Ehre habe, mit Herrn Pilloy zu sprechen."

Der Arzt richtete sich hoch auf und fragte:

„Wer hat Ihnen meinen Namen gesagt, mein Herr?"

„Ich habe ihn auf eine sehr einfache Art erfahren, und er war begleitet von den größten Lobeserhebungen. Der Zufall führte mich zu zwei unglücklichen Leuten, die sich im Bas-Meudon mittelst Kohlendampfs getödtet haben; ich forderte sogleich den Beistand eines Collegen: man nannte Ihren Namen, ich schickte zu Ihnen; bei Ihnen antwortete man, Sie seien am Bette von Herrn Gérard."

„Und Ihre Erstickten?" fragte der militärische Arzt ein wenig besänftigt durch die Höflichkeit des jungen Mannes.

„Ich konnte nur einen Theil retten, mein Herr; wären Sie da gewesen, so hätten wir vielleicht Beide gerettet."

„Und dann," sprach Herr Pilloy, „da Sie sich am Orte befanden und erfuhren, es sei ein Kranker im Hause, traten Sie ein?"

„Ich würde mir eine solche Unschicklichkeit nicht erlaubt haben, da ich wußte, daß Sie bei Herrn Gérard waren, hätten mich nicht die braven Leute, welche vor der Thüre weinen, gleichsam dazu gezwungen. Der äußerste Schmerz ist leichtgläubig, wie Sie wissen, mein Herr; verzeihen Sie ihnen, und wenn Sie ihnen verziehen haben, verzeihen Sie mir ebenfalls."

„Ei! ich habe weder diesen Leuten, noch Ihnen etwas zu verzeihen, mein Herr: Sie sind willkommen, und zwei Räthe sind immer mehr werth als einer. Leider," fügte er die Stimme dämpfend bei, „leider würden, wie ich glaube, alle Räthe der Welt hier nichts mehr fruchten."

Und noch leiser sagte der Militärarzt:

„Das ist ein verlorener Mann!"

So leise er gesprochen hatte, der Kranke hörte, was der gute Herr Pilloy sagte, und gab einen Seufzer von sich.

„St!" machte Ludovic.

„Warum st?" fragte der Wundarzt.

„Weil das Gehör der letzte Sinn ist, der in uns fortlebt, und der Kranke Sie gehört hat."

Herr Pilloy schüttelte den Kopf, wie ein Mensch, der zweifelt.

„Es ist also," fragte Ludovic, sich ans Ohr von Herrn Pilloy neigend, „es ist also keine Hoffnung mehr?"

„Das heißt," antwortete der Militärarzt, „in zwei Stunden wird er todt sein."

Ludovic legte eine Hand auf den Arm von Herrn Pilloy und deutete mit der andern auf den Kranken, der sich in seinem Bette bewegte.

Herr Pilloy machte ein Zeichen mit dem Kopfe, welches bedeutete: „Oh! er mag sich immerhin bewegen, er wird dennoch sterben!"

Sodann seine Pantomime durch das Wort übersetzend:

„Heute Morgen hatte ich noch die Hoffnung, ihn achtundvierzig Stunden zu erhalten; ich weiß aber nicht, welcher Einfaltspinsel ihm den Gedanken, zu beichten, in den Kopf gesetzt hat, was ganz unnöthig war, da ich ihn kenne, seitdem er in Vanvres wohnt, und er ein unbescholtener Mann ist. — Er blieb drei Stunden mit einem Mönche eingeschlossen, und Sie sehen nun, in welchem Zustande ihn der fromme Mann zurückgegeben hat! Ah! die Priester, die Mönche, die Pfaffen, die

Jesuiten!" murmelte der alte Soldat; „und wenn man bedenkt, daß der Kaiser, dem wir so gute Dinge verdanken, uns Alles dies wiedergegeben hat!"

„Von welcher Krankheit ist Herr Gérard befallen?" fragte Ludovic.

„Ei! von der gewöhnlichen Krankheit, bei Gott!" erwiederte Herr Pilloy, die Achseln zuckend, als gäbe es auf der Welt nur eine Art von Krankheit.

Bei den Worten: Von der gewöhnlichen Krankheit, lächelte Ludovic; er hatte einen Schüler von Beaussais erkannt, der die Lectionen dieses großen Meisters verständig zur Anwendung brachte.

Als er aber sodann bedachte, daß das Dasein eines Menschen, das Gott für einen so kurzen Zeitraum gibt, und für die Ewigkeit wiedernimmt, zuweilen den Händen eines Ignoranten, oder, was noch schlimmer, eines Fanatikers überlassen ist, da verschwand sein Lächeln; er zuckte unbemerkbar die Achseln, und schaute den alten Wundarzt mit der Miene eines Mannes an, der auf seiner Hut ist.

„Unter der gewöhnlichen Krankheit verstehen Sie ohne Zweifel eine Magenentzündung?"

„Natürlich," antwortete der Wundarzt; „man kann sich bei Gott! hierin nicht täuschen. Sehen Sie nur selbst."

Von seinem Collegen ermächtigt, näherte sich Ludovic dem Bette.

Der Kranke schien in einem Zustande völliger Erschlaffung zu sein; sein Athem war geräuschvoll schwer, beklommen; wenn er athmete, hob sich seine Brust ganz empor, wie beim Röcheln.

Ludovic studirte das Gesicht, ging vom Allgemeinen zu den Theilen, vom Ganzen zu den Einzelnheiten über.

Das Gesicht war bleich und von einer gelblichen Färbung; die Extremitäten waren feucht und kalt; ein klebriger Schweiß war auf dem ganzen Gesichte verbreitet, und perlte besonders an der Wurzel der Haare.

Nach diesen äußeren Symptomen urtheilte Ludovic, die Krankheit sei in der That bedenklich; er sah aber den Kranken nicht in dem absolut verzweifelten Zustand, wie sein College.

„Sie leiden sehr, mein Herr?“ fragte er.

Bei dieser Frage, gemacht von einer neuen Stimme, welche Herrn Gérard eine verlorene Hoffnung wiederzugeben schien, öffnete dieser die Augen und wandte den Kopf gegen den Sprecher um, der mit ihm sprach.

Ludovic war erstaunt über die Vitalität, welche noch im Auge des Sterbenden herrschte, eine Vitalität, welche in keinem Verhältniß zu dem scheinbaren Verfalle seiner Kräfte stand; das Weiße des Auges war gelb; die Gesichtszüge waren entstellt; das Gesicht erschien todt; doch das Auge, oder vielmehr das Herz des Auges, war nicht so todt, als das Gesicht. Es war in diesem Auge noch Kraft und Leben.

„Wollen Sie mir Ihre Zunge zeigen,“ sagte Ludovic.

Herr Gérard zeigte seine Zunge; sie hatte eine weißgelbe, ins Gräuliche fallende Farbe, war belegt, und das in ihrem ganzen Umfange, doch sie hatte nicht die schmale Spitze, wie die der Schlangen; sodann war sie weder fast blutig an ihrer Extremität, noch roth an ihren Rändern, wie es die Zunge bei der Magenentzündung ist.

Bis dahin war Ludovic im Zweifel gewesen, von diesem Augenblicke an trat er in die Gewißheit ein.

Durch eine unwillkürliche, beinahe maschinenmäßige Bewegung wandte sich auch sein Blick vom Kranken auf den Wundarzt, und zwar mit einem Ausdrucke, in welchem man sich nicht täuschen konnte.

Dieser Ausdruck wollte klar besagen: „Ei! Sie sehen wohl, daß es nicht die Magenentzündung ist.“

Der alte Miltärarzt schien, in seinem Selbstvertrauen, weder die Bewegung noch den Blick von Ludovic zu bemerken.

Diese Gleichgültigkeit eines Collegen, der wenigstens die Erfahrung des Alters und der Praxis vor ihm voraus haben mußte, erschütterte den jungen Mann in seiner Ueberzeugung.

Es blieb ihm, eine letzte Untersuchung anzustellen.

Er hob das Betttuch des Kranken in die Höhe, entblößte seine abgezehrte Brust, legte seine Hand auf, drückte sachte, langsam, doch immer mehr darauf, so daß der Druck ziemlich stark wurde.

Als er sodann sah, daß Herr Gérard den Schmerz durch kein Zeichen verrieth, fragte er:

„Leiden Sie?“

„Nein,“ antwortete Herr Gérard mit schwacher Stimme.

„Wie!“ sagte Ludovic, „wenn ich so darauf drücke, leiden Sie nicht?“

„Ich athme schwerer, doch ich empfinde keinen Schmerz.“

Ludovic wandte sich aufs Neue gegen seinen Collegen um und sagte ihm zum zweiten Male mit den Augen: „Ei! Sie sehen wohl, daß es nicht die Magenentzündung ist.“

Der alte Wundarzt schien die Pantomime von Ludovic eben so wenig das zweite Mal, als das erste Mal zu begreifen.

Ludovic lächelte.

Er war überzeugt, daß man Herrn Gérard an einer Krankheit behandelt hatte, an welcher er nicht litt.

Was für eine Krankheit hatte er nun?

Ludovic kreuzte die Arme und schaute den Kranken starr an; als er sodann den Kopf sinken ließ, als wollte er tiefer überlegen, erblickte er unter dem Kissen des Kranken nicht nur das Taschentuch, mit dem er sich das Gesicht abwischte, sondern auch das, in welches er spuckte.

Man hätte glauben sollen, das Taschentuch sei von Rost befleckt; was diese Flecken hervorbrachte, war eine Art von blutigem Schleim.

Ludovic war der Krankheit auf der Spur.

Da hob er zum zweiten Male das Betttuch des Kranken auf, doch diesmal statt mit der Hand auf den Magen zu drücken, hielt er sein Ohr an die Brust, und zwar zum großen Erstaunen des alten Wundarztes, der diese neue Art von Auscultation nicht kannte, und dessen Gesicht einen Ausdruck von Erstaunen und Neugierde annahm, der gleichbedeutend mit der Frage sein mochte: „Aber was Teufels machen Sie denn da, mein lieber College?“

Nun war es Ludovic, der der Pantomime des alten Wundarztes keine Aufmerksamkeit schenkte. Er schien befriedigt durch die Geräusche, die er in der Brust des Kranken gehört hatte, denn er richtete triumphirend den Kopf auf.

Er wußte mit Sicherheit, was er fortan vom Zustande des Patienten zu halten hatte, und kannte die Krankheit, welche zu bekämpfen war; er hatte nur noch den Puls zu untersuchen; er bat Herrn Gérard, ihm die Hand zu geben: der Kranke gehorchte maschinenmäßig.

Der Puls hatte nicht seine ganze Stärke verloren; er widerstand unter dem Finger und war sehr schnell, das heißt er that über hundert Schläge in der Minute; er war endlich allerdings unregelmäßig, dies jedoch sehr leicht.

Das war ungefähr so, wie es Ludovic zu finden hoffte.

Nachdem er seine Untersuchung geschlossen hatte, endigte der junge Doctor da, wo er hätte anfangen sollen, aber wie ein Mensch, der an das Ufer eines Flusses kommt, wo man: „Zu Hülfe!“ ruft, war er zuerst untergetaucht.

Er wandte sich gegen Herrn Pilloy um und fragte ihn, wie lange die Krankheit daure, was ihre verschiedenen Phasen gewesen seien, welchen Ursachen er sie zuschreibe.

Der alte Arzt erzählte nun das Eintauchen von Herrn Gérard in das Bassin des Schlosses, und die traurigen Folgen, welche dieses Eintauchen, durch das einem Kinde das Leben gerettet werden sollte, für den Retter gehabt habe; er antwortete sodann auf die anderen Fragen seines Collegen, und als er geendigt, fragte er selbst mit einer spöttischen Miene:

„Nun, mein Herr?"

„Nun, ich habe die Ehre, Ihnen für Ihre Gefälligkeit zu danken, mein Herr," erwiederte Ludovic, „ich weiß, was ich wissen wollte."

„Und was wissen Sie?"

„Ich weiß, von welcher Krankheit der Patient befallen ist."

„Gut! das war nicht schwer zu wissen, da ich damit angefangen habe, daß ich Ihnen sagte, es sei eine Magenentzündung."

„Ja; aber gerade hierin weichen unsere Meinungen von einander ab."

„Was wollen Sie damit sagen?"

„Wäre es Ihnen gefällig, in das anstoßende Zimmer zu gehen, mein lieber College? Ich glaube, wir ermüden den Kranken."

„Oh! mein Herr, um des Himmels willen, gehen Sie nicht!" sagte Herr Gérard, alle seine Kräfte zusammenraffend, um diesen Wunsch auszudrücken.

„Seien Sie ruhig, mein Freund," erwiederte Herr Pilloy, welcher glaubte, die Bitte sei an ihn gerichtet; „ich habe Ihnen versprochen, Sie nicht zu verlassen, und ich werde mein Wort halten."

Und die zwei Aerzte schickten sich an, aus dem Zimmer wegzugehen.

Auf der Schwelle der Thüre begegneten sie der Krankenwärterin.

„Meine gute Frau," sagte Ludovic, „wir werden in fünf Minuten zurückkehren; verlangt der Kranke in unserer Abwesenheit etwas, so geben Sie ihm durchaus nichts!"

Marianne wandte sich gegen Herrn Pilloy, als wollte sie von ihm erfahren, ob sie diesem Befehle gehorchen sollte.

„Ei!" antwortete dieser, „der Herr behauptet ja, er werde den Kranken gesund machen!"

Er erwartete, Ludovic werde laut aufschreien; doch zu seinem großen Erstaunen erwiederte Ludovic nichts: er begnügte sich damit, daß er auf die Seite trat, um Herrn Pilloy mit der Ehrerbietung, die der Jüngere dem Aelteren schuldig ist, vorbeigehen zu lassen.

LXXVIII.

Wo Ludovic die Verantwortlichkeit übernimmt.

Die zwei Aerzte blieben im Vorzimmer.

Man konnte unmöglich ein lebendigeres Bild von Routine und der Wissenschaft sehen.

„Wollen Sie mir nun die Freundschaft erweisen, mir zu sagen, mein junger Freund, warum Sie mich hierher geführt haben?" fragte Herr Pilloy.

„Ei!" antwortete Ludovic, „einmal, um den Kranken nicht durch eine Discussion zu ermüden."

„Gut! das ist ja ein todter Mann!"

„Ein Grund mehr, wenn das Ihre Ansicht ist, sie nicht vor ihm auszudrücken."

„Ah! mein Herr," sagte der ehemalige Oberwundarzt, „glauben Sie denn, die Männer unserer Generation seien Weichlinge, wie es die der Ihrigen sind? Ich war dabei, und ich diente Lorrey als Gehülfe, als er dem braven Montebello beide Beine abnahm; es fand eine Discussion von fünf Minuten statt, ob man die Operation an ihm machen sollte, oder ob man ihn sollte sterben lassen, ohne ihn mehr zu quälen; stellen Sie sich etwa vor, man habe sich vor ihm verborgen? Nein, mein Herr, er nahm Theil an der Discussion, als hätte es sich um einen Fremden gehandelt, und ich höre ihn noch mit einer Stimme so fest, als hätte er gerufen: Vorwärts! zu uns sagen: „„Schneidet, alle Teufel! schneidet!""

„Es ist möglich, mein Herr, daß man, wenn man auf einem Schlachtfelde, unter fünfzehn bis zwanzigtausend Verwundeten operirt, nicht Zeit hat, alle die Zartheiten zu beobachten, welche unserer Generation den Titel Generation von Weichlingen verschaffen, doch wir sind hier auf keinem Schlachtfelde; Herr Gérard ist kein Marschall von Frankreich, wie der brave Montebello; er ist ein durch seine Lage sehr niedergeschlagener Mann, der, wenigstens wie es mir geschienen, gegewaltig Angst vor dem Sterben hat, und bei dem die betroffene Einbildungskraft, dünkt mir, noch nachtheiliger wirken kann, als die Krankheit."

„Ah! was die Krankheit betrifft, — Sie sagten mir, Sie seien nicht derselben Ansicht wie ich!"

„Ueber die Krankheit, das ist wahr."

„Und was ist Ihre Ansicht?"

„Sie begehen einen Irrthum, mein Herr, daß Sie Herrn Gérard an einer Magenentzündung behandeln!"

„Ich hätte mich geirrt?

„Ja, indem Sie annehmen, ich wiederhole es, Herr Gérard sei von einer Magenentzündung befallen."

„Ich nehme aber nicht an, ich versichere!“

„Nun wohl, ich glaube, daß der Kranke von einem andern Uebel befallen ist, als an dem, was Sie versichern.“

„Sie behaupten also, mein Herr?“

„Ich behaupte auch nicht, ich versichere!“

„Sie versichern, Herr Gérard? . !“

„Leide nicht an einer Magenentzündung; das ist das dritte Mal, daß ich die Ehre habe, es Ihnen zu wiederholen.“

„Aber was Teufels hat er denn, wenn er keine Magenentzündung hat?“ rief ganz verwundert der alte Wundarzt.

„Er hat ganz einfach eine Lungenentzündung,“ antwortete Ludovic kalt.

„Eine Lungenentzündung? Ah! Sie nennen das eine Lungenentzündung?“

„Nichts Anderes.“

„Dann versichern Sie vielleicht auch, Sie werden ihn da herausziehen.“

„Ah! was das betrifft, mein Herr, das versichere ich nicht; ich begnüge mich, es zu hoffen.“

„Und darf man das souveraine Mittel kennen, das Sie anwenden werden?“

„Ich will darüber nachdenken, lieber College, vorausgesetzt, Sie geben mir die Erlaubniß hiezu.“

„Wie! Sie bitten mich um Erlaubniß, meinen ältesten Freund zu retten?“

„Ich bitte Sie um Erlaubniß, einen Kranken zu behandeln, der Ihnen gehört?“

„Ich gebe sie Ihnen hundertmal, tausendmal! gefiele es Gott, daß dies etwas nützen würde; wollen Sie aber meine Ansicht hören, so sage ich Ihnen, ich bezweifle, daß der arme Bursche die morgige Sonne sieht.“

„Ich will also das Unmögliche versuchen,“ erwiederte Ludovic, immer dieselbe Artigkeit und dieselbe

Ehrerbietung gegen einen Arzt beobachtend, der der Aeltere von Beiden durch das Recht der Geburt, wenn nicht der Wissenschaft war.

„Das Unmögliche, das ist das richtige Wort,“ sagte der alte Wundarzt, der diese Ehrerbietung von Ludovic nicht begriff, welche er für Unschlüssigkeit hielt.

„Was haben Sie nun bis jetzt gethan, mein ehrenwerther College?“ fragte Ludovic der Form wegen.

„Ich habe zwei Aderlässe vorgenommen, Blutegel auf den Magen gesetzt, und den Kranken einer absoluten Diät unterworfen.

Ein Lächeln schwebte über die Lippen von Ludovic, viel mehr erzeugt durch das Mitleid, das ihm der Kranke einflößte, als durch die Ironie, die ihm dieses Universalmittel einflößen mußte, das so sehr in der Mode zu jener Zeit: die Blutegel und die Diät, dieser andere Blutegel des Magens.“

Die zwei Aerzte waren so weit in ihrer Erörterung, als einige Bauern, ungeduldig, das Wunder zu erfahren, das die Gegenwart eines zweiten Arztes hatte bewirken sollen, in das Vorzimmer des Philanthropen von Vanvres eindrangen.

„Nun,“ riefen alle zugleich, geht es besser? ist er gerettet?“

Der alte Militärarzt, der daran gewöhnt war, sich dieselben Worte in die Ohren schreien zu hören, so oft er aus dem Hause des ehrlichen Herrn Gérard wegging, glaubte wieder, sie seien an ihn gerichtet.

Aber ach! ist die Welle veränderlich, ist das Weib noch veränderlicher, als die Welle, so gibt es etwas, was noch tausendmal veränderlicher ist, als die Welle und das Weib zugleich: das ist die Menge.

Einer von den Bauern, der am meisten Ludovic angetrieben, in das Haus des gemeinschaftlichen Wohlthäters einzutreten, antwortete auch grober Weise dem

alten Arzte, als dieser sagte: „Wir werden thun, was wir können, meine Freunde, seid ruhig.“

„Nicht Sie fragen wir das.“

Ohne Zweifel machte sodann der würdige Herr Pilloy, der unserem berühmten Freunde Lorrey beide Beine des braven Montebello hatte abnehmen helfen, über die Menge dieselbe Bemerkung wie wir; nur machte er sie eine Secunde zu spät. Er entschuldigte sich auch dadurch, daß er die Stirne faltete, und in seinem Innern den gottlosen Wunsch that, als möchte die prahlerische Wissenschaft des jungen Arztes in Betreff des Kranken eine eclatante Niederlage erleiden, damit er die Summe der Geringschätzung zu theilen habe, welche die Dorfbewohner nun gegen ihn äußerten.

Ein anderer Bauer wandte sich unmittelbar an Ludovic, und sagte, indem er zugleich die Frage stellte und die Antwort gab:

„Nun, wie haben Sie ihn gefunden? nicht wahr, es steht sehr schlimm bei ihm?“

„Nicht wahr, es ist keine Hoffnung mehr, mein Herr?“ fragte ein Zweiter.

„Nicht wahr, er wird nicht davon kommen, mein Herr?“ sagte ein Dritter.

„Meine Freunde,“ antwortete Ludovic, „so lange der Kranke nicht todt ist, muß man Vertrauen haben nicht zu der Kunst der Aerzte, sondern zu der Natur, und, Gott sei Dank! Herr Gérard ist nicht todt!“

Die Menge ließ ein Hurrah ertönen.

„Sie werden ihn retten?“ fragten zwanzig Stimmen.

„Ich werde alle meine Kräfte aufbieten,“ antwortete Ludovic.

„Oh! retten Sie ihn! retten Sie ihn, mein Herr,“ rief man ihm von allen Seiten zu.

Auf dieses Geschrei öffnete Marianne halb die Thüre des Zimmers.

„Was geht denn vor?“ fragte der Kranke, den

dieser ganze Tumult schmerzlich ergriff, „kann man mich denn nicht ruhig sterben lassen?“

„Oh! Herr,“ sagte die wackere Frau, „es ist nicht mehr vom Sterben die Rede.“

„Wie!“ rief der Kranke, „es ist nicht mehr vom Sterben die Rede?“

Und seine Augen, die man für erloschen gehalten hätte, schleuderten eine doppelte Flamme.

„Nein, Herr, der junge Arzt, der vorhin gekommen ist, sagte den Bauern, er werde Sie vielleicht retten.“

„Ach! vielleicht!“ versetzte der Kranke, während er den Kopf wieder auf sein Kissen sinken ließ. „In jedem Falle, Marianne, entferne er sich nicht! oh! um des Himmels willen, er entferne sich nicht!“

Dann blieb er, gelähmt durch diese Anstrengung, unbeweglich, und scheinbar nur durch eine Art von Pfeifen lebend, das sein Hauch aus der Brust gehend hervorbrachte.

„Meine Herren, meine Herren,“ sagte die Krankenwärterin, „Herr Gérard ist ohnmächtig, man sollte glauben, er verscheide.“

Ludovic ging rasch hinein, nahm die Hand und fühlte den Puls.

„Es ist nichts,“ sagte er; „nur eine durch die Aufregung verursachte Ohnmacht. Muth, mein Herr!“ rief er dem Kranken zu.

Dieser stieß einen Seufzer aus.

Marianne hatte alle Mühe der Welt, die Menge von einem Einfalle ins Zimmer abzuhalten.

„Mein Herr,“ sprach der alte Arzt zu seinem jüngeren Collegen, „ohne Zweifel werden Sie sich nicht darauf beschränken, daß Sie zu dem Kranken sagen: „„Muth!““ Sie werden ihm etwas verordnen.“

„Geben Sie mir Papier, eine Feder und Tinte,“ sagte Ludovic zu der Krankenwärterin, ich will eine Verordnung schreiben.“

Alle wetteiferten, so rasch als möglich die verlangten Gegenstände zu finden.

Der Kranke, der auf das Wort vielleicht die einen Augenblick gefaßte Hoffnung wieder verloren hatte, zerarbeitete sich in seinem Bette, faltete die Hände und drückte durch seine Gebärden klarer, als er es durch seine Worte gethan, die Bitte aus: „Im Namen des Herrn, laßt mich doch ruhig sterben!"

Niemand achtete aber auf den grausamen Tod, den man ihm auferlegte, so sehr hegte Jedermann das Verlangen, ihm das Leben zu erhalten.

Ludovic suchte einen Platz, wo er die Verordnung schreiben könnte; doch alle Meubles waren überladen von Flaschen, Töpfen, Gläsern, Tellern, Unterschaalen aller Art.

Die Bauern, als sie die Verlegenheit des jungen Mannes bemerkten, boten ihm die Einen ihren Rücken, die Andern ihren Schooß an.

Ludovic fand einen passenden Rücken und bediente sich desselben als eines Tisches, um die Verordnung zu schreiben.

„Lassen Sie das holen," sagte er zur Krankenwärterin.

Er hatte nicht so bald sein Verlangen ausgesprochen, als die Verordnung, seinen Händen entrissen, in die von vier bis fünf Anwesenden überging, die sich um das Vergnügen, Herrn Gérard nützlich zu sein, stritten.

Ein Hinkender bemächtigte sich endlich des kostbaren Papiers und knappte so schnell er konnte fort

„Meine gute Frau," sagte Ludovic zu der Krankenwärterin, „Sie werden alle halbe Stunden Herrn Gérard einen halben Löffel voll von dem Tranke geben, den man Ihnen bringen wird; Sie verstehen? nicht öfter, nicht minder oft als alle halbe Stunden, nicht mehr als einen halben Löffel voll; nur dies kann ihn retten."

„Alle halbe Stunden, einen halben Löffel voll," wiederholte die Krankenwärterin.

„Ja, so ist es sehr gut! . . . Ich muß durchaus nach Paris zurückkehren."

Der Kranke stieß einen Seufzer aus; es schien ihm, der Rest seines Lebens verlasse ihn.

Ludovic hörte diesen Seufzer, eine heiße Bitte des verzweifelten Menschen, und sagte:

„Ich muß nach Paris zurückkehren, doch in drei Stunden komme ich wieder, um zu sehen, welche Wirkung der Trank hervorgebracht hat."

„Und Sie sind sicher, daß ihn der Trank retten wird?" brummte der alte Arzt.

„Sicher ist nicht das richtige Wort, mein lieber College; besser als irgend Jemand wissen Sie, daß der Mensch nie einer Sache gewiß ist; doch . . . ."

Ludovic warf einen Blick auf den Kranken.

„Doch ich hoffe!" sagte er.

Dieses letzte Wort veranlaßte ein neues Hurrah der Freude in der Menge.

Der Kranke raffte seine Kräfte zusammen, richtete sich in seinem Bette auf und sagte:

„Drei Stunden, mein Herr; suchen Sie nicht länger auszubleiben."

„Ich verspreche es Ihnen, mein Herr."

„Ich werde die Minuten zählen," fügte der Kranke bei, während er mit seinem Taschentuche seine von einem Schweiße, welchen man für den der Todesnoth hätte halten können, bedeckte Stirne abwischte.

Nach diesen Worten ging Ludovic mit seinem alten Collegen ab, er bat ihn, zuerst zu passiren, verbeugte sich vor ihm und gab ihm mit einem Worte alle Zeichen der Ehrfurcht, die man einem Aelteren und Höheren schuldig ist.

Ludovic nahm, wie er gesagt hatte, den Weg nach

Paris, nur suchte er diesmal ein Cabriolet, einen Fiacre oder dergleichen, um früher zurück zu sein.

Der Militärarzt folgte ihm voll Groll und ohne den Mund aufzuthun.

Ludovic seinerseits glaubte, es sei nicht an ihm zuerst zu sprechen, nicht einmal, um von seinem Collegen Abschied zu nehmen.

Dieses Stillschweigen hätte sicherlich bis zu ihrer Trenauug gedauert, wenn nicht der Hinkende, der zum Apotheker gegangen, bei den zwei Nebenbuhlern angekommen, um ihnen die Zunge zu lösen.

Der Hinkende zeigte Ludovic den Trank, der ihm übergeben worden war.

„Ist es das, Herr?" fragte er.

„Ja, mein Freund," antwortete Ludovic das Fläschchen anschauend, „nun sage der Krankenwärterin, sie soll Punkt für Punkt meine Vorschrift befolgen."

Dieses Zusammentreffen diente Herrn Pilloy als Vorwand, um wieder das Wort zu nehmen:

„Sie glauben vielleicht, mein lieber College, ich wisse nicht, was dieses Fläschchen enthält?" fragte er.

„Warum sollte ich Ihnen diese Beleidigung anthun?" antwortete Ludovic.

„Es ist ein Brechmittel, was Sie ihm da geben?"

„In der That, es ist ein Brechmittel!"

„Bei Gott! Sie müßten ihm wohl ein Brechmittel geben, da Sie an eine Lungenentzündung glauben!"

„Mein Herr," sprach Ludovic kalt, „ich habe eine solche Achtung vor Ihrem Wissen und vor Ihrer Erfahrung, daß ich wünschte, ich würde mich täuschen, hieße das nicht zugleich den Tod des Kranken wünschen."

Nach diesen Worten schlug Ludovic, da er am Horizont weder ein Cabriolet, noch einen Fiacre erblickte, mitten durch die Felder einen Fußpfad ein, der ihn schneller an den Ort seiner Bestimmung führen zu müssen schien, als es die Landstraße gethan hätte.

Der alte Arzt seinerseits kehrte neugierig, zu erfahren, welche Wirkung auf seinen sterbenden Freund der Trank hervorbringen würde, nach Vanvres zurück, und gerade drittehalb Stunden nach dem Abgange von Ludovic war er am Bette des Kranken, der ihn diesmal nicht ohne einen gewissen Widerwillen hier Platz nehmen sah.

Ein solcher Eifer setzte die Dorfbewohner, die ihn eintreten sahen, in Erstaunen; er setzte noch viel mehr die Krankenwärterin in Erstaunen, welche gewohnt, sehr lange auf Herrn Pilloy zu warten, wenn man ihn rief, ganz verwundert war, als sie ihn herbeieilen sah, da man ihn nicht rief. Der Exoberwundarzt gab sich indessen nicht einmal die Mühe, seinen unerwarteten Besuch zu motiviren.

Er versuchte es, Herrn Gérard zu befragen; doch dieser, war es nun Mißtrauen, oder hatte seine Schwäche zugenommen, weigerte sich, ihm zu antworten.

Dann wandte er sich gegen die Krankenwärterin um, und fragte:

„Nun, meine liebe Marianne, was Neues?“

„Ach! Herr,“ antwortete die gute Frau, „es geht sehr kümmerlich!“

„Haben Sie ihm von dem famösen Trank eingegeben?“

„Ja, Herr.“

„Welche Wirkung hat er hervorgebracht?“

„Eine schlimme Wirkung, eine schlimme Wirkung, lieber Herr Pilloy.“

„Welche Wirkung denn?“ fragte der alte Wundarzt, der sich tückisch die Hände rieb.

„Er hat sich erbrochen, Herr.“

„Ah! ich war dessen sicher! Zum Glücke bin ich nicht verantwortlich für die Folgen, und stirbt er, so habe ich ihn nicht getödtet.

„Nein, das ist wahr," sprach die gute Frau; „doch Sie hatten ihm das Leben abgesprochen."

„Bei Gott!" erwiederte der Oberwundarzt der großen Armee, „man spricht immer das Leben ab, sonst, wenn ein Kranker stürbe, was manchmal geschieht, würde man dem Arzte sagen: „„Er ist gestorben, und Sie hatten ihm nicht das Leben abgesprochen!"" Auf diese Art ist die Ehre der Arzneiwissenschaft gerettet."

„Ja," sagte Marianne, „und kommt der Kranke davon, so vergrößert das die Ehre des Arztes."

Die Anschuldigungen des alten Wundarztes und die medico-philosophischen Bemerkungen der Krankenwärterin dauerten eine halbe Stunde.

Nach Verlauf dieser halben Stunde kam Ludovic an.

Er trat gerade in dem Augenblicke ein, wo Herr Pilloy ohne Mitleid für seinen besten Freund, — die Wissenschaft ist wie Saturn, sie verschlingt ihre Kinder! — er trat, sagen wir, in dem Augenblicke ein, wo Herr Pilloy, da er den Kranken fast unmittelbar den Löffel voll Brechtrank, den er genommen, wieder von sich geben sah, Herrn Gérard anschauend, dessen verzerrtes Gesicht das Leiden ausdrückte, laut sagte:

„Er ist entschieden verloren!"

Ludovic hörte diese Worte, achtete aber nicht darauf, ging gerade auf den Kranken zu, schaute ihn aufmerksam an und fühlte ihm den Puls.

Nach einer Minute, — einer Minute voller Bangigkeit für dieses wackere Herz, voller Unruhe von einer verzagenden Art für den alten Wundarzt, erhob er die Stimme.

Sein Gesicht, das zugleich der Arzt, die Krankenwärterin und der Sterbende forschend betrachteten, drückte die vollkommenste Befriedigung aus.

„Es geht gut!" sagte er.

„Wie, es geht gut?" fragte Herr Pilloy erstaunt.

„Ja, der Puls hat sich wieder gehoben."

„Ah! hienach urtheilen Sie, daß es besser gehe?"

„Armer, unglücklicher junger Mann, er hat sich erbrochen!"

„Er hat sich erbrochen?" wiederholte Ludovic, Marianne anstaunend.

„Sie sehen wohl, daß er verloren ist!"

„Im Gegentheile," erwiederte Ludovic ruhig, „hat er sich erbrochen, so ist er gerettet."

„Sie stehen für das Leben meines besten Freundes?" rief Herr Pilloy wüthend.

„Ja, mein Herr," antwortete Ludovic, „ich verbürge mich dafür bei meinem Kopfe."

Der alte Arzt nahm seinen Hut, und ging mit der Mine eines Algebristen weg, gegen den man behaupten würde, zwei und zwei machen fünf.

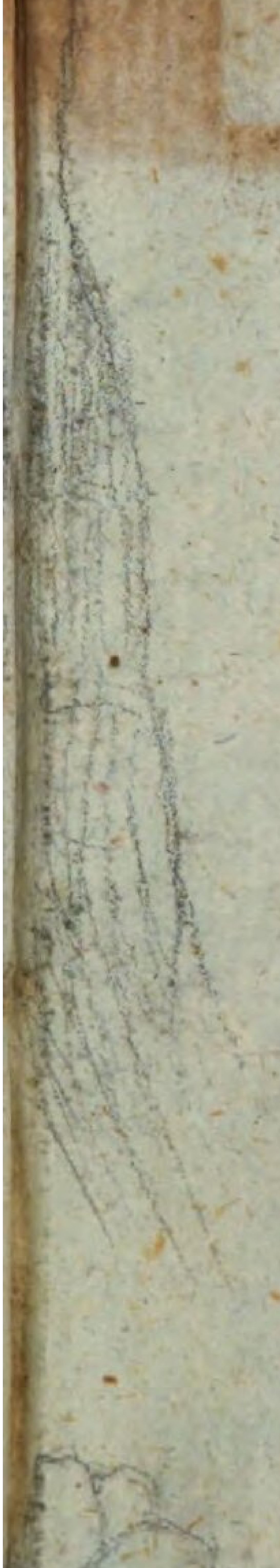
Ludovjc schrieb eine andere Verordnung, und übergab sie der Krankenwärterin.

„Liebe Frau," sagte er, „ich habe die Verantwortung übernommen! Sie wissen, was dies in der Sprache der Medicin bedeutet? Man führe meine Vorschriften buchstäblich aus, man befolge keine andere, und Herr Gérard ist gerettet."

Der Sterbende gab einen Freudenschrei von sich, ergriff die Hand des jungen Mannes, und drückte, ehe sich dieser dagegen hatte wehren können, seine Lippen darauf.

Doch plötzlich schien sich sein Gesicht unter dem Einflusse eines unbeschreiblichen Schreckens völlig zu entstellen.

„Und der Mönch! und der Mönch!" murmelte er, während er vernichtet auf sein Kopfkissen zurückfiel.



Dumas, Alexandre,

Die Mohicaner von Paris Von Alexander Dumas. Aus dem Französischen von August Zoller

Bd.: 9-12

Stuttgart 1855